

**Jacob Henle, ein deutsches Gelehrtenleben : nach Aufzeichnungen und Erinnerungen erzählt / von Fr. Merkel.**

**Contributors**

Merkel, Friedrich, 1845-1919.  
Royal College of Physicians of Edinburgh

**Publication/Creation**

Braunschweig : F. Vieweg, 1891.

**Persistent URL**

<https://wellcomecollection.org/works/gfq4kw3n>

**Provider**

Royal College of Physicians Edinburgh

**License and attribution**

This material has been provided by This material has been provided by the Royal College of Physicians of Edinburgh. The original may be consulted at the Royal College of Physicians of Edinburgh. where the originals may be consulted.

This work has been identified as being free of known restrictions under copyright law, including all related and neighbouring rights and is being made available under the Creative Commons, Public Domain Mark.

You can copy, modify, distribute and perform the work, even for commercial purposes, without asking permission.



Wellcome Collection  
183 Euston Road  
London NW1 2BE UK  
T +44 (0)20 7611 8722  
E [library@wellcomecollection.org](mailto:library@wellcomecollection.org)  
<https://wellcomecollection.org>



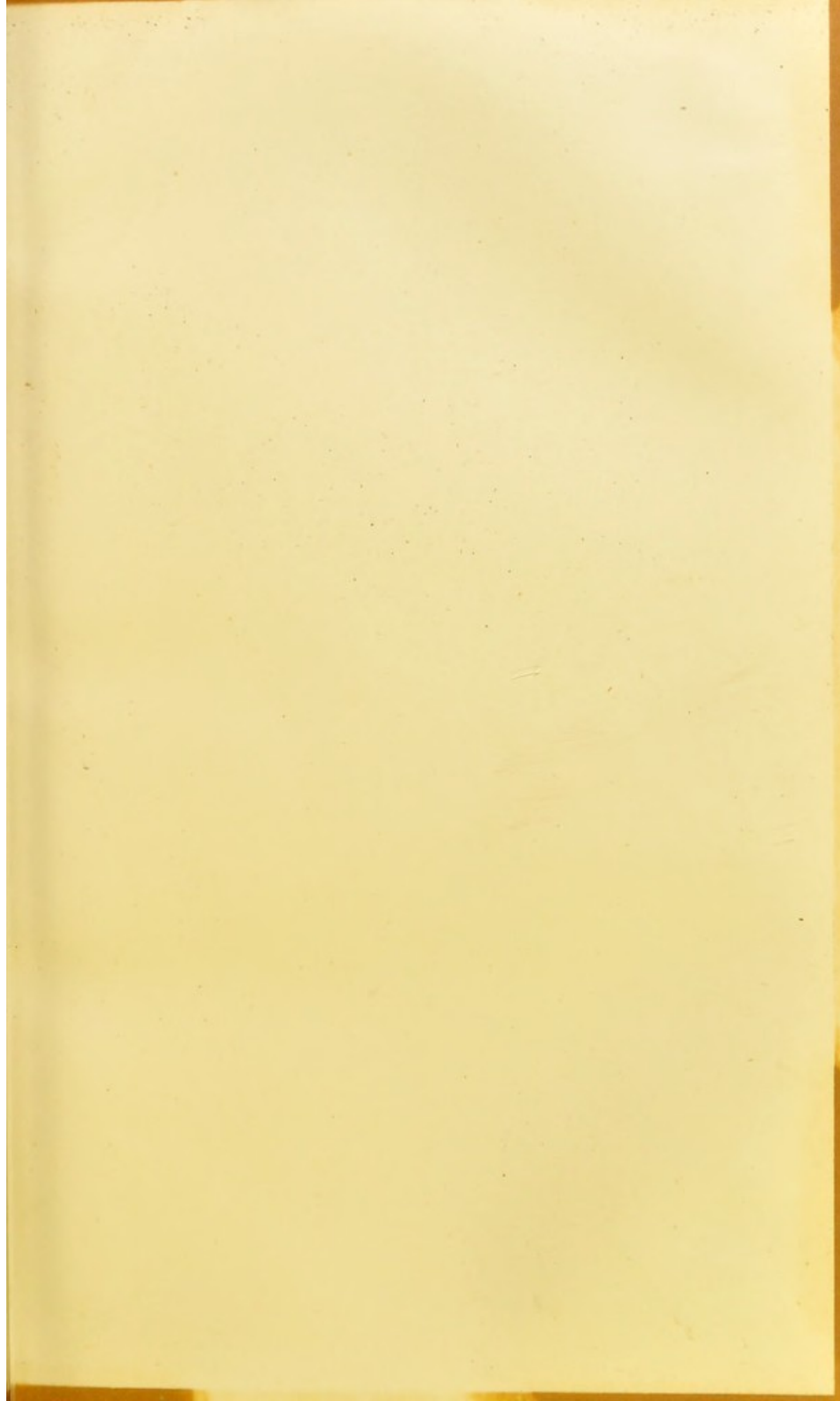




*He 5. 59*

R51528









Digitized by the Internet Archive  
in 2015

<https://archive.org/details/b21916950>









# JACOB HENLE.

EIN DEUTSCHES GELEHRTENLEBEN.

---



JACOB BRADLEY  
JAN. 10. 1845. 1845. 1845.





Henry



# JACOB HENLE.

EIN DEUTSCHES GELEHRTENLEBEN.

NACH

AUFZEICHNUNGEN UND ERINNERUNGEN

ERZÄHLT

VON

FR. MERKEL.



MIT EINEM PORTRAIT IN HOLZSTICH.

---

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON FRIEDRICH VIEWEG UND SOHN.

1891.

JACOB HEINLE

EIN DRUCKER'S GEFÜHRTE

UND VERLAGS

---

Alle Rechte vorbehalten.

---

VERLAG

IN

BRUNNEN

UND VERLAG

1891

MEINER LIEBEN FRAU

ZUGEEIGNET.



MINER LIBRY FRAC

LIBRY

## VORWORT.

---

Jacob Henle? Was giebt dem Erzähler die Berechtigung, uns mit dem Lebensgang eines schlichten Göttinger Professors bekannt machen zu wollen? So fragt vielleicht mancher, der den Titel dieses Buches liest. Denn ein Mann, der feines Zeichens Anatom war, dessen Leben in der stillen Studirstube hinfloß, ist nicht wie ein belletristischer oder politischer Schriftsteller der ganzen Welt, er ist nur den engeren Fachkreisen näher bekannt. Wäre es nur Liebe und Dankbarkeit gegen den Lehrer und väterlichen Freund, welche meine Feder führte, dann hätte ich eine Fachzeitschrift zur Publication wählen, oder doch wenigstens das Buch nur den unmittelbaren Interessenten und Sachverständigen vorlegen können. Die Berechtigung, auch weitere Kreise zur Lectüre aufzufordern, liegt darin, daß in Henle's Leben sich ein



gutes Stück Culturgeschichte verkörpert und dafs ein Mann, welcher als Demagoge die Schrecken der Berliner Hausvoigtei kennen lernte, welcher in Zürich mit Leuten, wie Herwegh, in Heidelberg mit solchen, wie Gervinus, Pfeufer, Jolly, eng befreundet war, der die Tage des badischen Aufstandes an sich vorüberziehen sah, der die Annexion Hannovers mit durchlebte und in lebendigen Briefen schilderte, dafs ein solcher Mann immerhin auf die Theilnahme weiterer Kreise rechnen darf. Aber nicht dies allein ist es, was mich veranlafst, von Henle zu erzählen; ein Mann, welcher in einer Wissenschaft eine solch' hervorragende Stellung eingenommen hat, wie er, kann es ebenso gut beanspruchen, von den Gebildeten gekannt zu sein, wie ein bedeutender Künstler oder Poet.

Gerade jetzt mit meinen Aufzeichnungen hervortreten, hat aber eine doppelte Berechtigung. Erstens feiern wir in diesem Jahre das fünfzigjährige Jubiläum der bahnbrechenden »allgemeinen Anatomie« Henle's, welche 1841 erschien, und zweitens mufs es heute, in der Zeit, in welcher Koch's Arbeiten über die Tuberculose alle Gemüther auf das Lebhafteste bewegen, auch den medicinischen Laien



interessiren, dem Manne näher zu treten, welcher des genialen Bacteriologen genialer Lehrmeister war, der schon vor mehr als fünfzig Jahren aus den Symptomen mit schärfster Logik bewies, daß gewisse Krankheiten durch organische Keime nothwendig erzeugt werden müssen. Er schreibt selbst bei einer Betrachtung über die Irrthümer, in welche die naturphilosophische Teleologie zu Anfang unseres Jahrhunderts bezüglich der Ursachen der Krankheiten verfallen war<sup>1)</sup>: »Es blieben Krankheiten und gerade die merkwürdigsten, fieberhaften, die sich nicht experimentell nachahmen ließen, und diese bildeten den Boden, auf welchem die Teleologie weiter vegetirte. Daß sie auch aus dieser letzten Position vertrieben wurde, verdanken wir, nebst den Fortschritten der mikroskopischen Technik einer Epidemie, welche die Interessen der italienischen und französischen Seidenzüchter schädigte, indem sie ganze Colonien der Seidenraupe ergriff und vernichtete. Hier ergab sich als Quelle des Uebels ein mikroskopischer Pilz, dessen Keime sich durch die Luft verbreiteten und durch Impfung übertragen werden konnten.

---

<sup>1)</sup> Anthropolog. Vorträge, 2. Heft, S. 66 f., 1882.

Auf diese Erfahrungen, auf die Analogien, welche bezüglich der Wanderungen und des Verlaufes die Muscardine der Seidenraupen mit den menschlichen Seuchen zeigt, durfte ich die Hypothese gründen, daß die letzteren das Werk ähnlicher, pflanzlicher oder thierischer, nur mikroskopisch wahrnehmbarer Geschöpfe seien. Die Untersuchungen der neuesten Zeit haben diese Voraussetzung vielfach bestätigt und wenn noch manches Resultat zu befestigen, manches Räthsel zu lösen bleibt, so ist doch so viel gewonnen, daß auch der ärztliche Forschungseifer sich von den Zwecken der Krankheitserrscheinungen ab- und den Ursachen derselben zugewandt hat.«

Die Berechtigung, das Publicum für diese Lebensbeschreibung über den engen Kreis der Fachgenossen hinaus zu suchen, dürfte damit nachgewiesen sein.

Ich habe aber die Prätenſion, selbst auf das schönere Geschlecht zu rechnen, denn eine so durch und durch noble Natur, wie die Henle's, ein so schöner, für alles Edle begeisterter Familien- und Freundeskreis, wie der war, in welchem er sich bewegte, verfehlt auch auf feinsinnige Frauen seine Wir-



kung nicht. Bei der Beschäftigung mit der Correspondenz des verstorbenen Gelehrten durfte ich an mir selbst erfahren, wie wohlthuend in der heutigen, hastenden Zeit das Eingehen in Verhältnisse berührt, welche in Jahrzehnte fallen, deren Signatur noch nicht durch Streberthum und die rastlose Jagd nach Gewinn gegeben war.

Die Würdigung der wissenschaftlichen Arbeit Henle's durfte nicht übergangen werden, sie mußte sich sogar oft ins Detail vertiefen. Um nun naturwissenschaftlichen Laien eine Orientirung darüber zu erleichtern, was sie ohne Schaden für den Zusammenhang überschlagen können, wurde die Besprechung der literarischen Thätigkeit des Gelehrten durch kleineren Druck ausgezeichnet. Für zartbefaitete Naturen bemerke ich, daß in dieser Besprechung natürlich Alles mit dem rechten Namen genannt werden mußte, und da läuft bei Werken eines Anatomen zuweilen ein Satz mit unter, der besser von ihnen ungelesen bleibt; sie mögen also vorsichtig beim Blättern in diesen Theilen des Buches sein.

Mein eigenes Verhältniß zu Henle war ein so nahes und inniges, daß ich fürchten mußte,

vielleicht zu fehr zu feinen Gunften Partei zu nehmen. Ich habe deshalb, wo es möglich war, fremde Kritiken feiner Arbeiten gebracht. Dafs bei der Erzählung feines Lebensganges fein Briefwechfel und feine eigenen fonftigen Aufzeichnungen den breitesten Platz einnehmen, versteht ſich von ſelbſt.

Möchte es mir gelingen, das Intereſſe des Leſers an dem vortrefflichen Manne bis zum Ende feſtzuhalten.

Göttingen, im Mai 1891.

Fr. Merkel.



## 1. F ü r t h.

---

»Frid. Guft. Jacobus Henle natus sum Fürthii apud Norimbergam mense Julio anni MDCCCIX patre Guilelmo, mercatore, matre Helena Sophia, e stirpe Diespeck, quos adhuc vivos veneror«, so beginnt der Gelehrte, dessen Andenken diese Aufzeichnungen gewidmet sind, die kurze Beschreibung seines Lebenslaufes, welche er Zwecks seiner Promotion der Facultät einzureichen hatte. »Quos adhuc vivos veneror«, welche, noch jetzt am Leben, von mir verehrt werden, dies war keine leere Phrase, denn er verehrte seine Eltern wirklich hoch und was noch mehr ist, sie verdienten diese Verehrung auch in vollem Mafse. Beide Eltern waren thatkräftige und energische Naturen, welche den Kampf mit ungünstigen Verhältnissen rüftig aufnahmen und siegreich durchführten.

Die Mutter war zwar die Tochter eines hochgelehrten Rabbi im kleinen Städtchen Baiersdorf zwischen Nürnberg und Bamberg, doch erlaubten es weder die Mittel der Familie, noch der ganze Zuschnitt des damaligen Gemeindelebens, dafs sie einen regelrechten Unterricht erhielt. Sie lernte von ihrer eigenen Mutter so viel, als diese wufste, im Uebrigen mufste sie sehen, wie sie sich mit ihrem allerdings ausgezeichneten Verstande

und den guten Grundsätzen, welche sie als kostbares Geschenk von den Eltern mitbekam, durch das Leben schlug. Bei der Grösse der Familie — sie hatte drei Brüder und drei Schwestern — mußte sie frühzeitig mit angreifen und sammelte rasch gediegene Kenntnisse des Haushaltes und aller häuslichen Beschäftigungen. So kam es, daß die in verhältnißmässig glänzender Lage befindliche Schwester ihres Vaters, die Frau des Kaufmannes Henle in Fürth, sich die Nichte zur Stütze ihres durch sieben Söhne ziemlich grossen und belebten Haushaltes ausbat. Mit besonderer Vorliebe erzählte die letztere noch in später Zeit ihren Kindern, wie sie den Neckereien und Nachstellungen der älteren, stattlichen, bereits zu Männern gereiften Söhne des Hauses glücklich entgangen sei, um an der schüchternen Verehrung und ritterlichen Vertheidigung ihres kleinen, kaum fünf Fufs grossen und drei Jahre jüngeren Vetzters, des vorjüngsten der Brüder, Gefallen zu finden; sie konnte der treuen und stillen Werbung des jungen Mannes von seltener Herzensgüte nicht widerstehen, obgleich dieselbe sehr verfrüht genannt werden mußte.

Wenn nun auch vorauszusehen war, daß die beiden Liebenden eine Zeit lang würden warten müssen, so ließen sich doch die Verhältnisse im Anfang so an, daß sie ohne Besorgnisse in die Zukunft blicken konnten. Da starb der Vater des 18jährigen jungen Mannes unerwartet rasch und früh, die Reste des nicht sehr grossen Vermögens verschwanden durch ungetreue Verwaltung, und der Bräutigam, dessen Vorbildung keineswegs abgeschlossen war, sah sich darauf angewiesen, in die Welt hinauszuziehen, und zu sehen, wie und wo er so viel verdienen könne, um einen Haus-



stand zu begründen. Die kriegerischen Zeiten am Anfang unseres Jahrhunderts, welche so manche bürgerliche Existenz vernichteten, brachten andere wiederum in die Höhe, und in richtigem Verständniß der Zeitlage bemühte sich auch der junge Kaufmann um Verwendung bei der Armeeverpflegung. Er fand bald, was er suchte und führte nun Jahre hindurch ein wechselvolles, auch mit mancherlei Gefahren und Entbehrungen verbundenes Leben, nur mit dem einen Ziel vor Augen, sich durch redliche Arbeit und unablässige Thätigkeit die Mittel zur Aufrichtung seines eigenen Herdes zu erwerben.

Endlich, im Alter von vier und zwanzig Jahren, konnte er seine junge Frau in die von ihm eingerichtete Häuslichkeit einführen! Er hatte sich in Magdeburg mit einem anderen jungen Kaufmann etablirt, und nahm seine Braut in Leipzig, wo die Trauung erfolgte, aus den Händen ihrer Verwandten entgegen.

Die Hoffnung, daß der Stolz und das Glück über das endlich erreichte Ziel alles Andere vergessen machen würde, erfüllte sich dem jungen Ehemanne insofern nicht, als ein starkes Heimweh, welches sich bald einstellte, der Neuvermählten reichliche Thränen entlockte. Diese machten auf den herzensguten Mann einen so tiefen Eindruck, daß er der trefflichen Ausichten des neubegründeten Geschäftes ungeachtet dasselbe aufgab und seine junge Frau wieder in das elterliche Haus nach Fürth zurückbrachte. Er selbst mußte sein früheres, unstätes Leben von Neuem beginnen, um eine seiner Gattin mehr zusagende Existenz zu erringen. Die Reue über ihre allerdings große Schwäche blieb bei der tüchtigen und klar denkenden Frau natürlich nicht



aus, trotzdem dafs sie berechtigt war, ein gutes Theil ihrer Niedergeschlagenheit auf ihr körperliches Befinden zu schieben, und es war eine harte Strafe für sie, dafs sie allein und ohne ihren Mann sein mußte, als sie am 19. Juli 1809 ihrem ersten Kinde und einzigen Sohne das Leben gab. Derselbe wurde etwa dreiviertel Jahr alt, ehe der in der Fremde weilende Vater ihn und die junge Mutter zu sehen bekam, und zu allem Ueberflufs fiel auch noch die erste Begegnung zwischen Vater und Sohn nicht so aus, wie die auf ihr Kind ungemein stolze Mutter hoffte und erwartete. Der aufs Schönste herausgeputzte Junge fafs, der stürmischen Liebesäufserungen seines Vaters gewärtig, auf ihrem Schoofse, als ihn jener ohne sonderliches Entzücken für »garstig« erklärte. Dafs so etwas auf sie wie ein kaltes Sturzbad wirkte, wird man begreiflich finden. Der Vater hätte aber nicht so herzensgut sein müssen, wie er wirklich war, wenn der erste Eindruck auch nur Tage bei Bestand geblieben wäre. Er fand bald heraus, dafs sein Söhnchen herrliche braune Augen hatte, dafs er ein lebenswürdiges Kerlchen war und so kostete es nur noch einen unbedeutenden Schritt, ihn bei näherer Bekanntschaft auch schön zu finden. Da der kleine Papa ferner bald ein großes Geschick in der Handhabung und Beruhigung seines nunmehrigen Lieblings entwickelte, so fehlte in Kurzem nichts mehr zum vollsten und ungetrübtesten Glück der Mutter.

Freilich aber dauerte es nicht lange, dann mußte der Vater wieder hinaus, um seinen Geschäften nachzugehen und auch im Laufe der nächsten Jahre, als dem kleinen Jacob noch vier Schwestern, Marie,



Rosalie, Johanna, genannt Nettchen, und Helene<sup>1)</sup>, bescheert wurden, war der Vielbeschäftigte meist nur Wochen zu Hause, um dann wieder Monate in der Ferne zu weilen. Es lag daher die Erziehung der Kinder bis fast zu deren Erwachsensein ganz in den Händen der Mutter, welcher dieselben zunächst und im Wesentlichen Alles zu danken haben, was sie geworden sind. Der Vater enthielt sich des Eingreifens auch bei seiner Anwesenheit zu Hause fast ganz, da er die Einheitlichkeit des Hausregimentes nicht stören wollte und da es ihm mehr am Herzen lag, sich beim Ausruhen in der Heimath der Seinen zu freuen, als deren Zuchtmeister zu machen. Ob es ihm mit einer strengen Zucht geglückt wäre, wenn er sich dauernd hätte der Erziehung widmen können, muß bei der Gutmüthigkeit seines Wesens auch fraglich bleiben und es ist vielleicht nicht ganz fehlgeschossen, wenn man annimmt, daß er von Herzen froh war, einen plausiblen Grund zu haben, sich von jeder Bestrafung der geliebten Kinder fern zu halten. Ernst und Strenge mußte, wenn es nöthig war, allein die Mutter walten lassen; sie war auch nach Allem, was von ihr erzählt wird, durchaus eines consequenten und festen Auftretens fähig. Zur Entfaltung wirklicher Strenge wird sie wohl niemals Gelegenheit gehabt haben, denn ihre Kinder waren bei aller Lebhaftigkeit stets leicht zu behandeln und gleich die beiden Aeltesten, auf welche es ja bei der Bestimmung des ganzen Tones im Hause

---

<sup>1)</sup> Marie, spätere Gattin des Landgerichtsrathes Mathieu in Trier; Rosalie, verheirathet an Kaufmann Krämer in Mainz; Johanna an Hofrath Schöll in Weimar. Helene ist unvermählt geblieben.



so sehr ankommen mußte, hatten die Gutmüthigkeit des Vaters in vollstem Mafse geerbt. Der Einsicht der Mutter ist es auch wohl in erster Linie zu danken, daß ein einheitlicher Plan der ganzen Erziehung zu Grunde lag, welcher zweifellos wesentlich dazu beitrug, die Kinder zu fördern, und welchem besonders Jacob viele seiner späteren, so rühmenswerthen Eigenschaften verdankte. Beide Eltern empfanden die Lückenhaftigkeit ihrer eigenen Bildung so sehr, daß sie in erster Linie darauf bedacht waren, ihre Kinder Alles lernen zu lassen, was den Geist schmückt und das Herz veredelt. Dann aber waren sie auch darin mit einander einverstanden, daß möglichste Liberalität zu walten habe; sie trachteten danach, den Kindern Alles genießen zu lassen, was den Sinn erweitert und erhebt und ihnen so viele Lebensfreuden zugänglich zu machen, als es in ihren Kräften stand. Wenn dabei alle Kinder bis in die spätesten Tage auf die schöne und glückliche Zeit ihrer Jugend mit den dankbarsten Gefühlen für die geliebten Eltern zurückblicken, so ist dies sehr natürlich und man muß das Geschick preisen, welches die Anlagen Jacob Henle's in Hände legte, welche es verstanden, sie zur Entfaltung und Blüthe zu bringen, welche dem durchdringenden und klaren Geist die Wege ebneten, auf denen er vordringen sollte, um der Wissenschaft das zu leisten, was er geleistet hat.

Der kleine Jacob wuchs als kräftiges und gesundes Kind heran, bis es Zeit war, das Lernen zu beginnen. Die Mutter zog es vor, ihn nun nicht sogleich in die Schule zu schicken, sondern liefs ihn zu Hause unterrichten. Je älter er und seine Schwestern wurden, um so mehr drängten sich den Eltern allerlei Fragen

von großer Wichtigkeit und Tragweite auf. In erster Linie stand die Erwägung, wie es mit dem weiteren Unterricht des Sohnes werden sollte, da dem kleinen und stillen Städtchen, wie es Fürth damals war, Schulanstalten, an welchen man sich eine höhere Bildung erwerben konnte, gänzlich mangelten. Die Frage, ob nicht die ganze Familie ihre Heimath verlassen und an anderer, geeigneterer Stelle ihre Laren aufrichten sollte, wurde deshalb lebhaft erwogen. Dazu kam noch, daß in den Eltern der Wunsch immer lebhafter rege wurde, den Kindern eine christliche Erziehung zu Theil werden zu lassen, was in der Umgebung, in welcher sie sich in Fürth befanden, mancherlei Mißliches gehabt haben würde, und endlich hoffte der Vater, sich bei passender Wahl der neuen Niederlassung nicht mehr so oft und nicht mehr auf so lange wie bisher von den Seinigen trennen zu müssen. All' dies bestimmte das Ehepaar, sich für einen Ortswechsel zu entscheiden und Mainz zu wählen, wohin denn auch die Familie im Jahre 1815 übersiedelte.

---



## 2. Mainz.

---

Der Umzug mit Sack und Pack, wenn auch ohne Möbeln, ging in der damals üblichen, umständlichen Weise vor sich. Mann und Frau, drei kleine Kinder — soviel waren damals vorhanden —, dazu noch eine Dienerin und ein Hauslehrer, bildeten schon eine kleine Karawane. Die Reise wurde per Hauderer oder Zauderer, wie man diese sich nicht übereilende Fahrgelegenheit scherzweise gerne nannte, ausgeführt und es verging mancher Tag, ehe die Thürme von Mainz am Horizonte auftauchten. In der neuen Heimath wurde erst provisorisch eine möblirte Wohnung im Margarethengäßchen bezogen, die jedoch bald mit einer besseren und angenehmeren auf der großen Bleiche, bei einer Frau Thilmann, vertauscht wurde. Diese reichte nun völlig aus und die Familie hatte auf Jahre hinaus eine behagliche Heimstätte gefunden. Es war gerade die Zeit, in welcher sich am Rhein die letzten bewegten Scenen des napoleonischen Dramas abspielten, wo Truppendurchzüge und der Aufenthalt von Potentaten und Feldherren Mainz eine sehr lebhaft e Physiognomie verliehen. Die Kinder erhielten denn auch mancherlei Eindrücke, welche bis zum hohen Alter frisch blieben. Einmal durften sie sogar



mit nach Biebrich fahren, woselbst sie von der Gallerie herab bei einem Galladiner zusahen. Dies Bild prägte sich besonders ein, und Frau Mathieu schreibt im Anschluß an die Erzählung davon sehr richtig: »Man thut doch wohl, auch Kindern historisch wichtige Momente zugänglich zu machen. Das Verständniß kommt nach und die Bilder zum Text finden sich dann mit später nicht wieder zu erreichender Unvergänglichkeit auf dem Seelengrunde, es ist auch eine Art Bild avant la lettre.« —

Die Wahl von Mainz zum Wohnort erklärt sich vor Allem daraus, daß dort Herr Kornecker sein Domicil hatte, in dessen Unternehmungen Vater Henle thätig war. Dieser letztere war die rechte Hand jenes großen Armeelieferanten und besorgte, besonders als Kornecker, dem nach einigen Jahren Mainz nicht mehr genügte, nach Berlin verzogen war, das Geschäft ganz selbstständig. Sein Chef liefs es auch nicht an Dank und Anerkennung fehlen, er wollte ihn zum Geschäftstheilhaber machen, wollte ihm große Steinbrüche kaufen u. dergl. m. Herr Henle aber lehnte Alles ab, er wollte eine so aufregende und verantwortungsvolle Stellung nicht haben, sondern zog es vor, nach wie vor ein festes Gehalt zu beziehen. Daß aber auch unter diesen Umständen die Verhältnisse recht glänzende gewesen sein müssen, geht daraus hervor, daß nicht allein eine sehr schöne Wohnung gemiethet war, sondern daß auch ein Diener, zeitweise sogar Wagen und Pferde gehalten wurden. Ja, als Kornecker nach seinem Umzuge nur vorübergehend nach Mainz kam, um in einem Absteigequartier, welches er im Henle'schen Hause hatte, zu wohnen, wurden erste musikalische



Kräfte engagirt, um bei den Dinern im Nebenzimmer ihre Stimmen und Instrumente ertönen zu lassen — ganz wie bei Hofe!

Trotz dieser Verhältnisse litt aber weder die Einfachheit der Erziehung noch die Sorgfalt, mit welcher der Unterricht der Kinder betrieben wurde. Nach der Ankunft in Mainz schien es den Eltern noch nicht an der Zeit, daß ihr Sohn die Schule besuchte, er wurde vielmehr zusammen mit seiner Schwester Marie von dem aus Fürth mitgebrachten Hauslehrer unterrichtet. Derselbe erwies sich aber bald als ungeeignet, er mußte entlassen werden und die Mutter zog es vor, den Unterricht durch Lehrer ertheilen zu lassen, welche nicht im Hause wohnten und im Uebrigen die Erziehung ganz allein in den eigenen Händen zu behalten. Ganz allein mußte sie auch jetzt die Erziehung deshalb leiten, weil sich die Hoffnung nicht verwirklicht hatte, daß die Reifen des Gatten sich abkürzen oder seltener vorkommen würden.

Die Kinder hatten besonders in ihrem französischen Lehrer, einem alten Franzosen Namens Huguier, Glück. Frau Mathieu schreibt von ihm: »Er war in Kleidung und Manieren der Typus des alten Frankreich, immer à quatre épingles, mit kurzen Hosen und Schnallenschuhen und einem ganz kleinen, feinen Zöpfchen; dabei hatte er etwas Chevalereskes, Hofmännisches in seinem Benehmen gegen unsere Mutter, die meist den Stunden anwohnte. Daß wir einen guten, echt französischen Accent bekamen, wie vielfach behauptet wurde, hatten wir zunächst ihm zu danken.« Der gute, später von einem Herrn Dubois fortgesetzte Unterricht sollte nach Jahren Jacob zu einer schönen



und nutzbringenden Reise nach Paris verhelfen. Derselbe erhielt im Uebrigen seinen Unterricht in der Privatschule des Herrn Klein, wo er sich auch im Jahre 1820, als seine jüngste Schwester Helene geboren wurde, in Halbpension befand. Der Haushalt scheint trotz des guten Namens, welchen Schule und Pension hatten, nicht zu den üppigsten gehört zu haben, denn als Schwester Marie ihrem Bruder freudestrahlend die Nachricht überbrachte, daß der Storch mit einem Schwesterchen angekommen sei, fand sie ihn beim letzten Gericht des Mittagessens, Butter und Mainzer Handkäse, welcher in Rücksicht auf die Spülmagd von den umgestülpten Tellern des vorherigen Ganges genossen wurde. Die Mutter interessirte sich auf das Lebhafteste für die Studien ihrer Kinder und verlor sie keine Minute aus den Augen. Um sie anzufeuern, liefs sie sich von ihnen jetzt und später französisch, lateinisch, griechisch vorlesen, unter dem Vorgeben, daß sie der Klang der unverstandenen Sprachen aufs Angenehmste berühre. Sie erreichte ihren Zweck, das Interesse der Kinder stets lebendig zu erhalten, dabei vollständig. Nur beim Vorlesen deutscher Bücher kam zuweilen die lebenswürdige Heuchelei der guten Mutter zu Tage. Wenn sie in Momenten, welche die Kinder für ungemein spannend hielten, in welchen sie neben der Lectüre keinen Raum für einen anderen Gedanken hatten, wenn sie da das Mädchen hereinrief und ihr eine Bestellung für die Küche, oder einen ähnlichen profanen Auftrag gab, dann stürzte sie die jugendlichen Vorleser aus allen Himmeln und hatte oft Mühe, sie zu beschwichtigen und das alte Feuer wieder anzufachen.



Neben den ernstesten Studien wurde auch die heitere Muse nicht vergessen und schon früh sehen wir das in Jacob und seiner Schwester Marie schlummernde musikalische Talent geweckt. Dasselbe stammte vom Vater her, einem jedenfalls durch und durch musikalisch veranlagten Mann. Er hatte sich in der Congresszeit in Wien aufgehalten und dort Gelegenheit gehabt, eine Menge guter Musik, besonders Opern, zu hören. Obgleich er nicht selbst ausübend musikalisch war, so faß doch jede Melodie in seinem Gedächtniß fest und die Kinder kannten ihn kaum anders, als seine Reminiscenzen vor sich hin trällernd oder pfeifend. Die Gabe, jede Melodie, bei Opern auch mit dem Text, zu behalten, war ebenso dem Sohne bis zu seinem Lebensende eigen, und er vermochte es, ganze Akte, nicht nur aus bekannten, sondern auch aus selten gehörten und aus der Mode gekommenen Opern zu reproduciren. In Gartenconcerten oder bei Productionen von Regimentsmusiken, welche der verstorbene Gelehrte sehr liebte, nannte er meist die Titel der Piecen nach den ersten Tacten. Außer dieser Anregung vom Vater her hatten die Kinder auch in den erwähnten häuslichen Tafelmusiken Gelegenheit, gute Streichquartette, treffliche Gefangsvorträge zu hören und durften früh die Concerte der berufensten Virtuosen, wie Hummel und Moscheles, besuchen. Dafs der kleine Jacob bei seinem Interesse für Musik doch nicht die geringste Anlage zum frühreifen Wunderkind hatte, beweist folgender Brief, der sich noch aus jener Zeit erhalten hat:

»Liebe Mutter!

Da ich gehört habe, dafs heute ein so schönes Stück gegeben werde und Sie vielleicht hingehen



werden, so erfuche ich Sie, mich heute mitzunehmen, denn Herr Mojat<sup>1)</sup> sagt, es wird darin gefochten und geschossen, und Sie wissen, daß dies meine einzige Freude ist. Ich denke, daß es keine zu verwegene Bitte ist, sollte sie Ihnen aber wider meinen Wünschen mißfallen, oder wollten Sie sie nicht genehmigen, so zählen Sie dennoch auf meine innigste kindliche Liebe.

Ihr Sie kindlich liebender Sohn

J. Henle. «

Er durfte Geige erlernen, während Schwester Marie Clavier spielte. Sein Lehrer war Kreuser, für dessen musikalisches Verständniß es spricht, daß er die nachmals so berühmte Sabine Heinefetter entdeckte und dem Vater Henle zuführte, welcher sie im Verein mit einigen anderen Mainzern zur Sängerin ausbilden ließ. Sehr bald schon konnten die Kinder kleine Duette wagen, bis dann größere Ensemblestücke an die Reihe kamen. In späteren Jahren machte sich J. Henle auch mit der Behandlung der Bratsche vertraut; als Züricher Professor lernte er noch Cello, so daß er bei den in seinem Hause stattfindenden regelmäßigen Streichquartettabenden im Stande war, stets da einzutreten, wo sich gerade eine Lücke vorfand.

Das Familienleben muß in der Mainzer Zeit, wie auch später ein außerordentlich schönes gewesen sein, heiter, angeregt, voll von Interessen, alle Familienglieder um die Wette von dem Drange beseelt, die

---

<sup>1)</sup> Ein Secretär von Vater Henle; er wurde von diesem unter sehr desolaten Umständen in einem österreichischen Lazareth aufgefunden und gerettet. Er war seitdem der Familie unbedingt ergeben.



anderen zu erfreuen und sie glücklich zu machen. Es überkommt einen heute wie Sonntagsfrieden, wenn man einen solch stillen, aufs Ideale gerichteten Familienkreis betrachtet, heute, wo die Jagd nach dem Glück eine so hastige ist, daß man es nie erreicht, heute, wo auch die Jugend es verlernt hat, harmlos zu genießen und gewohnt ist, frühreif an Alles nüchterne Kritik anzulegen.

In den vorhandenen Papieren kann man verfolgen, wie die einfachen Geburtstags- und Neujahrsgratulationen dem geweckten und phantasievollen Knaben nicht mehr genügten, sondern wie er bald poetische Versuche folgen liefs, ja sogar förmliche Aufführungen musikalischer oder dramatischer Art ins Werk setzte. Gewöhnlich fanden dieselben in den Eltern ein äußerst dankbares und gerührtes Publicum, manchmal aber wurde der angestrebte Zweck nicht erreicht. So hatte z. B. der Sohn des Hauses die Idee gefaßt, den Eltern, welche einmal für einige Tage verreist gewesen waren, bei ihrer Rückkehr einen feierlichen Empfang zu bereiten: »Der Diener«, so erzählt Frau Mathieu, »wurde damit beauftragt, eine hohe Pyramide von Pappdeckel zu verfertigen, deren jede Seite, sie war dreikantig, eine zum Transparent eingerichtete Inschrift trug »Liebe, Dankbarkeit, Gehorsam« mit Sternchen und Zierrathen umgeben. Wir Mädchen mußten uns weiß kleiden lassen, mit wallenden Locken; dieser Effect ging aber theilweise dadurch verloren, daß die inneren Läden des Salons, in welchem wir mit unserer Pyramide uns befanden, fest geschlossen werden mußten, damit bei hellem Tageslicht unser Transparent seine Wirkung nicht verfehle. — Der Wagen



mit den Eltern rollte heran, keine Maus rührte sich, kein Fuß ihnen entgegen, denn die Mägde wollten sich auch den großartigen Eindruck nicht entgehen lassen und standen hinter uns, was für die Kleinsten auch noch nöthig war, wir mit unseren Guirlanden vor dem Tisch. — Zum Tod erschrocken ob des wie ausgestorbenen Hauses mit seinen festgeschlossenen Läden stürzte unsere ohnehin immer sehr ängstliche Mutter die Treppe herauf, durchschritt mit immer steigender Angst die ersten leeren Zimmer, öffnete endlich unsere Grabeskammer und der rührende Gefang ihrer Kindlein schallte ihr aus der Dunkelheit entgegen und machte ihr die Situation allmählig verständlich.

Das erste, was sie that, war, die Läden aufreißen, um sich zu überzeugen, daß kein theures Haupt fehle, das zweite, daß sie sich hinsetzte und einen Strom von Thränen vergoß, wie wir geschmeichelt glaubten, vor freudiger Rührung; es war aber mehr der Schrecken, der ihr in den Gliedern lag und sich auf diese Weise Luft machte. Nachdem wir Aeltesten unsere Schelte für die Dummheit in Empfang genommen hatten, kam der Dank und die Anerkennung für den guten Willen nach.

Die Neigung zur Romantik, welche aus dieser Episode hervorleuchtet, war ja nach der Epoche, in welche Jacob Henle's Jugend fällt, durchaus verständlich, wo noch die Ritterromane in der Phantasie der Jugend spukten, wo die Namen Schlegel und Tieck den Geschmack beherrschten. Daß der in Papparbeiten sehr geschickte Diener des Hauses, Eberhardt, eine ganz vollständige Ritterrüstung anfertigte, will am Ende nicht viel sagen, ein solcher Schmuck ist auch in unserer



so realistischen Zeit der Stolz der Knaben. Aber auch die Spiele, welche heutzutage das Rollen der Eisenbahn und das Klingeln der Dampfschiffe zum Gegenstand haben, bewegten sich mit Vorliebe in der Sphäre der zarten Burgfräulein, der streitbaren Ritter und der Burgverliefse, und außer einem gar nicht üblen »Minnelied« Jacob's findet sich in den Papieren aus der ersten Hälfte der zwanziger Jahre noch ein Gedicht: »Der Ritter von Falkenstein und sein Knappe«, sowie eine Erzählung von sechs Quartseiten, betitelt »Der Handschuh«, welche Cramer oder Spiels geschrieben haben könnte.

Dafs die Romantik bei dem geistig so überaus lebhaften Knaben in dieser Zeit so üppige Blüthen treiben konnte, hatte seinen Grund darin, dafs ihn ein schweres Leiden für lange an das Bett fesselte und ihn zur Isolirung zwang, wodurch seiner ganzen Denkweise ein ungesunder, treibhausartiger Zug aufgeprägt wurde.

Die Eltern hatten Gründe, im Herbst 1820 eine Uebersiedelung nach Coblenz in Erwägung zu ziehen, und der Vater war, um die nöthigen Einleitungen zu treffen, dahin gereist. Die Mutter sollte nachkommen und hatte sich für die ziemlich lange Fahrt ihren Sohn als Cavalier ausersehen. Der kleine Mann war darauf nicht wenig stolz und freute sich natürlich sehr auf die Reise. Als er nun beim Erwachen am Morgen der Abfahrt einen heftigen Schmerz im Bein fühlte, achtete er dessen wenig, und obgleich er kaum aufzutreten vermochte, liefs er sich doch in der Furcht, zu Hause bleiben zu müssen, nichts anmerken. Während der Fahrt war die Mutter genug mit ihren Gedanken



beschäftigt und merkte nicht, wie schweigsam ihr Begleiter, dessen Zustand sich von Stunde zu Stunde verschlimmerte, war. Als sie Abends spät im Gasthof zum goldenen Apfel in Coblenz ankamen, half dem kleinen Patienten kein Zusammennehmen mehr, er mußte aus dem Wagen getragen werden. Nach einer sehr unruhigen Nacht constatirte der herbeigerufene Dr. Settegast eine Knochenhautentzündung und erklärte, daß an eine Rückreise vorläufig nicht zu denken sei. Mutter und Sohn hatten sich auf einen eintägigen Aufenthalt in Coblenz eingerichtet; die Mutter hatte ein kleines Kind mit einer ziemlich nichtsnutzigen Amme und drei andere Kinder ohne rechte Aufsicht zu Hause gelassen — man kann sich ihre Situation vorstellen. Sie befand sich aber keinen Augenblick, sondern blieb bei ihrem kranken Sohn, dem erst nach Wochen, als der erste Mainzer Chirurg, Prof. Leydig, citirt war, durch einen von diesem gemachten Einschnitt einige Erleichterung geschafft wurde. Die Mutter kam nur einige Male nach Mainz herüber, um nach ihren Töchterchen zu sehen, im Uebrigen war sie bis Fastnacht 1821 am Krankenbett des Sohnes in Coblenz. War die Mutter in Mainz, dann mußte der Patient brieflich über sein Befinden berichten und zeigte sich dann stets bemüht, den Briefen eine humoristische Färbung zu geben, um bei der Mutter ja keine Besorgnis aufkommen zu lassen. So schreibt er einmal:

»Liebe Mutter!

Soeben, nachdem ich abermals eine Nacht gut, sehr gut zugebracht, den Fuß verbunden bekommen und etwas gelesen habe, erhalte ich Deinen Brief mit Einschluss derer meiner Schwestern, welche mich



sehr erfreut haben. Du aber bist immer allzu bange und machst mir sehr viel Sorgen. Wenn wir Piquet oder Dame spielen — nährst Du schwere Ahnungen, und träumen wir, sanft aufs Lager hingestreckt, von Makronen oder Kartoffelklößen, so trübst Du Dir die ohnehin trüben Stunden der Dir langen trüben Nacht mit trübem Trübsinn über unsere vermeinten Trübsale. Und triebe mich auch Kindespflicht nicht, Dich zu versichern, dafs es unnöthig sey, Dich so zu betrüben und abzuhärmen, so betriebe ich doch das Geschäft, dafs ich Dir diese trüben Gedanken austriebe, eingedenk der Triebe, die den Menschen antrieben und antreiben, das Schickfal des Nächsten nicht nur nicht zu trüben, sondern vielmehr zu enttrüben, mit gleichem Eifer.

Ich würde noch vielmehr dem Triebe, Deine trübe Stimmung enttrübt zu sehen, folgen, triebe mich nicht der Vater von allen diesen Trieben, trüben und trieben<sup>1)</sup>.

Dein Sohn  
Jacob.

Dafs dieser und einige ähnliche Briefe, welche der Feder des elfjährigen Briefstellers alle Ehre machen, ihre Wirkung nicht verfehlt haben, ist wohl sicher anzunehmen. — Endlich zu Fastnacht 1821 gab Prof. Leydig, der den kleinen Patienten noch mehrmals besucht hatte, die Erlaubnifs, denselben nach Mainz zu transportiren. Es wurde ein ganzes Schiff gemiethet, mit Betten und allen möglichen Bequemlich-

---

<sup>1)</sup> Nämlich den Brief zu schliessen.

keiten versehen, welches den Kranken aufnahm; das-  
selbe war mehrere Tage unterwegs. Nach der An-  
kunft wurde er von acht österreichischen Soldaten,  
welche man in Mainz gern zu dergleichen Dienst-  
leistungen miethete, über die große Bleiche mitten  
durch den tollsten Faßnachtspuk ins Elternhaus ge-  
tragen. Durch die Vereinigung der Familie war wieder  
einige Ruhe und Heiterkeit eingezogen, aber es dauerte  
noch Monate, ehe die Genesung einigermaßen fort-  
schritt. Eine größere Operation, welche Prof. Leydig  
zur Entfernung der nekrotischen Knochenstücke machen  
mußte, brachte endlich große Erleichterung und all-  
mähliche Heilung. Da man das Chloroform noch nicht  
kannte, mußte der Kranke Alles bei vollem Bewusst-  
sein über sich ergehen lassen; er that dies auch tapfer  
und demonstirte, als die schlimmsten Tage vorüber  
waren, den staunenden Schwestern gern und oft den  
Vorgang der Operation mittelst des väterlichen Streich-  
riemens und der Stiefelhaken, wobei der erstere das  
kranke Bein vorstellen mußte.

Wenn auch die Wunde vollständig heilte und  
J. Henle sich wieder zu den rüstigsten Fußgängern  
zählen durfte, so war ihm doch die alte Operations-  
stelle lebenslänglich ein ernstes Memento. Immer  
wieder lösten sich von Zeit zu Zeit kleine Knochen-  
stückchen ab, welche ihn für Wochen zum Liegen  
verdammten, und eine letzte, wenn auch unbedeutende  
Attacke hatte er wenige Monate vor seinem Tode auf  
der Reise in Kissingen durchzumachen.

Natürlich war nach der Operation für die erste Zeit  
nicht an ernste Studien zu denken, sondern der Patient  
suchte sich mit Spielen die Zeit so gut als möglich zu ver-



treiben. Während er bis dahin ohne nähere Bekannte war, da die Familie in Mainz absichtlich zurückgezogen lebte und nur mit der Familie eines Kriegscommissärs von der Mark Umgang hatte, gewann er durch die Beschäftigungen auf seinem Krankenlager den ersten Freund fürs Leben, Ludwig Lindenschmitt, welcher noch heute in Mainz als Conservator des dortigen Museums lebt und sich sehr hervorragende Verdienste um die deutsche antiquarische Forschung erworben hat. Beide Knaben hatten ein großes Talent zum Zeichnen und waren sehr geschickt in Herstellung von allerlei Spielzeug, und so theilte sich denn ihre Zeit und Neigung zwischen der Anfertigung von ganzen Kisten griechischer und trojanischer Streiter, mit welchen die Scenen aus Odysee und Ilias aufgeführt wurden, und der von Püppchen, mit welchen sie die ebenfalls selbst gefertigten Burgen, Wälder, Kerker u. s. w. bevölkerten. Trotz der Krankheit war doch die Zeit, in welcher der Patient sich so ganz in seine Phantasien versenken konnte und durfte, eine glückliche für ihn. Die Freundschaft mit Ludwig Lindenschmitt wurde von Tag zu Tag enger und in einem Tagebuchfragment erzählt Henle, wie er beseligt an des Freundes Brust geruht, in Gedichten besingt er das ideale, ihn beglückende Verhältniss.

Doch war es hohe Zeit, daß er der Sentimentalität und Ueberspanntheit, welche sich durch sein Alleinsein bei ihm ausgebildet hatten, wieder entrißen wurde und im Zusammensein mit gleichalterigen Kameraden seine ursprüngliche frische Kindlichkeit wiedergewann. Als er erst auf Krücken gehen konnte, wurde er in die Schule geschickt, und zwar trat er noch im Jahre 1821



in die Tertia des Mainzer Gymnasiums ein. Bevor dies geschah, hielten es die Eltern an der Zeit, den lange geplanten Uebertritt zur christlichen Kirche auszuführen. An einem stillen Herbstabend vollzog Pfarrer Nonnweiler, eine sehr sympathische und echt priesterliche Persönlichkeit, die Taufe an der freudig erregten und dabei tief ergriffenen Familie. Es ist merkwürdig und charakteristisch, daß sich die Eltern über ihren Eintritt in die christliche Kirche mit ihren beiden ältesten Kindern, welche im zwölften und elften Lebensjahre standen, offen besprachen und ihnen die Entscheidung überließen, ob sie katholisch oder protestantisch werden wollten. Sie mußten in wohl motivirten Schreiben ihren Entschluß aussprechen und entschieden sich ohne Schwanken für das evangelische Bekenntniß. Es ist sehr schade, daß die beiden gewiß interessanten Elaborate verloren gegangen sind. Wie in diesem so wichtigen und für das ganze Leben ausschlaggebenden Punkte, so räumten die Eltern auch in anderen Dingen ihren Kindern einen wunderbar großen Einfluß auf das ganze Familienleben ein, und behandelten sie schon sehr früh als gleichstehende, ich möchte sagen, mündige Personen. Es seien hierfür nur zwei Beispiele erzählt. Als der zur Romantik geneigte Sohn, ange-regt durch die künstlerische Thätigkeit des Lindenschmitt'schen Hauses, sich viel mit der Kunst des Mittelalters und der Renaissance beschäftigte, sollte auch das ganze Elternhaus im Innern den Anstrich jener biederben, einfach züchtigen und frommen Zeit bekommen, sollte mit einem Wort »stilvoll« werden. Die Eltern wurden veranlaßt, Morgens und Abends eine fromme Vorlesung zu halten, an der auch die



Dienstboten theilnahmen, es sollten Gewissenserforschungen angestellt werden und dergl. Der gesunde Sinn der Familie liefs natürlich sehr bald diese künstlich aufgebaute Frömmigkeit wieder fallen.

Ein paar Jahre später, als die Kinder schon gröfser waren, genügte es dem künstlerisch angehauchten Sohn der Familie nicht mehr, selbst Bild zu stehen, sondern es machte das in einem Laden ausgestellte Portrait eines ehrfamen Schlossermeisters mit nicht leicht zu verfehlender Physiognomie in Jacob sogleich den Wunsch rege, von dem Maler desselben ein großes Familienbild angefertigt zu sehen, welches für späte Generationen ein Andenken sein sollte. Die Eltern zögerten nicht, auf Wunsch der Kinder den Künstler, oder besser Stümper ins Haus zu nehmen, wo er erst lange Zeit lebte, afs und trank, »um die Charaktere der Familienglieder zu studiren«. Man erinnert sich unwillkürlich an das bekannte Gedicht von B. A. Duncker:

»Mein Herr Maler, will er wohl  
Uns abconterfeien?  
Mich, den reichen Bauer Troll,  
Und mein Weib Mareien?  
u. f. w.«

Das Bild fiel denn auch so aus, dafs es keine Zierde, sondern eine Schmach für das Haus wurde.

Die Kinder suchten am eifrigsten das Unheil, welches sie angestiftet hatten, zu verbergen; später wollte Niemand das Conterfei haben und selbst der Vorschlag, dafs jeder sich seinen Kopf herauschneide und behalte, wurde verworfen. Das Bild fand ein unbekanntes und ruhmloses Ende.

Es ist schwer zu sagen, ob die Eltern mit diesem laiffer aller bei ihren Kindern einen pädagogischen

Zweck verfolgten, oder ob sie dieselben wirklich für so sehr frühreif hielten. Bei aller sonstigen Klarheit in den Zielen der Erziehung möchte ich doch fast das letztere glauben und in dem Verhalten der Eltern eine Schwäche sehen.

Nicht bei allen Kindern möchte es aber gerathen sein, ihnen so viel Freiheit zu lassen; das Lehrgeld, welches sie zahlen müssen, möchte manchmal ein gar zu hohes und den Resultaten der Selbsterziehung gar wenig äquivalentes sein.

Doch ich nehme nach dieser Abschweifung den Faden der Erzählung wieder auf. — Das Ereigniß des Eintrittes in die christliche Kirche, sowie das überstandene Krankenlager beeinflussten nun auch die ersten Gedanken des leicht erregbaren Knaben an die Wahl des künftigen Berufes. Er schwankte in seiner Neigung zwischen der Medicin und der Theologie. Die Naturwissenschaften wurden in der bei Kindern üblichen Weise gepflegt, es wurden Schmetterlinge und Käfer gesammelt, auch eine Mineraliensammlung, welche der Großvater einmal schenkte, verfehlte nicht, einen großen Eindruck zu machen. Jedoch wurden mit gleichem Eifer Siegel gesammelt und es würden zweifellos auch die Briefmarken an die Reihe gekommen sein, wenn dieselben damals schon erfunden gewesen wären. Die Theologie spielte eine weit größere Rolle als die Medicin, und ein Arrangement gelegentlich eines elterlichen Geburtstages, welches sich sonst stets in heiteren, selbst komischen Sphären bewegte, gab Veranlassung zur Ausführung eines kirchlichen Aktes. »Wir hatten das Zimmer — so schreibt Frau Mathieu —, in welchem der Flügel stand, mög-



licht kirchlich hergerichtet, eine Kanzel darin aufgebaut und nach dem Frühstück wurden die Eltern mit aller Feierlichkeit in die Kirche geführt, ich intonirte bei ihrem Eintritt auf dem Flügel einen Choral, die Gefangbücher dazu lagen auf ihren Sitzen aufgeschlagen, es wurde wacker gefungen, darauf erschien unser Bruder in, auf sehr einfache Weise hergestelltem priesterlichem Ornat, bestieg, die Bibel in der Hand, die Kanzel und hielt eine Predigt über den Text, »Ihr Kinder, liebet Eure Eltern in dem Herrn, denn dies ist billig« in aller Form und wie ich glaube, nicht schlechter, als man sie auch sonst oft von der Kanzel zu hören bekommt. Er hatte sie ordentlich aufgeschrieben und ausgearbeitet in verschiedenen Abtheilungen, wie eine regelrechte Predigt gehalten werden muß, sprach sie mit wunderbarem Ernst und mit Würde und hatte dabei ein sehr andächtiges und ergriffenes Publicum. Der ganze Gottesdienst wurde bis zum Schluß in aller Form durchgeführt und die kleine Gemeinde verließ tief gerührt die improvisirte Kirche, unser Herr Pastor zog sein Ueberhemd wieder aus und die tolle kindliche Luft trat rasch wieder an die Stelle des feierlichen Ernstes.«

Die Luft zum Predigerstande erhielt sich noch Jahre lang, bis gegen Ende der Schulzeit andere Gedanken die Oberhand bekamen.

Im Jahre 1824 überlegten es sich die Eltern wieder von Neuem, ob nicht der durch Jacob's Erkrankung seiner Zeit vereitelte Umzug nach Coblenz doch noch auszuführen sei; des Vaters Geschäfte hatten sich mehr und mehr nach der französischen Grenze hingezogen, seine immer noch häufigen Reisen richteten sich meist



nach Coblenz selbst, nach Trier und Luxemburg und beim Heranwachsen der Kinder wurde die häufige Abwesenheit des Vaters den beiden Eltern von Tag zu Tag drückender. Die Uebersiedelung nach Coblenz schien vieles bessern zu können, und wurde denn auch wirklich ins Werk gesetzt. Doch wurde beschlossen, Jacob vorläufig noch in Mainz zu belassen, da er eben zur Confirmation vorbereitet wurde. Diese Vorbereitung leitete der von der ganzen Familie so hoch verehrte Pfarrer Nonnweiler und dieser sollte auch die Confirmation selbst vornehmen. Die Eltern, wie der Sohn, waren gleich glücklich, daß letzterer im Hause seines geistlichen Lehrers selbst Unterkommen finden konnte und trennten sich daher für die kurze Zeit ohne Sorgen von einander. Während des Aufenthaltes des Confirmanden im Hause von Pfarrer Nonnweiler wuchs seine Anhänglichkeit an diesen nur noch mehr und er nahm für alle Zukunft die angenehmsten Eindrücke aus dem kinderreichen Hause mit. Es machte ihm später vielen Kummer, daß mehrere Söhne der Familie, mit welchen er besonders befreundet war, in ein frühes Grab sanken.

Zur Confirmation selbst kam die Familie von Coblenz herüber, logirte bei Nonnweiler's und brachte angeregte und vergnügte Tage in der alten Heimath zu. Im Uebrigen ging die Mainzer Zeit ohne weitere Ereignisse zu Ende.

Die Gesundheit Jacob's befestigte sich mehr und mehr und er konnte nach Hause schreiben, daß Dr. Leydig ihm einmal die Erlaubniß ertheilt habe, zu Füsse nach Wiesbaden zu gehen.

---



### 3. Coblenz.

---

Im Jahre 1824 folgte Jacob Henle den Seinen nach Coblenz und trat in das dortige Gymnasium ein. Der Knabe wuchs allmählig zum Jüngling heran und machte in seiner geistigen Entwicklung die schönsten Fortschritte. Wenn er auch allem Guten und Schönen regstes Interesse entgegenbrachte und besonders der Zeichenkunst hold war, so stand doch nach wie vor die Musik strahlend im Mittelpunkte des Interesses. Der Staatsprocurator Anschütz, ein Musikenthusiast von genialer Veranlagung, benutzte die von ihm geleiteten Concerte des Musikvereins, um den Coblenzern allerlei gute Musik, oft ganz gegen ihren Willen, vorzusetzen. Zum Programm gehörte regelmässig eine Beethoven'sche Symphonie. Jacob Henle und seine Schwester Marie waren so hingerissen von der herrlichen Musik, dass sie sich nach den Concerten ans Clavier setzten und sich von den prägnantesten Stellen aus die Sätze wieder zusammensetzten. Sie kamen auf diese Art weit eher zum detaillirten Genuß der Beethoven'schen Meisterwerke, als die Clavierauszüge im Handel zu haben waren.

Gegenüber von Henle's wohnte eine Familie, deren Kinder ebenfalls für Musik schwärmten, die

Familie Zeiller, bestehend aus einem verwittweten Vater, fünf Töchtern und zwei Söhnen. Besonders die älteste Tochter Nanni und die dritte Malchen, beide sehr anmuthige Erscheinungen, waren mit prachtvollen Stimmen ausgestattet. Die im Alter zwischen beiden stehende Therese unterstützte jene mit einem guten Alt und der letzteren Bräutigam, Buchhändler Hölscher, sang und spielte mit den Mädchen um die Wette. Nachdem man sich eine Weile über die Strafe hinüber gegenseitig zugehört hatte, fühlte das junge Völkchen das Bedürfnis, gemeinsam Musik zu machen, es wurde Bekanntschaft angeknüpft und bald Freundschaft geschlossen, denn Marien's Clavierspiel und Stimme waren dem Zeiller'schen Haus ebenso willkommen, wie Jacob's musikalische Sicherheit und sein kräftiger Bass, welcher sich im Laufe der Jahre aus dem hohen Sopran des Knaben entwickelt hatte. Herrliche Stunden waren es, welche nun die beiden Häuser zusammen verlebten, und nicht allein die Musik wurde gepflegt, sondern es gingen von den Zeiller'schen Töchtern noch Anregungen aller Art aus, welche den leicht entzündlichen Henle'schen Geschwistern zur Quelle reinsten Genusses wurden. Vater Zeiller war in der französischen Zeit in Simmern in angesehener Stellung bei der Verwaltung gewesen, war dann auf Wartegeld gesetzt und lebte nun in ziemlich knappen Verhältnissen. Die Töchter wußten sich aber mit Grazie darein zu schicken, kehrten sich nicht an die kostspieligen und wechselnden Moden, sondern trugen sich nach eigener Phantasie, etwas künstlerisch, und verstanden es sogar, in gewisser Weise Haus zu machen. Es ging dort ein und aus, wer höhere Inter-



essen hatte und man sah Künstler und junge Gelehrte bei ihnen verkehren. Die älteste Schwester Nanni war schon in völlig gesellschaftsfähigem Alter, während Malchen ihren Jahren nach mehr zu den Henle'schen Geschwistern paßte. Unter den jungen Gelehrten war besonders einer, welcher sehr viel ins Zeiller'sche Haus kam und der ältesten der Schwestern seine stille Huldigung widmete, ein Schustersohn, Namens Müller. Er hatte es trotz der beschränktesten Mittel möglich gemacht, Medicin zu studiren, hatte sich eben in Bonn für Physiologie habilitirt und wartete nun auf bessere Zeiten, um die von ihm geliebte Nanni Zeiller heimzuführen. Früher als man vermuthen konnte bekam der Name »Johannes Müller« einen gewaltigen Klang, die Studenten strömten in Schaaren herbei und setzten ihn in Stand, mit der von ihm Geliebten, welche mittlerweile seine Braut geworden war, in Bonn einen eigenen Hausstand zu gründen. Dies geschah, als Jacob Henle im letzten Jahre seiner Gymnasialzeit stand und als er mit seinem nachmaligen Lehrer schon wohl bekannt und vertraut geworden war. Im Anfang, als die Henle'schen Geschwister in das Zeiller'sche Haus gekommen waren, machte Müller auf sie einen räthselhaften und eigenthümlichen Eindruck. Seine ungewöhnlich hohe und breite Stirn, das meist verschleierte, nur zuweilen blitzartig aufleuchtende Auge, seine große Schweigsamkeit bewirkten es, daß sie eher Scheu vor dem Gelehrten, wie Zuneigung zu ihm hatten.

Bei dem eifrigen Verkehr mit der Familie Zeiller war es nun kein Wunder, daß Jacob Henle



bald eine erste und deshalb auch heftige Leidenschaft zum schönen und fangeskundigen Malchen erfasste, welche auch diese nicht kalt liefs; eine echte Gymnasiaftenliebe! Er befang seine Geliebte in zahlreichen Gedichten, welche er Schwester Marie vorlas; diese mußte als Vertraute die stillen Seufzer des Verliebten in treuer Brust bewahren. Um seine Auserwählte zu erfreuen, stahl der zu Allem fähige Liebhaber einmal seiner Mutter einen prächtig blühenden Levkojenstock und überreichte ihn mit der verrätherischen Bitte, ihn doch nicht an das Fenster nach der Strafe hin stellen zu wollen! Zur Belohnung für seine Aufmerksamkeit brachte ihm schön Malchen zum Abendbrot einen Teller mit gebackenen Klößen, seinem Lieblingsgericht, herüber. So kindlich, wie das ganze Verhältniß war, so brachte es doch glücklichste Stunden und Tage, und wer selbst einmal als Primaner geliebt hat, der weiß es, welche selige und martervolle Stunden man dann durchlebt, und welch verderblichen Einfluß die Liebe auf die Pflege der Mathematik und der alten Sprachen ausübt. Jacob hatte das Glück, einen Schulfreund — Mathieu — zu besitzen, welcher ihn durch sein Beispiel wenigstens vor einer Vernachlässigung der Studien bewahren konnte. Derselbe war ein stiller, schüchterner und ungewandter Mensch, von peinlichster Pflichttreue und befand sich in dem Stadium, in welchem der Gymnasiast das schönere Geschlecht verachtet oder doch vor ihm flieht. Wenn er seinem Freunde einen Besuch machen wollte, dann eilte er mit langen Schritten die Treppe hinauf, um nur keiner der Schwestern zu begegnen und Niemand, er vielleicht am allerwenigsten,



dachte daran, daß er einmal die älteste derselben freien würde. Auch er aber wurde in den Bann des schöngeistigen Kreises wenigstens insoweit hineingezogen, als er sein Zimmer mit Hülfe des Freundes mit allerlei Nachbildungen von Werken classischer Künstler wie Dürer, Holbein und Anderer decorirte, welche besonders auf die umfangreiche Zimmerthür aufgenagelt wurden. Jacob erzählte davon dem angebeteten Malchen, welche darauf die Bemerkung hinwarf: »Das muß ja sehr hübsch sein.« Der Ritter ohne Furcht und Tadel verschwand alsogleich und erschien nach einiger Zeit wieder keuchend mit der ausgehängten Thür auf dem Rücken, welche er einige Treppen hinunter und über die Strafe hatte transportiren müssen, um sie seinem Malchen zu zeigen. Die Begegnenden mögen wohl über die sonderbare Last gestaunt haben.

Die schöne Zeit der jungen Liebe erhielt einen jähen Abschluß durch die Verlobung Malchen's mit einem älteren Landwirth, für den unglücklichen Liebhaber um so schmerzlicher, als die Verbindung ganz augenscheinlich eine Vernunfttheirath war und auch der Angebeteten Ueberwindung kostete.

So feurig die zahlreichen Gedichte waren, welche er bis dahin seiner Liebe gefungen hatte, so kreuzunglücklich werden sie nun, wo sein ganzes Lebensglück für immer zerstört war, wie er natürlich annahm.

So singt er:

An den Sommer.

Alle meine Fröhlichkeit  
Haft Du, Sommer, mir genommen,  
Nur zu Gram und schwerem Leid  
Bist Du mir gekommen.

Soll ich mich der Schwalben freu'n  
Die zu uns zurückgezogen?  
Ach, ein schön'res Vögelein  
Ist mir ja entflogen!

Flöte nur, Du Nachtigal,  
In dem Busche Deine Lieder!  
Einer süßern Stimme Schall  
Hör' ich niemals wieder!

Magst Du, milde Frühlingsluft,  
Blüthen über mich ergießen!  
Lieblicher als Blüthenduft  
War der Hauch der Süßen.

Magst Du, klares Himmelsblau,  
Dich in Regenwolken kleiden!  
Auch ihr Auge schwamm in Thau,  
Da wir mußten scheiden.

Was soll mir der grüne Hain,  
Den ich nicht mit ihr durchschreite?  
Kann ich mich der Wiesen freu'n  
Geht sie nicht zur Seite?

Alle meine Fröhlichkeit  
Haft Du Sommer mir genommen.  
O Du harte Sommerszeit  
Wärfst Du nie gekommen!

Zuletzt schließt er den Cyclus seiner Liebeslieder  
mit folgenden Versen ab:

An meine Lieder.

Dem Feuer weih' ich Dich, mein Lied,  
Das ich in froher Zeit gesungen habe;  
Mit jedem Funken, der verglüht,  
Geht eine süße Hoffnung mir zu Grabe.



So loderte mein Herz in hellen Flammen  
Zu Dir, Du hast's verschmäh't — da brach's zusammen.  
Wann, ach wann kömmt die ersehnte Zeit,  
Die, wie die Asche, seinen Staub zerstreut?

Es blieb beim guten Vorsatz, die Lieder wurden nicht verbrannt; und ich glaube, wenn es mit dem Verbrennen wirklich Ernst gewesen wäre, dann würde er die Gedichte einfach ins Feuer geworfen haben, ohne erst noch seine Absicht in gebundener Rede demselben Papier anzuvertrauen, auf welchem die zu vernichtenden Verse standen.

Es wäre freilich sehr falsch, wollte man daraus den Schluss ziehen, daß es dem Verliebten nicht sehr ernst und heilig um seine Gefühle gewesen wäre. Ganz im Gegentheil! Er war so aufgelöst in Schmerz, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, den Tag, an welchem Malchen Hochzeit machte, in Coblenz zu verleben. Derselbe fiel glücklicherweise in die Ferien und die Eltern gaben bereitwillig die Erlaubnis zu einer Reise nach Mainz, um den alten Freund Ludwig Lindenschmitt zu besuchen. Er schreibt von dort an seine Schwester und Vertraute:

»Lieb Mariechen!

Wenn ich jetzt hier sitze und schreibe, so schmückst Du Dich zu dem Feste, das Euch um des lieben Malchen's Tisch zum letztenmal vereinigen soll; wäre ich da! Wie muß sie schön sein als Wirthin. Grüsse sie vielmals von mir! Mir ist gar ruhig ums Herz in dem lieben, alten Stübchen, unter den befreundeten Bildern und Waffen, an dem gewohnten Tische auf dem breiten Stuhl, der noch nach meinem Freunde oder nach Dir zu verlangen

scheint. Morgens kommt mein lieber K. und lieft mir vor, Nachmittags mache ich Besuche, Abends sitzen wir alle im Haus um den runden Tisch und schwätzen, bildern und lesen.

Der kleine Adolf sitzt mir auf dem Schoofse, Wilhelm's treuer Fridl liegt mir zu Füßen, ich bin so allein, Alles so still, wie es in einem Jahre vielleicht auf lange um mich sein wird <sup>1)</sup>. Lindenschmitt und alle Bekannte bitten Dich sehr, zu kommen. Es gefällt Dir gewifs unter den lieben, freundlichen Alten. Ich lasse Dich allerlei Bekanntschaften machen.

Mehr mündlich. Grüsse das liebe Malchen vieltaufendmal.

Dein liebender Bruder  
Jacob.

Wenn auch die idyllische, tiefsten äufseren und inneren Frieden athmende Stimmung des Briefes etwas gemacht erscheint, so läfst doch der Schluß erkennen, dafs die Sonne durch die Wolken scheint und dafs der Schalk wieder durchbricht. Er vermeidet, wie gewöhnlich zu schreiben: Dein Dich liebender Bruder, sondern sagt nur Dein liebender. Auch die Zeilen, in welchen er den Eltern seine Ankunft in Mainz mittheilt, sind in heiterem Ton geschrieben. Er hatte es versäumt, gleich nach seinem Eintreffen zu schreiben, berichtet erst am nächsten Tage von demselben und setzt über seinen Brief das Datum: »Gestern d. 4. October 1826«, ein Späfschen, mit welchem natürlich

---

<sup>1)</sup> Wenn er ganz aus dem Elternhause scheidet, um die Universität zu beziehen.



der guten Eltern eventuelle Verstimmung über die Verfäumniss fogleich beseitigt war.

Das letzte Jahr der Schulzeit verfloss in ruhiger Arbeit, das einzige Ereigniss von grösserer Bedeutung für die Familie war, dass Vater Henle ein schönes grosses Haus kaufte, in welchem von nun an die Familie wohnte. Er übernahm mit demselben den Vertrieb der Wiesbadener Mineralwässer und gab sein bisheriges Geschäft ganz auf. Sein Leben wurde dadurch weit ruhiger und bequemer, die finanziellen Verhältnisse blieben aber dafür nicht auf ihrer alten Höhe und gingen sogar in der Folge, als er durch sein Vertrauen auf unredliche Geschäftsfreunde grössere Summen verlor, recht erheblich zurück, wovon später noch die Rede sein wird.

Im November 1827 bezog sodann unser Held als angehender Mufensohn die Alma mater Fridericia-Guilelmia-Rhenana zu Bonn.

#### 4. B o n n I.

---

Die Berufswahl war für Jacob Henle keine ganz leichte gewesen; er hatte sich mit den Gedanken an seine Zukunft augenscheinlich schon in seiner ganzen Coblenzer Zeit beschäftigt und auch mit seinem Freund Lindenschmitt, welcher nun auf der Münchener Kunst - Akademie unter Cornelius studirte, darüber correspondirt, da er dessen Urtheil sehr hoch hielt. Dieser schlägt ihm vor: »1) Entweder Du widmest Dich ganz dem wissenschaftlichen Treiben des Mittelalters, studirst alteutsche Sprache, gehst dann nach Göttingen, vorzüglich aber nach Breslau, wo Du von der Hagen's und Büfching's Vorlesungen hörst und studirst, suchst die persönliche Bekanntschaft dieser zwei herrlichen Männer, die Dir dann, als wahrhaft für die vaterländische Sache begeistert, den ganzen Schatz ihrer herrlichen Kenntnisse ohne Hehl mittheilen. Hast Du nun so die Sache tief und gründlich studirt und sie Dir zu eigen gemacht, so wird es Dir leicht sein, sie als Professor auf einer Universität zu lehren, oder als Bibliothekar in einer großen Stadt angestellt zu werden. Da giebt es noch so viel herrliches Alte herauszugeben, anderem noch Unentdeckten nachzuforschen, zu vergleichen etc., daß Du



ein weites Feld vor Dir haft. Dazu haft Du schriftstellerisches und dichterisches Talent (obschon Du letzteres bis dato noch zu nichts Gescheitem benutzt und ausgebildet haft) und folche Männer braucht eben die deutsche Litteratur. —

Oder 2) Du haft keine Luft, Dich der Sache ganz zu widmen. So fuche Dir vorerst einen guten Platz, das heisst studire Jus (nichts anderes in dem Fall). Wenn Du dann ein gutes Einkommen haft, so kannst Du für Dein Vergnügen die Sache blofs für Dich treiben ohne Anstrengung recht gemüthlich und ruhig.«

Henle hat jedenfalls diesen Vorschlägen seines Freundes aufmerksamstes Gehör geliehen und es ist keine Frage, dafs er eine Zeit lang geneigt war, sich der deutschen Litteratur zu widmen. Auch die theologischen Neigungen spielten, wie schon erwähnt, noch bis in die späteren Gymnasialzeiten hinein. Die Rechtswissenschaft hat er nach Lindenschmitt's Brief ebenfalls in den Kreis seiner Erwägungen gezogen, nur hat er merkwürdiger Weise niemals den Wunsch gehabt, sich ganz der Musik zu widmen. Erst kurz vor seinem Abgang zur Universität entschied er sich definitiv für die Medicin, zweifellos beeinflusst durch die nahe Bekanntschaft mit Johannes Müller.

Ende October machte er sich mit seinen Coblenzer Freunden und Conabiturienten, Mathieu und Buret <sup>1)</sup>, auf den Weg, und kam am 25. October 1827 in Bonn an. Er bezog mit ersterem eine gemeinsame Wohnung und schrieb am folgenden Tage nach Hause:

---

<sup>1)</sup> Derselbe studirte, wie Mathieu, Jura, und starb früh.



»Ich bin gestern schon um drei Uhr hier angekommen und habe eine wunderhübsche Fahrt gemacht. Mein Logis ist sehr anmuthig gelegen, mit der Aussicht auf das Universitätsgebäude, in dessen Säle ich aus unserem Fenster springen kann, fünfzig Schritte vom Markt, fünfzig vom Thore, fünfundzwanzig von unserem Wirthshaus. Wir bewohnen ein Zimmer nicht von den größten, aber doch so geräumig, daß unter einem Kanapee, sechs Stühlen, zwei Büchergestellen, zwei Tischen, zwei Kommoden, einem Ofen und drei Koffern noch etwas Platz für uns bleibt. Unser Schlafzimmer dagegen ist freilich so eng, daß, wenn wir beide zu gleicher Zeit ins Bett steigen wollten, wir übel mit einander in Collision geriethen.«

Die neuen Eindrücke nehmen ihn so vollständig hin, daß er gar keine Zeit hat, sich in Gedanken an die alte Heimath zu versenken und er kann nach ein paar Tagen an seine Schwester Marie schreiben: »Ist es nicht wunderbar, liebes Kind, daß ich bei dem schlechten Wetter, dem Mangel an Beschäftigung noch nicht das geringste Heimweh verspüre? Sehr oft, ja immer möchte ich unter Euch sein, aber noch nie hat mich dieser Wunsch so tief ergriffen, daß ich gerührt, traurig, nur übellaunig gewesen wäre. Ihr werdet doch auch so vernünftig sein und vergessen, daß Euch ein lieber Sohn und Bruder fehlt.« — Ganz so leicht hatte sich die Familie nicht in die durch Jacob's Weggang so veränderten Verhältnisse gefunden, und Frau Mathieu berichtet: »Der erste Mittag, nachdem der Bruder des Morgens abgereist war, ist mir noch sehr lebhaft in Erinnerung. Still und schweigend setzten wir uns Alle zu Tisch, still



theilte die Mutter die Suppe aus, jeder ergriff seinen Löffel und keiner hatte eigentlich Luft zu essen. — Da sah ich, wie unserer guten Mutter ein paar große Thränen die Wangen herunter rollten, dies war ein Signal für mich, auch meinem gepressten Herzen Luft zu machen, und nun gab's eine allgemeine Heulerei. — Nach dieser Explosion war die Luft gereinigt, das Essen rutschte, hie und da erschien auch wieder ein Lächeln und wir machten uns klar, daß der Bruder uns ja nicht gestorben sei, wenn wir uns auch nicht verhehlen konnten, daß er so ganz, wie bisher, dem Elternhause und den Geschwistern nie mehr angehören werde und von nun an nur noch als Gast in demselben weilen würde.«

Auch der junge Student mußte noch dem Schmerz über seinen Abschied aus dem Elternhause seinen Tribut entrichten, doch geschah dies erst am Beginn des zweiten Semesters, wo ihm die Universitätsverhältnisse nichts Neues mehr waren und er sich von Freund Mathieu getrennt hatte, um eine Wohnung für sich allein zu beziehen. Er schreibt da am 7. Mai 1828: »Endlich, theuerste Eltern und Schwestern, kann ich Euch sagen, daß ich wohl hier angekommen und glücklich eingerichtet bin. Gestern Abend hätte ich Euch nicht schreiben dürfen; ich glaube, ich hätte nicht ohne Thränen geschlossen, und der Brief hätte gewiß ausgesehen, als wenn ihn die Wehmuth selbst dictirt hätte. Es war der erste Abend, den ich ganz allein in fremdem Hause zubachte. Meine Freunde waren fortgegangen, nur ich war bei meinem trüben Lichte in einer trüberen Stimmung zurückgeblieben und kämpfte gegen meine Thränen. Es ist glücklich



überstanden und meine Augen haben sich rein erhalten und männlich gesiegt.« Von da ab hatte sich der Student ganz an die nunmehrigen Verhältnisse gewöhnt und kein Anfall von weicher Stimmung ist mehr zu bemerken.

Die Immatriculation erfolgte am 27. October 1827 durch den damaligen Rector, den Theologen Nitzsch, am 13. November trug er sich beim Decan Harless (Pathologe) in das Album der Facultät ein und war damit akademischer Bürger geworden. Als erst die Vorlesungen begonnen hatten, nahm ihn sein Studium bald ganz gefangen und er schreibt schon am 11. November nach Hause: »Ich habe wirklich eine solch ungemessene Freude an diesem Studium, daß ich gar nicht begreifen kann, wie mich mein guter Geist so lange schwanken liefs, ehe er mich auf den rechten Weg brachte. Was anderen an meinem Studium trocken erscheint, z. B. die nöthige, gründliche und fast kleinliche Betrachtung aller Knochen und Muskeln, das erfüllt mich mit Erstaunen und froher Bewunderung durch seine außerordentliche, bis in die kleinsten Theile zu verfolgende Zweckmäßigkeit. Ich kenne keine schönere Nahrung für die Fantasie, als mir das schöne Gebäude des menschlichen Körpers in Gedanken aus den einzelnen Knochen und Muskeln, die ich genau kennen lernte, zusammenzusetzen. Ich werde etwas Vernünftiges lernen, ganz gewifs, ich werde kein Stümper bleiben.« — Nun, diese Ahnung hat ihn wahrlich nicht betrogen!

Ein paar Wochen später heifst es: »Ich finde meine höchste Aufheiterung an meinem herrlichen Studium. Ich kann es Euch nicht oft genug sagen,



mit welcher Liebe ich zur Arbeit gehe. Glaubt nur nicht, daß der Eifer je erkalten werde. Es ist nicht der Reiz der Neuheit, nicht eitle Neugierde, die mir die Beschäftigung so angenehm macht, sondern allein der unübersehbare Reichthum der Wissenschaft und die unergründliche Weisheit aller Anordnungen des Körpers in der Natur. Jeder Schritt, den ich vorwärts thue, führt mir eine Folge von Entdeckungen zu, die zwar der Welt nichts frommen, weil sie jeder machen kann, mir aber dennoch viel Freude gewähren.«

Sein Lehrer der Anatomie, Weber, war auch sogleich auf ihn aufmerksam geworden und liefs den jungen Mann auf seinem eigenen Zimmer arbeiten. Das erste Präparat hatte er gründlich zerschnitten, und war von Weber gezankt worden. Er klagt aus Anlaß dieses Ereignisses zwar recht über seine manuelle Ungeschicklichkeit, läst sich von ihr aber nicht abschrecken und besiegt sie auch vollständig. Noch bei seinem 50jährigen Doctorjubiläum hob er in einer Tischrede hervor, daß ihm das Technische seiner Wissenschaft nicht leicht geworden wäre und sagte in seiner Bescheidenheit, daß er wohl ein gutes Theil der ihm gewordenen Erfolge seiner Ungeschicklichkeit zu danken habe; denn er sei durch dieselbe stets gezwungen gewesen, die Dinge weit langsamer und gründlicher zu bearbeiten, wie andere, denen es leichter von der Hand ginge. Schlagfertig und in witziger Form replicirte ihm Rudolf von Ihering, er habe schon recht viele ungeschickte Leute gesehen, aber keiner unter ihnen sei ein Henle gewesen, es möchte doch vielleicht zur Ungeschicklichkeit noch ein



gewisses Etwas hinzugekommen sein, was des Jubilars Berühmtheit erkläre.

Dafs Johannes Müller des Studenten erste wissenschaftliche Schritte genau beaufsichtigte und lenkte, bedarf keiner Erwähnung, dies versteht sich bei dem Verhältnifs beider zu einander von selbst. Schon im zweiten Semester zeichnet denn auch Henle ein anatomisches Werk Müller's (dessen großes Drüsenwerk) zu des Lehrers größter Zufriedenheit und auch später finden wir ihn stets in dessen Laboratorium thätig. Dafs er schon in seinen ersten Semestern eigene Gedanken über anatomische und physiologische Dinge hatte und das im Colleg Gehörte sofort selbstständig und kritisch verarbeitete, beweisen zahlreiche Bemerkungen in einem Tagebuchfragment aus jener Zeit. So sagt er z. B. einmal (26. Juni 1829): »Der Gedanke an eine vergleichende Anatomie, welche in Müller's System die verschiedenen Formen und Einzelheiten erklärte, ergriff mich sehr lebhaft. Es ist gewifs das höchste Verdienst der vergleichenden Anatomie, eine raisonnirende, specielle Anatomie zu sein, welche alle Formen von ihrer einfachsten Bildung an fortschreitend in der Thierreihe nachwies, jede in irgend einem Thier fixirte Stufe erklärte und zugleich keine Kuriosität unbeachtet ließe. Es ließen sich dazu schöne Zeichnungen machen.«

Auch die Physiologie der Sinnesorgane beschäftigt ihn mehrfach und es finden sich bereits Bemerkungen, welche lebhaft an die Gedanken erinnern, welche nachmals sein Colleg über Anthropologie so berühmt gemacht haben.



Johannes Müller und Frau Nanny waren natürlich auch die ersten, welche Henle nach seiner Ankunft in Bonn auffuchte. Sie führten da eine recht knappe Wirthschaft, denn er hatte bei seiner Verheirathung keine Mittel und sie brachte ihrem Manne, wie sie scherzend behauptete, nichts zu, als ihr Liederbüchlein; doch liefs sich das junge Paar dadurch die Laune nicht verderben und war heiter und guter Dinge, so dafs sich der berühmte und zu Aemtern und Würden emporgestiegene Geheimrath noch spät mit größtem Vergnügen jener mehr wie einfachen Zeit erinnerte. Schon am zweiten Tage war der neu angekommene Student dort zu Tische und mußte von allen Coblenzer Verwandten und Bekannten erzählen. Von da ab finden wir ihn als einen sehr häufigen und gern gesehenen Gast im Müller'schen Hause, wohin ihn nicht allein das lebhafteste Interesse für die Wissenschaft und ihren bedeutenden Vertreter zog, sondern auch die Freude an der Musik. Denn diese wurde von Frau Nanny nach wie vor eifrig gepflegt und nach Allem, was man hört, muß ihre Stimme wirklich wundervoll gewesen sein, auch wird die warme und großartige Auffassung dessen, was sie sang, sehr gerühmt, so dafs es für den musikalisch so begabten jungen Mann ein hoher Genuß war, sie zu begleiten und mit ihr Duette zu singen. Johannes Müller selbst betheiligte sich nicht activ an der Ausübung der Musik; er war zu Hause meist sehr schweigsam und in sich gekehrt, doch schien es immerhin, als habe er auch seine Freude am Reich der Töne, namentlich an dem Gesange seiner Frau.



Im Uebrigen war der neugebackene Studio äußerst solide, und wenn es auch damals viel mehr wie heute auf den Universitäten Sitte war, daß die Studirenden zu Hause ihr Abendbrot einnahmen und dann mit ein paar Freunden auf dem Zimmer ein Glas Wein oder Bier tranken, so ist es doch bemerkenswerth, daß er erst am 11. November, das heißt, mehr als vierzehn Tage nach seiner Ankunft in Bonn, zum ersten Male in der Kneipe war, und zwar, wie er schreibt, in der solidesten des Ortes. Er giebt auch dem Glauben Ausdruck, daß er niemals Freude am Suitfiren haben werde. Mit diesem Glauben hatte er sich allerdings gründlich geirrt, und schon zehn Tage später, am 21. November, berichtet er nach Hause: »So ist es denn endlich mit mir zum Durchbruch gekommen. Montag Morgens, halb ein Uhr, begab ich mich in weißer Halsbinde und Vatermördern, weißen Handschuhen, schwarzen Hosen, Weste und geborgtem Frack in die Wohnung des Herrn Professors Haffe, im Begriff, eine Staatsvisite zu machen. Zu unser beider Glück traf ich ihn nicht zu Hause, gab aber eine Karte ab, wovon Ihr hierbei das Schema seht. Seit meiner Confirmation war mein Innerstes nicht so in Bewegung gewesen, als an jenem Tage, wo ich mich zum Bürger der eleganten Welt weihen sollte; nun habe ich wenigstens die Schwelle des Heiligthums betreten, wenn ich auch genöthigt war, einen ganzen Schwall von Wetter- und Gesundheitsneuigkeiten, die ich bereits im Inneren entwickelt hatte, zurückzudrängen und für bessere Gelegenheit zu bewahren.« Er präsentirte sich auch beim Anatomen Weber, dem Juristen Pugge, dem Theo-



logen Augusti und anderen Professoren, nahm Tanzstunde, später auch Reitstunde, abonnierte im Theater, kurz, er steuerte mit vollen Segeln in die Gesellschaft. Dafs unter solchen Umständen der Bedarf an Geld kein geringer war, versteht sich von selbst und die Rufe nach diesem so gesuchten Artikel wiederholen sich in zahllosen Varianten fast in jedem Briefe, wie auch ebenso oft die Bitten um einen Mainzer Schinken oder eine Wurst wiederkehren, was für den Appetit des Mufensohnes ein ebenso vollgültiges wie anerkennenswerthes Zeugniß ablegt. Die Art, wie er seine Wünsche vorzutragen wufste, war eine so amüsante und liebenswürdige, dafs die ohnehin zu Allem bereiten Eltern gewifs niemals gezögert haben, zu schicken, was der geliebte Sohn verlangte. Um nur ein Beispiel anzuführen, welches unserer nüchternen und geschäftsmäßigen Jugend sehr zur Lectüre und Nachachtung empfohlen sei, so schreibt er einmal: »Sie ist dahin, theuerste Eltern und Geschwister, die so lange treu und redlich bei mir ausgeharrt, die mit einer Uneigennützigkeit, wie sie nie auf Erden erfunden ward, sich selbst Alles entzog, um mich zu vergnügen, ohne die geringste Hoffnung auf Ersatz; die in einsamen Abendstunden mich erheiterte, an deren Seite ich, bei einer Flasche Wein, manche Stunde verträumte, dies einzige Wesen, welches mir das schale Leben etwas pikant machte. Am 19. Januar gab ihr mein Freund Haffe mit dem furchtbaren Ausruf des Franz Moor: »Satan, willst Du ewig leben?« den Tod. Sie war so frisch und blühend, wie für die Ewigkeit gebaut; so robust und stark, so rein und edel, alle Bonner Jünglinge hatten ihr ihre



Zuneigung geschenkt. Jetzt verlassen sie mich, da sie nicht mehr den kleinen Kreis belebt und würzt. Nur Du, theure Mutter, kannst mir den entsetzlichen Verlust durch eine neue Wurst oder einen Schinken ersetzen.«

Ein Nothschrei nach Geld, der ein andermal abgefandt wird, klingt energischer; er lautet: »Geld! Geld! Geld! Ich habe gar nichts mehr und bei meinem Freund Mathieu zehn Thaler Schulden. Geld! Allein an Collegiengeldern habe ich sechsundvierzig Thaler bezahlt, viel für Bücher und zwanzig Thaler in die Haushaltung. Geld! Sonst geht es mir gut, nur Geld! Geld! Geld!

Sonntags war ich Mittags bei Müller, der immer freundlicher und zutraulicher wird. Er hat mir viel guten Rath gegeben. Ich war bis am Abend da. Professor Pugge mit seiner achttägigen Frau, einem sehr lieben Weibchen mit einer netten Stimme, kam den Nachmittag und lud mich zu sich ein. Aber Geld! Geld! — Gestern Abend war ich denn auch bei Pugge, wo ich mehrere elegante Studios antraf und des Professors Schwiegereltern, Haffe mit Frau — Haffe ist einer der angesehensten Juristen hier —. Mit der Frau vom Hause sang ich die holde Gattin, manche Lieder und blieb da bis halb elf recht munter und vergnügt. Den Sohn des Prof. Haffe, einen jungen Mann in meinem Alter, Fuchs und Jurist, habe ich kennen gelernt. Ich glaube, wir werden Freunde werden — Geld! Geld!

Ihr seht, daß ich hier in dulci jubilo leben würde, wenn ich Geld hätte, aber Geld! Geld nur bald! Ob schon ich so um Geld schreie, muß ich auch noch obendrein um etwas Anderes schreiben. Meinen



Mantel kann ich wirklich hier nicht brauchen, wenn ich Euch deffen versichere, so traut Ihr meiner Solidität zu, dafs ich recht habe. Ich brauchte acht Ellen und einen Bärenpelz. Wenn Ihr mir diß schickt, so laßt mir auch noch ein Paar Schuhe, meinen Kalender, den ich liegen liefs, ein Paar Pfund Zucker (für den Abendthee) und womöglich einen hübschen Mainzer Schinken mitkommen. Vor Allem aber Geld!! Schickt zu Lieutenant Reich, ich schreibe ihm bald, sowie ich ihm ein Urtheil über die hiesigen Angelegenheiten mittheilen könnte. Ich bäte ihn, mir durch Euch Biot's Experimentalphysik, die 4 Bände, zukommen zu lassen. Das nächste Mal schreibe ich Euch über die Collegia. Geld! Geld! Geld! Tuch! Bärenpelz! Kalender! Biot's Physik! Schinken! Zucker! Geld! Geld! Geld! Geld! Schinken! Geld! Tuch! Geld! Bärenpelz! Geld! Kalender! Geld! Physik! Geld! Zucker! Geld! Euer ewig Euch liebender Jacob!« Alles kam in gewünschter Weise an. Es dauerte nicht lange, bis der in einfachen Verhältnissen erzogene, noch etwas schüchterne und linkische junge Mann im high life der Universität mitten inne stand! Der erste Versuch war noch etwas zaghaft. »Kannst Du Dir, mein liebes Herz — so fragt er seine Schwester — den kleinen Jacob in Frack und Cravatte, eine Theeschale zierlich in den Fingern haltend, allein unter sieben Damen, sich mit seinen Nachbarinnen höchst artig von den hiesigen und Coblenzer Bällen unterhaltend — kannst Du Dir Deinen steifen Bruder so vorstellen, so siehst Du mich, wie ich vorgestern Abend bei Prof. Treber agirte und figurirte. Ganz wohl war mir nicht dabei, so lange sonst kein



männliches Wesen im Zimmer war; doch konnte ich mich schon so gut fassen, daß ich ohne zu stolpern der Frau vom Hause mein Compliment machte und ohne was zu zerbrechen oder fallen zu lassen, meine zwei Tassen in freier Luft hinunterschlürfte.« Der schon vorhin erwähnte Mangel an manueller Geschicklichkeit liefs ihn so sehr für sein gesellschaftliches Debüt fürchten. Ganz so gut, wie dieses erste Mal, sollte es auch nicht immer gehen. Ein ander Mal stand er mit der Tasse, den Kuchen auf deren Rand gelegt, in eifriger Unterhaltung vor der Dame des Hauses. Der Kuchen fiel, und beim Versuch, ihn aufzuheben, folgte der Löffel. Anstatt nun in hilflose Verlegenheit zu gerathen, fragte er die Wirthin, ob sie gestatte, daß er nun auch noch die Tasse dazu stelle, und hatte damit die Lacher auf seiner Seite. Bald wurde die Gewandtheit immer größer und er konnte von den schönen Bällen berichten, welche er mitgemacht hatte. Nur einmal passirte ihm, nicht durch eigene Schuld, sondern durch die schwarze Tücke eines Commilitonen, ein starkes Malheur. Zu einem Ball bei Bischoff, dem Professor der Chemie, hatte er sich trefflich ausgestattet durch einen Hut, welchen er beim ersten, eine Cravatte, welche er beim zweiten Freund borgte, ein dritter lieferte den Vatermörder, ein vierter die Weste. Da schlechtes Wetter war, wollte er sich seine tadellose Chauffüre nicht verderben, sondern bestieg den Rücken eines kräftigen Genossen, welcher ihn durch das Dunkel der Nacht vor die Thür des Festhauses tragen sollte. Derselbe liefs aber seine Last nicht im rechten Moment los, sondern sprengte in kurzem Galopp unter die gaffende



Menge und zwischen die Equipagen, welchen eben die geputzten Damen entstiegen. Noch in späten Jahren erzählte er mit komischem Schauder von dem drahtischen Eindruck, welchen Ross und Reiter gemacht hatten.

Man kennt den zaghaften jungen Mann von früher gar nicht mehr, wenn er schon nach Jahresfrist an ein halbes Dutzend junge Damen, seine Tänzerinnen beim Neujahrsball in Coblenz, Grüsse aufträgt. »Grüsse Arnold's Luischen und Minchen recht sehr, Christinchen auch etwas, Nannchen Haan nicht arg, Hartung's Trautchen bedeutend, die Engelchen sehr innig, von der Marks etwas kalt, die Françoise gelegentlich und Weigelt's würde ich auch gerne grüssen lassen, wenn ich nicht so entsetzlich blöde wäre.«

Ein gewisser Höhepunkt im Familienverkehr wurde durch einen vierzehntägigen Besuch erreicht, welchen Schwester Marie im Sommer 1828 bei Müller's machte. Frau Nanni suchte es dem jungen Mädchen so angenehm wie möglich zu machen, der Bruder präsentirte sie in den Häusern, in welchen er eingeführt war, und kam durch seine Schwester wieder mit neuen Kreisen in Berührung. Besonders war es Johanna Mockel, die spätere Frau Kinkel, mit welcher Marie Henle näher bekannt wurde. Sie war weder hübsch noch graziös, was schon ihr Spitzname unter den Studenten, »Mockel's Hannes«, beweist. Sie hatte etwas von einer Virago an sich und regierte in ihrem Elternhause, dessen einziges Kind sie war, unumschränkt. Das durch und durch Geniale ihrer Art und ihr ganz besonders verständ-



nifsvolles Clavierspiel zog die Henle'schen Geschwister zu ihr hin.

Die Gefellschaften in Bonn waren natürlich für das junge Mädchen sehr interessant, obgleich sich Frau Nanni Müller nicht ganz glücklich mit ihrem Rath bezüglich der Toilette erwiesen hatte. Am ersten Abend bei Professor und Consistorialrath Augusti erschienen beide Damen im Hauskleide und fanden eine glänzende Gefellschaft zum thé danfant versammelt. Bei der nächsten Einladung, zu Haffe, machten sie ihre Sünde durch festliche Toilette wieder gut und trafen den Hausherrn in einem spärlich erleuchteten Zimmer leidend hinter einem Bettschirm liegend, mit dem Wunsche, nur bei der Musik, welche seine Familie mit den beiden Damen machen sollte, zuzuhören. Für den folgenden Tag hatten die beiden Geschwister eine Einladung aufs Land, zu Forstheim's, einer befreundeten Familie, welche in Mehlem, ein paar Stunden von Bonn, ein schönes Gut bewohnte, und es wurde verabredet, daß der Bruder seine Schwester bei Müller's zur rechten Zeit mit einem Wagen abholen sollte. Von der Fahrt selbst erzählt Marie: »Das Vehikel, womit er am Vormittag bei uns angefahren kam, gefiel mir gar nicht und der sehr gemein aussehende Kutscher noch weniger. Ich hätte gerne Forstheim's, die schöne eigene Equipage hatten, auch etwas imponirt, aber da war nichts zu machen, es war die höchste Zeit zum Einsteigen und keine Zeit mehr — was ich sonst gerne gethan hätte — den Kutscher noch einmal nach Hause zu schicken, damit er sich anständiger und sonntäglicher costümirte und wenn auch keine Livree, denn die hätte zu dem armfeligen Halb-



chaischen mit dem ausgemergelten Gäulchen schlecht gepafst, doch statt des ordinären blauen Kittels einen anständigen Rock und statt des fürchterlich lächerlichen roth und gelb geblünten Kattunhalstuches ein schwarz und weißes umbände. — Ich verhehlte meine Unzufriedenheit auch gar nicht im Weiterfahren und machte mir nichts daraus, ob er es höre, was mein ängstlicher Bruder vermeiden zu wollen schien. — Als nun auch das Pferd sich sehr störrisch zeigte, alle Augenblicke stehen blieb und trotz aller Schläge nicht vom Fleck oder allenfalls in den Graben nebenhin wollte, brach mein Zorn los, ich erklärte, der Mensch verstehe offenbar nichts vom Fahren, und ich wolle mich ihm nicht ferner anvertrauen, sondern aussteigen. Er hatte bis dahin stillschweigend und wie taub Alles über sich ergehen lassen, aber als ich Miene machte, der letzten Drohung die That folgen zu lassen, drehte er sich ein wenig um, um mir beruhigend zuzureden, hob das Kinn dabei etwas aus dem dick umgebundenen Halstuch und das reizende Gesicht unseres Freundes Buret grinste mich zu meiner Ueberraschung unter der häßlichen Kutscherkappe an. — Zunächst gab's ein unauslöschliches Gelächter, dann einen kleinen Schrecken, ob ich in der Unterhaltung mit dem Bruder auch nichts gesprochen hatte, was nicht für das Ohr eines sehr scharf hörenden und sehr scharf urtheilenden Studiosus, sondern mehr für einen halb tauben Kutscher, wofür mein Bruder den Kerl ausgegeben hatte, berechnet war. Dann liefs ich mich über die Gefährlosigkeit der Launen unseres Studentenpferdes beruhigen, das wirklich nun, nachdem wir aus dem Bereich der bekannten Wirthshäuser waren, seinen



Weg ganz vernünftig verfolgte, und amüfirte mich sehr daran, daß, als wir in Mehlem bei unseren Freunden abgesetzt waren und unser Kutscher nach dem Dorfwirthshause fahren wollte, um sich dort zu demaskiren, bis zum Abend, wo er uns wieder abholen wollte, Herr Forstheim ihm ganz gnädig sagte: er könne ausspannen, nur ruhig dableiben und bei seinen Leuten in der Küche mit zu Mittag essen. — Da sich mittlerweile schon ein nettes Kammerjüngferchen hatte sehen lassen, und aus der Küche sehr einladende Düfte ausströmten, liefs er sich's nicht zweimal sagen, obwohl er nun erst, nach ordentlichem Kutscherbrauch, sein Pferd besorgen und füttern mußte. Wir brachten den Tag sehr angenehm dort zu, fuhren den Nachmittag nach Godesberg, wo er nun auch seine Rolle durchführen mußte und erst als wir in sicherer Entfernung waren und von der Familie Forstheim nicht mehr beobachtet werden konnten, fing er an, uns vorzurennomiren, von dem Glück, das er in der Küche gemacht und wie Köchin und Jungfer sich in zarten Aufmerksamkeiten für ihn überboten. Zum Beweis der Wahrheit zog er aus allen Taschen gute Biscchen, die ihm die eine und die andere zugesteckt hatten und so mußten wir auch an die zärtlichen Fußstritte und Händedrucke glauben. Auch sollten wir uns nicht einbilden, daß wir so guten Wein bekommen hätten wie er, und damit zog er auch noch ein Fläschchen vom Allerbesten aus der Tasche. — Arme Herrschaft! — Der Bösewicht aber wurde später entlarvt und von dem Forstheim'schen Kutscher auf dem Wege ins Colleg mit der Mappe unter dem Arme wieder erkannt. — Sein Herr aber, statt den Spafs übel zu



nehmen, hatte seine Freude daran und kam später nie nach Coblenz zum Besuch, ohne darauf zurückzukommen, und herzlich darüber zu lachen.«

Auch noch andere, ähnliche Streiche wurden von Henle und seinen Freunden ausgeführt; so erschienen sie, er, Mathieu und Buret, z. B. einmal Fastnachts maskirt in Coblenz und foppten alle Bekannte weidlich, so dafs man wohl sagen kann, unser Held hatte sowohl den feineren wie den derberen studentischen Ton vollkommen gefunden.

Sehen wir uns nun noch nach seinen studentischen Bekanntschaften um, so hatte er zwar seine alten Freunde Mathieu und Buret, wie aus dem eben Erzählten hervorgeht, nicht vergessen, dazu aber noch neue gewonnen.

In einem der oben wiedergegebenen Briefe erzählt unser Student, dafs er glaube, er würde mit Gustav Haffe, dem Sohn des Juristen, befreundet werden; er hatte sich darin nicht getäuscht. Bald traten sich beide so nahe, dafs er aufs Höchste beglückt über das schöne Verhältnifs nach Hause schreibt und schon zu Weihnachten 1827 Haffe und den dritten im Bunde, Schornbaum, mit ins Elternhaus bringt<sup>1)</sup>, wo die drei Studenten mit den Henle'schen Schwestern und den Coblenzer Freunden herrliche Wochen verleben. Die beiden Busenfreunde — mit Schornbaum war er nie ganz so nahe getreten — arbeiteten sich aber rasch in einen solchen Enthusiasmus und eine solche Exclu-

---

<sup>1)</sup> Haffe, ein sehr begabter junger Mann, starb früh; er wurde eines Morgens, als er sich eben in Bonn als Docent habilitirt hatte, ohne vorhergehende Krankheit todt im Bette gefunden. Schornbaum wurde nachmals Staatsprocurator.



fivität hinein, daß sie Eifersuchtszenen aufführten, wenn ein dritter sich nur zu nahen wagte. Dies war ja natürlich kein gefundes Verhältniß, sondern trug den Keim des Zerfalles schon in sich, und als Henle sich im Frühling 1828 der Burschenschaft näherte, war es mit Haffe zu Ende. Die Freundschaft dauerte formell noch fort, wurde aber immer kühler. In einem Brief, welchen Haffe an seinen während der Ferien im Elternhause befindlichen Freund richtet, sagt er ihm derb die Wahrheit: Er sei sich in schlechter Gesellschaft wohl auch zuweilen ganz vergnüglich vorgekommen und habe mit den Wölfen geheult, doch habe so etwas stets einen sehr bitteren Geschmack zurückgelassen und die wüsten Melodien des Abends zuvor seien ihm am Morgen unerträglich gewesen: »ob Dir auch so ein Morgen kommen wird, weiß ich nicht«. Der schon sehr entschiedene Anhänger der Burschenschaft wird diese Worte zweifellos sehr philiströs gefunden haben, wenn er sie nicht am Ende mit einem noch schlimmeren Prädicat bezeichnet hat. Es ist schade, daß er nicht auf sie hörte, es wäre ihm viel Unangenehmes erspart geblieben. Allerdings wäre es sehr wunderbar gewesen, wenn Henle nicht Gefallen an der Burschenschaft gefunden hätte, dazu hätte sein Verkehr mit dem Lindenschmitt'schen Hause in Mainz nicht so intim sein müssen. Jedenfalls war sein Freund Ludwig Lindenschmitt durchglüht von Begeisterung für Teutschland (mit dem T) und es wurde oben schon erwähnt, daß die jungen Leute mündlich und brieflich in die damals etwas unklare Begeisterung für deutsches, biderbes und treues Wesen einstimmten. So ermahnt ihn einmal sein Freund: »Laß uns nicht mehr unfre-



vorherigen bloßen Teufelhümelei, sondern wahrem teutschen Sinn, nämlich: Offenheit, Geradheit und Wahrhaftigkeit nachstreben.« Beide junge Leute quälten sich damit, daß sie ihren finstern Lügegeist ablegen, daß sie ihre Eltern verfühnen müßten, daß sie nicht treu genug ihre Pflicht gethan hätten und dergl. mehr; und doch war es den Eltern gar nicht eingefallen, an ihren offenen und guten Jungen etwas auszusetzen. Bei jenem Besuch von Coblenz aus in Mainz, durch welchen Jacob Henle, wie erzählt, der Hochzeit von Malchen Zeiller ausgewichen war, wirkte der Aufenthalt im Lindenschmitt'schen Hause so sehr, daß er auf der Heimfahrt den Rhein herab, welche er mit seiner Schwester Marie zusammen machte, die ebenfalls zu kürzerem Aufenthalt herüber gekommen war, dieser einen Vortrag darüber hielt, daß die teutschen Frauen und Jungfrauen ebenfalls an der künftigen Gestaltung des Vaterlandes mit zu bauen hätten. »Ich gelobte feierlich«, so schreibt sie später, »bei dem Rauschen unseres deutschen Stromes, was an mir liege, dazu beizutragen, und jedenfalls meine Söhne zu guten deutschen Patrioten zu erziehen.« Wie unschuldig waren doch die damals als staatsgefährlich verschrieenen Ideen!

Um nun aber wieder zu unserem Musesohne zurückzukehren, so trat derselbe also wirklich im zweiten Studiensemester zur Burschenschaft in nähere Beziehung, wurde aber erst im October 1829 in die specielle Renoncenschaft aufgenommen. Es dauerte dann aber gar nicht lange, bis der Nimbus derselben verflogen war und er anfang, sich über die Ausbeutung zu ärgern, welcher die besser situirten Mitglieder seitens der übrigen



ausgesetzt waren. Sein Tabaksbeutel war immer im Umfegen leer, auch die Cigarren fanden zahlreiche Liebhaber, Bier, Wein, Kaffee mußte aufgefahren werden und die zahlreichen Bitten um Schinken und Wurst sprechen oft genug von dem Beifall, welchen diese Producte teutschen Gewerbfleißes bei seinen Freunden fanden. Er nahm sich daher vor, mit Schlufs des Semesters Bonn zu verlassen, um so dem Treiben, welches ihm nicht mehr zusagte, zu entgehen.

Von allen Burschenschaftsfreundschaften hat, wie es scheint, nur eine einzige fürs Leben ausgehalten, die mit dem Aschaffenburg'schen Helfreich, welcher nachmals Gerichtspräsident in seiner Vaterstadt war.

Bevor der Winter zu Ende ging, hatte er jedoch dem Gebrauche gemäß, noch einige Paukereien abzumachen, und zwar verzeichnet er in seinem Tagebuche drei Menfuren: mit Hartmann, Rinteln und Preen. Einmal hatte er Glück, zweimal Unglück. Aber auch die glückliche Menfur, bei welcher er unverletzt geblieben war, sollte nicht ganz ohne Schaden für ihn abgehen, und er erzählte später oft sehr amüfand, wie er, im Gefühl seines Sieges, mit gespreizten Beinen dastehend, stolz die Spitze seines Schlägers gefenkt und sich dabei durch den Fuß gestochen habe. Die letzte Menfur war ihm ganz besonders schlecht bekommen. Er hatte einen starken Schmiss in die rechte Wange erhalten, und lag daran vierzehn Tage krank. Die Paukerei war am 10. März gewesen, die Ferien hatten begonnen und er wurde täglich zu Hause erwartet. Freund Mathieu mußte zuerst Schwester Marie einweihen und sie hatte wieder die Eltern vorzubereiten und auf sie verfühnd einzugehen.



wirken, diese aber, namentlich die Mutter, nahmen die Sache viel schwerer, als die Geschwister gedacht hatten, und glaubten ihren Sohn, auf welchen sie so viele Hoffnungen gesetzt, nunmehr gänzlich verloren. Der unglückliche Duellant konnte und wollte, als er endlich nach Hause gekommen war und das Entsetzen der ganzen Familie über sein Aussehen wahrnahm, in Coblenz nicht ausgehen, so daß sein Anblick in jedem Augenblick die Eltern wieder an ihren Schmerz erinnerte. Während der ganzen Ferien lastete ein dumpfer Druck auf dem sonst so heiteren Hause und unser Student wird, ganz im Gegensatz zu sonst, diesmal froh gewesen sein, als er die Heimath bei Beginn des neuen Semesters verlassen und durch sein Verschwinden den Eltern den Grund ihres Schmerzes aus den Augen und damit auch allmählig aus dem Sinn bringen konnte.

---

## 5. Heidelberg.

---

Als unser Student nach den Ferien nach Heidelberg übersiedelte und in einem Hause mit seinen Freunden Mathieu und Helfreich Wohnung bezog, da war er noch sehr unter der Last des elterlichen Zornes niedergebeugt, denn nicht allein die Paukerei war zu Hause zur Sprache gekommen, auch sein erheblicher Geldverbrauch und das manchmal etwas gar zu lustige Leben war gründlich behandelt worden; dabei wurde er selbst ja mit jedem Tage älter und vernünftiger und sah ein, daß viel Arbeit nöthig war, um das zu lernen, was er zu wissen sich vorgenommen hatte. Er geht deshalb auch mit großem Eifer an die Arbeit: »Mathieu weckt uns jeden Morgen um vier bis fünf«, so schreibt er, »dann wird geoxt bis zum Frühstück, welches wir um sieben auf Helfreich's Zimmer einnehmen und durch eine noble französische Unterhaltung pikant zu machen wissen. In die Morgenstunden von sieben bis halb eins fallen meine Collegia und dazwischen fällt die Stunde von neun bis zehn aus, welche ich zu einem Spaziergang oder zu einem zweiten Frühstück oder zu einer Partie Billard benutze. — Nach Tisch gehen wir ein Stündchen auf ein benachbartes Kafehaus, wo man für zwei Kreuzer ein Glas Bier hat und soviel Taback



rauchen kann, als man will« (Glückliche Zeit!). »Dann wird wieder gearbeitet. Den Abend haben wir noch jedesmal, durch das schöne Wetter begünstigt, im Freien zugebracht!« Man sieht, daß die Mediciner im sechsten Semester schon vor fünfzig Jahren tüchtig zu arbeiten hatten, wenn auch allerdings ein Vergleich mit der heutigen Arbeitslast kaum gezogen werden kann. Von seinen Lehrern: Nägeli, Chelius, Puchelt, Arnold und Tiedemann war er sehr entzückt, wenn er auch die Mängel in der Methode und im dortigen Lehrkörper nicht verkennt. »Die Professoren übertreffen an Fleiß, Artigkeit und Zugänglichkeit meine kühnsten Erwartungen und alle, unter deren Scepter ich stehe, sind in ihrem Fache ausgezeichnet. Indefs habe ich durchaus keine Ursache, zu bereuen, daß ich nicht früher hierher kam; denn so gut der praktische Theil besetzt ist, so schlecht sind es die theoretischen und vorbereitenden Disciplinen. Ohne einen wissenschaftlichen Grund zu legen, eilt hier alles aufs Practiciren los, und die Folgen dieses oberflächlichen, rein erfahrungsmässigen Treibens, ohne sich um Grund und Ursache zu fragen, werden sich nur zu bald melden, wenn einmal die leitende Hand des Lehrers fehlt. — Das handwerksmässige Receptschreiben ist gar nicht unser höchster Zweck, und was ein solcher Banause sich erst durch langjährige Erfahrung zu eigen macht, ist bald nachgeholt, wenn man sich bei Allem nach Ursache und Grund fragt. Auch ist dies der einzige Weg, wodurch man dazu gelangt, etwas freies und selbstständiges zu leisten, und nicht blindlings dem folgen zu müssen, was uns der Erste Beste von seinen Erfahrungen erzählt. Solche Prak-



tiker, denen es eben nur um Praxis zu thun ist, können bei einigem Glück und *favour-faire* zu einem anständigen Auskommen gelangen, sie werden aber nie etwas schaffen in ihrer Wissenschaft, und ich preise den nicht glücklich, der sich damit begnügen kann.«

Dieser für die damaligen Anschauungen revolutionäre Gedankengang war kein flüchtig hingeworfenes Wort, was am nächsten Tage wieder vergessen war, sondern entsprach der tiefinneren Ueberzeugung des jungen Mannes; strenge Logik, Bestimmtheit und Kühnheit der Gedanken sind von nun an, wo er anfängt, sein Fach zu übersehen, bald zu beherrschen, stete Attribute des Gelehrten, denn so kann man fast jetzt schon den Studenten nennen; und gerade dieser Gedankengang bildet nachher das Fundament seiner so hoch berühmten und reformirenden »rationellen Pathologie«.

Mit dem größten Eifer wird in den Kliniken practicirt und er hat allerlei über seine ersten ärztlichen Versuche nach Hause zu melden. »Leider war die erste, die ich ins Grab kurirte, ein schönes blühendes zwanzigjähriges Mädchen, und die Magd eines meiner vertrautesten Freunde. Sie verfiel auf die wahnsinnige Idee, das Nervenfieber zu bekommen und am neunten Tage, nachdem sie mir anvertraut war, stand ich leider schon vor ihrer schönen Leiche. Vor einigen Tagen habe ich eine arme Bauerndirne mit zwölf Schröpfköpfen gemartert und zwar so, daß ihr für einige Tage das Sitzen wohl vergangen sein wird. Aber wie das thut, wenn man sich Herr Doctor nennen hört!« Später heisst es: »Meinen ersten Aderlaß habe ich heute vor acht Tagen an einer Amalie versucht, und obgleich



wegen der Fülle des runden Armes die Adern kaum zu sehen waren, ohne alle üblen Zufälle glücklich vollendet. Geschröpft habe ich bereits drei mal und so habe ich wenigstens die Hoffnung, mich als Bader durchbringen zu können, wenn es mit der Medicin nicht mehr geht.«

Neben den klinischen Fächern wird aber auch die Anatomie, welcher schon sein Herz gehörte, mit grossem Eifer betrieben, er weifs sich thierische und menschliche Präparate zu verschaffen und arbeitet an denselben, sobald es seine Zeit gestattet. Es hätte der Mahnungen Joh. Müller's in seinen überaus freundlichen Briefen nicht bedurft, um ihn seinem Lieblingsstudium zu erhalten. »Vor vierzehn Tagen hatten wir das aufserordentliche Vergnügen«, schreibt ihm Müller, »mit den Ihrigen in Godesberg zusammenzutreffen; Sie werden schon erfahren haben, wie lustig wir gewesen sind. Ich habe dort erfahren, dafs Sie jetzt practiciren, es sollte mich recht freuen, wenn Sie es auch mit ganzer Liebe thun; denn nur dann könnte es sich hernach auf eine zuverlässige und entscheidende Art zeigen, ob Sie später Ihre besondere Vorliebe für die Naturwissenschaften behalten und verfolgen werden. Treiben Sie doch mit ganzer Seele Anatomie im nächsten Winter! Dafs ich mich gerade dafür am meisten interessire, dafs Sie später diese Dinge von ganzem Herzen wieder aufgreifen und fortführen, wissen Sie und sind von dem herzlichsten Antheil an Ihrem ganzen Entwicklungsgange überzeugt.« Später schreibt er: »Ich freue mich sehr, dafs Sie viel Anatomie treiben. Denn abgesehen von Vielem anderen kann Jemand, der Talent zum Allgemeinen hat, nichts Besseres thun, als



sich mit recht viel Concretem zu beschäftigen. Sie werden sich auf diese Art ausrüsten und daß Sie für unsere Wissenschaft noch recht viel leisten sollen, war immer meine Idee.« Daß Müller seinem jungen Freunde schon ganz anders gegenüber stand, wie der Lehrer sonst einem Studenten zu begegnen pflegt, erhellt aus seinen Briefen vielfach. Er spricht ihm von seinen Arbeiten, erzählt ihm, daß er eben über die Bildungsgeschichte des Netzes beim Menschen, über die Augen von Würmern und Schnecken, über zweifelhafte und anomale Schlangen arbeite; er sendet ihm Abzüge seiner Publicationen und theilt ihm freudig mit, daß er endlich die lange vermißte Fähigkeit erlangt habe, mehreren Gegenständen zugleich die Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Die emsige Arbeit liefs den Studenten nicht los und er hält deshalb in den großen Ferien ruhig bei seinen Büchern in Heidelberg aus. Es mag ihm der Entschluß, von Hause fern zu bleiben, dadurch erleichtert worden sein, daß seine Eltern noch immer nicht ganz ihren Groll verwunden hatten, welcher durch einige in Bonn hinterlassene Schulden, die im Laufe des Semesters ruckbar geworden waren, noch einmal aufgeflammt war. Man darf aber nicht etwa glauben, daß mit seiner Uebersiedelung nach Heidelberg in Henle der flotte Studio ganz ertödtet worden sei, dazu hatte er weder Neigung noch Anlage. Er erzählt den Seinen von den ausgeführten Kegelpartien, schwärmt von den herrlichen Opernauführungen, welche er in Mannheim gehört und gesteht sogar sehr ehrlich, wenn er einmal der Flasche eifriger zugesprochen hatte, als gut war. Im Sommer 1830



wurde ferner eine ereignisreiche »Spritztour« gemacht, deren ausführliche Beschreibung, welche er seinen Schwestern schickte, hier Platz finden mag.

»Siebzehn Kreuzer«, rief der Heidelberger Thorwächter, und wischte sich die letzten Spuren des Schlafes aus den Augen, die der Knall der Peitsche noch zurückgelassen hatte, »siebzehn Kreuzer, und wenn sie sogleich für zurück mitbezahlen wollen, das Doppelte.« — Das heisst vierunddreissig, tönte eine tiefe Stimme aus der Ecke des Wagens, gegen die der großherzogliche Beamte sprach, und zugleich faßte die Hand, welche dieser Stimme angehörte, in die Tasche, welche sich an den, den Beinen der Stimme zugehörigen, weissen, porzelleinen Hofen befand, und zog einen himmelblau mit Weiss gestickten kostbaren Geldbeutel heraus, den der Jüngling mit feinen hellbraunen, sprechenden Augen betrachtete, und mit einem Blicke, in welchem Sorge, Sehnsucht und Freude wunderbar gemischt waren, indeß um den, von einem schwarzen Bärtchen kaum beschatteten Mund ein Lächeln der Erinnerung spielte. »Hop«, rief der Cassier, denn dies Amt schien er bei der kleinen Gesellschaft zu verwalten, und von der Peitsche des einen seiner Reisegefährten getroffen, schüttelte sich der muthige Renner vor dem Wagen, schlug aus und zog seine süße Last mit stolzen Schritten durch das Thor ins Freie.

»Nach diesem echt cooperischen Eingang bin ich es meinen schönen Leserinnen schuldig, sie über die Personen, welche hier einige Seiten durch vor ihren Augen handeln sollen, nicht länger in Ungewissheit zu lassen. Sie haben in der Person des Cassiers gewiß ihren alten Bekannten, den jungen



Hahnemaier (er selbst) freudig entdeckt und werden sich nicht verwundern, wenn wir ihnen den Kutscher als stud. Helfreich, und den dritten Reisenden, einen schlanken, hübschen, blonden Jungen, in dessen blauen Augen die Unschuld, auf dessen rothen Wangen die Gesundheit und an dessen zartem Kinn die Jugend ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte, als den anderen gemeinschaftlichen Freund Sträter<sup>1)</sup> bezeichnen.

»Nachdem wir unsere Helden bis ans Thor begleitet haben, lassen wir nun den einen ihre Abenteuer selbst erzählen.

»Von der Gegend, die wir am ersten Tage durchwanderten, brauche ich Euch zum Glück nichts zu sagen. Daher von unserer Reise nach Karlsruhe nur soviel, daß es bald regnete, bald die Sonne schien, unser Gaul bald uns, bald wir unsern Gaul zogen und daß wir hungrig, wenngleich mit Ideen von Sparsamkeit erfüllt, in Karlsruhe ankamen. Bald zog ein artiges Gasthäuschen am Anfang der langen Strafe, welche wir vor uns hatten, unsere Augen auf sich, unser Pferd nahm die Einladung, sich mit dem goldenen Ochsen etwas genauer bekannt zu machen, willig an, und wir faßen bald mit einer Flasche Wein an einem Tisch, auf welchem die Trümmer von Krebsen, Hähnen, Hasen etc. zerstreut lagen, denen soeben ein Corps Officiere mit einem bedeutenden Verlust die Wahlstatt überlassen hatten. Ein wilder Schweinskopf schien uns fast höhnisch mit seinen Zähnen anzufletschen und ein Welscher hob, im stolzen Triumph über unsere schmachtende Sparsamkeit sein bekränztcs

---

<sup>1)</sup> Später vielbeschäftigter Arzt in Aachen.



Haupt hoch aus der Schüffel. Zugleich zog ein Heer plänkelder Wohlgerüche an unsern Nasen vorüber und ein Kirchkuchen, von 2 Melonen begleitet, erschien als Herold und drang gebieterisch auf eine Schlacht. Wir hätten uns nun zuviel vergeben, wenn wir Ausflüchte gesucht hätten, wir verlangten also vom Wirth die nöthigen Schutz- und Trutzwaffen, der Feind zog in wohlgeordneter Schlachtordnung gegen uns heran; eine Colonne nach der anderen rückte ins Feuer, aber alle erlagen unserm lang verhaltenen Grimm und nach anderthalb Stunden war der Sieg erfochten. Dies ist die ewig denkwürdige Schlacht beim goldenen Ochsen. Zur Erinnerung an diesen Sieg haben die drei Alliirten daselbst ein Monument errichtet: Auf einem Piedestal von Brod erhebt sich in Form eines rothen Teufelchens eine ungeheure Krebscheere.

»Schon erwartete uns ein edler Menschenfreund, der es sich zum großen Gewinn rechnete, uns mit den Sehenswürdigkeiten seiner Hauptstadt bekannt zu machen. Vielfach umherschauend und vielfach beschaut (unser Aeufseres war in der That etwas burschikos), zogen wir nach der Bildergalerie, worin wir nicht gar viel Ausgezeichnetes fanden, in das Schloß und auf dessen Thurm und in den Marstall. Auf dem Heimwege überraschte uns der Regen, wir flüchteten unter die Hallen des Wachthauses und wurden bald von einem Officier artig genug eingeladen, in die Stube zu treten; hier auch mit Bier bewirthet und von unseren neuen Bekannten auf ein Kafehaus geschleppt, wo wir bis neun Uhr Billard spielten<sup>1)</sup>. Unser Wirth

<sup>1)</sup> Ob ein solch' zwangloser Ton auch heute noch von Officieren für möglich gehalten würde?



schlug uns Abends ebenfalls die Table d'hôte vor, aber als alte Demagogen und echt constitutionell Gefinnte verlangten wir nach der Karte, und würzten unser Mahl durch eine geistreiche Unterhaltung mit den drei Wirthsbefen, von denen die eine so spröde als schön, die zweite so schön als spröde, beides aber nur in sehr geringem Mafse und die dritte eine recht artige Rheinpreufsin war, die mich bald als Landsmann erkannte.

Nach gut verbrachter Nacht erreichten wir ohne besondere Abenteurer am Sonntag Morgen Baden, alle drei die Hände wund vom Peitschen; unter Regen zogen wir ein, unter Regen strichen wir herum und als wir uns niederlegten, flogen immer noch dicke Tropfen prasselnd gegen die Scheiben unserer Klofette. Wir logirten, badeten und tafelten in der Sonne. Nur Würger (Helfreich) hatte das Glück, eine Tischnachbarin zu besitzen, die er gleich, da sie nicht schön war, für sehr gebildet und da sie auch dies nicht war, für sehr bornirt hielt. Nach Tisch zogen wir nach dem Curhaus. Das Spiel gewährte uns nur kurze Unterhaltung, denn als wir den dazu aus der Reifecasse bestimmten Ducaten in sicheren Händen wußten, verließen wir beschämt den Saal und zogen uns nach den Buden, wo wir gar Manches gern für den verlorenen Ducaten gekauft hätten. Des Abends fahen wir ein schlechtes Luftspiel.

Das Plätschern des Regens war das erste, was uns, als wir erwachten, mit unerbittlicher Härte entgegen tönte. Dennoch bestand ich darauf, den Ausflug in das Murgthal, den wir uns vorgenommen hatten, nicht ganz aufzugeben und wenigstens bis Gernsbach,



zwei Stunden von Baden, zu fahren, von wo aus wir, Sträter und ich, noch denselben Tag nach Karlsruhe zurückzufahren dachten, indefs Helfreich zu Fuß nach Baden zurückkehren könnte, denn er wollte da eines kleinen Rheumatismus wegen sich vierzehn Tage amüsiren. Wir spannten also, ohne Baden viel gesehen zu haben, um acht Uhr unseren Wagen an, und stiegen, da es augenblicklich nicht regnete, zu Fuß den prächtigen Waldweg hinauf, der in das Murgthal führt, zu unseren Seiten himmelhohe Tannen, dazwischen mächtig ausgebreitete Eichbäume und durch die schlanken Stämme zeigte sich oft an lichterem Stellen eine freundliche, weite Aussicht gegen Baden zurück und auf der anderen Seite nach dem Rhein und den Vogesen. Unser Entzücken hatte den höchsten Gipfel, gleichzeitig mit unseren Füßen erreicht und von einem platten Felsstück schauten wir über den dunklen Wald im Vordergrunde, durch den man hie und da den breiten Fahrweg sich durchschlängeln sah, über eine Reihe malerisch wie Coulissen hinter einander hervorgeschobene waldbewachsene Bergspitzen, welche nur ein schmales Wiesenthälchen zwischen sich ließen, hinüber nach dem höchsten Berge, der sich von Raftadt her senkte und an dessen Abhang sich Baden gar lieblich hinlehnte. In der Freude seines Herzens fühlte Helfreich das Bedürfnis nach einem theilnehmenden Lebensgefährten sehr, da er uns nur noch einige Stunden besitzen sollte, und nichts kam ihm daher erwünschter, als ein junger Bauersmann, der ein niedliches Hühnerhündchen an einer Schnur daherführte und sich bereit zeigte, es für zwölf Batzen uns zu überlassen. Der Handel war richtig, der Verkäufer vorüber, das Hündchen im



Wagen angebunden und wir eben im Begriff, ihm nachzusteigen, als es über den Schlag sprang, die Schnur, woran es sich sonst erhängt haben würde, zerrifs und in munteren Sprüngen den Berg hinab seinem alten Besitzer zueilte. Ich als der nächste war gleich hinter ihm her, hielt es aber nur so lange aus, um noch sehen zu können, wie der Verkäufer es packte und mit noch frischen Kräften den Berg hinab lief. Ich wollte, als ich wieder beim Wagen ankam, die Skizze der Landschaft, welche ich zuvor angefangen hatte, schnell vollenden, fand aber meine Schreibtafel nicht mehr. Mit ihr war unsere ganze Reifecasse verloren. Wir suchten daher mit unbeschreiblicher Emsigkeit, zwei Bauern, ein Schacherjude und eine alte Frau, die des Weges kamen, halfen uns redlich und so hatte ich nach einer halben Stunde das Glück, sie aus dem Grafe hervorgezogen zu sehen. Wir belohnten die Helfenden reichlich und hatten nun nichts eifriger zu thun, als die verfäumte Zeit nachzuholen, um noch vor Tisch Gernsbach zu erreichen. Der Himmel hatte es anders beschloffen. Wir sahen schon das freundliche Städtchen in der Tiefe vor uns liegen, als wir bemerkten, daß der Berg sich ziemlich jäh zu senken schien. Das Stück Weges, was wir vor uns sahen, war indess nur sanft geneigt, meine Erinnerung, daß uns der Weg ja unbekannt sei und sich plötzlich rascher senken könne, wurde zwar gehört und beschloffen, zu hemmen, aber siehe, nach allem Streit fand sich, daß wir keinen Hemmschuh hatten. Wir überlegten indess, daß man uns hierauf in Baden gewifs aufmerksam gemacht haben würde und fuhren getrost weiter. Wie ich erwartet hatte, geschah's,



wir drehten um eine Ecke und ein Bergabhang, so steil, wie ich wenige noch gesehen, lag vor uns. Laß uns aussteigen, rief Sträter. Es geht nicht mehr, schrie Helfreich, und in diesem Augenblicke fing das Pferd an, zu galoppiren, das erste Mal, seit es uns fuhr, und in immer rascheren Sätzen rifs es den Wagen pfeilschnell den Berg herab. Das Hintergeschirr rifs, die Deichsel kam dem Gaul auf die Hinterfüße, in gestrecktem Carrière rannte es mit dem Wagen gegen einen Baumstamm, Würger flog durch die Erschütterung vom Bock, ich faßte ihn beim Mantel, der aber blieb mir in der Hand. Ich hörte ihn

Indem ich nach einem neuen Bogen Papier suche, merke ich erst, daß ich mich in meinem Eifer zu einer Beschreibung habe hinreißen lassen, die Euch gewiß sehr wenig erquicklich ist. Von diesem Abenteuer daher nur noch soviel, daß Sträter und ich uns nach einigen Secunden unverfehrt aus einem tiefen Kornacker hervorarbeiteten und noch ehe wir uns recht von unserm Schwindel erholt hatten, beide in das unmäßsigste Lachen ausbrachen; Helfreich kam auf uns zu. Er war in einen Düngerhaufen geschleudert worden und die ganze Vorderseite seines Körpers hatte sich reichliche Souvenirs aus demselben mitgenommen, besonders aber war sein Haar mit Halmen und Stroh reichlich durchwebt, so daß es ihm wie ein Heiligenschein den Kopf umgab. Als er uns so munter sah, wandte er sich und lief dem Ross nach, welches mit den beiden Vorderrädern noch immer wie wahnsinnig den Berg herab rannte, Sträter blieb bei dem Wagen und sammelte die zerstreuten Effecten, indess ich mich nach der Gernsbacher Schmiede verfügte und nicht



ohne Noth mich durch den gaffenden Markt drängte; denn mein Aussehen war auch nicht fürstlich, namentlich waren von meinen Nankinhosen nur noch einige wenige Spuren hängen geblieben. Der Schmied erzählte mir, als wir den Berg hinauffstiegen, wie fast jedes Jahr Wagen und Leute diesen Berg herabstürzten und schimpfte sehr auf unseren Badenschen Wirth, der uns vor dieser Passage nicht gewarnt hatte. Wie wir so mit heiler Haut davon kamen, war wirklich unbegreiflich, der Wagen war fast in Trümmern, unsere Kleider zerrissen und an uns konnten wir trotz alles Suchens keine Läsion bemerken. Wir halfen vielmehr rüstig, den Wagen wieder auf die Strafe schroten und brachten ihn langsam zur Stadt, nachdem wir auf diesem zweistündigen Weg fünf Stunden zugebracht hatten. Der Wagen wurde zwischen dem Schmied und Stellmacher vertheilt, das Geschirr fiel dem Sattler zu und wir erfuhren bald, daß vor vierundzwanzig Stunden an keine Abreise zu denken war. Daß uns bei dem Gedanken an die Gefahr, welcher wir eben entronnen waren, dieser Unfall nicht mißmuthig machen konnte, werdet Ihr Euch leicht denken können, sowie auch, daß ich mit unerschütterlichem Gleichmuth die Nachricht anhörte, wie mein köstlicher Van Dyk's (Pfeifen-) Kopf in tausend Stücke zer Splittert war. Ich dankte Gott nur, daß die unserigen noch ganz waren.

In Pantoffeln und geborgten Kleidern erschienen wir an der Wirthstafel, wo wir natürlich der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit waren. Wir mußten erzählen und immer wieder erzählen, die Mädchen lauschten neugierig an der Thüre und der Wirth hatte nichts Wichtigeres zu thun, als, sobald er



abkommen konnte, unsere Schicksale den nächsten Nachbarn mitzutheilen. Ein Stündchen pflogen wir nach Tisch eine geistreiche Unterhaltung mit einem alten Landchirurg und einem dreiundsiebzigjährigen Kreisphysicus, welche, wie ich nachher erfuhr, so gütig waren, mich für ein Kirchenlicht zu halten. Ich hörte Manches von diesen alten Hähnen, was mir recht wichtig sein konnte, und freute mich daher, als sie mir versprachen, uns auch den Abend im Bock wieder aufzusuchen. Sie gingen ihren Kranken nach und wir sprangen nach dem Kafehause und belustigten uns am Billard. Kaum aber hatte die Sonne ihre ersten Strahlen, seit anderthalb Tagen durch das Gewölk gesandt, als wir in Begleitung eines alten Schreibers, der bei Tische mein Nachbar gewesen war, nach der nahen Burg Eberstein stiegen, welche nicht mit Unrecht für eine der schönsten in Deutschland gilt. Wenigstens hat die Aussicht von hier aus Alles, was in meiner Phantasie noch von Nah-, Rhein-, Neckar-, Mosel-, Aar-, Lahn-, Main-, Nett- und Siegländschaften lebte, bei weitem überflügelt. Der Himmel war rein, die Bäume und Büsche noch vom Regen schwer, die nahen in tausend Farben schillernd, die fernen dunkel und üppig; so weit nach beiden Seiten das Auge reicht, lehnt sich Hügel an Hügel, alle so sanft gehoben und bis zur Spitze oder nahe an dieselbe mit Dörfern, Häuschen, Wiesen bedeckt, indess ein dichter Tannenwald, nur von einigen starrenden Felsenmassen unterbrochen, die ganze Contour der Berge in sanften Wellenlinien überzieht. Zwischen den Bergen rauschte, auch in dieser Höhe noch vernehmbar, die Murg mit ihren dunklen Wellen. Nur in der weitesten Ferne senkte sich plötzlich diese



Hügelreihe gegen eine unabsehbare Ebene hin, aus welcher an mehreren Stellen der Spiegel des Rheins, von den letzten Sonnenstrahlen beglänzt, blendend und blinkend hervorschimerte. »Wie in der Schweiz«, sagte Helfreich, und ich fing an, zu begreifen, was die Schweizer so an ihre Berge fesselt. Ich konnte mich nicht satt sehen, ich stand, vielleicht zum erstenmal, ganz bezaubert von einer leblosen Schönheit, wenn man sie so nennen darf, und stünde vielleicht noch so da, wäre nicht ein altes Weib plötzlich wüthend in das Thurmzimmer gestürzt, worin wir standen, und hätte uns gar nicht auf die artigste Weise hinausgehen heissen, weil sie sonst zuschliessen würde. Wir hatten sie nämlich, da wir ohne Weiteres durch die offene Thür eingetreten waren, um ihr Trinkgeld geprellt. Mit einigen wohlgemeinten Ermahnungen zur Höflichkeit schieden wir von dieser würdigen Matrone und ich flüsterte ihr noch an der Thür zu, dass wir schon so frei gewesen wären, unsere Namen in das dort liegende Fremdenbuch einzutragen. So hatte auch in dies reine Vergnügen die Ironie des Lebens wieder ihren trübenden Tropfen gemischt.

Bis zum Abendessen tanzten wir und fangen und nach demselben war wieder grosser Ideenaustausch mit den zwei anfässigen Doctoren.

Wir hatten uns schon auf Eberstein vorgenommen, bei nur einigermaßen erträglichem Wetter den folgenden Morgen einige Stunden in das reizende Thal hinauf zu wandern, in das damals unsere freudetrunkenen Blicke sich verloren. Wir waren auch wirklich schon um fünf auf dem Wege nach dem drei Stunden von Gernsbach entfernten Forbach und um ein Uhr auf



einem kleinen Umwege wieder zu Haus angelangt. Der ganze Morgen war ein Schwelgen in Ausichten von unbegreiflicher Mannigfaltigkeit und nie geahnter Schönheit. Oft standen wir auf Punkten, von denen aus wir vor uns das lieblichste, lachende Thal fahen mit Dörfern und Wiesen von Bächen durchschnitten, den Reichthum und Frohsinn der Bewohner zur Schau tragend, indefs hinter uns sich riesige Felswände über die dunkeln Wasser der Murg erhoben, mit wenigen nickenden Tannen besetzt und wie zum Zufluchtsort der Verbrecher geschaffen. Und so mit jeder Viertelstunde die Gegend eine ganz andere und immer so ganz verflucht malerisch, dafs man glauben mußte, durch die Bilderfäle des reichsten und geschmackvollsten Kunstkenners zu wandern, der nicht allein das Beste auszufuchen, sondern dies auch so richtig zu ordnen wufste, dafs die lange Reihe nicht ermüden kann.

Wir brachten nun nach Tische unsere Geldangelegenheiten in Ordnung und machten dabei die merkwürdige Entdeckung, dafs wir nicht mehr gar viel befafsen, dann empfahlen wir uns bei Helfreich und liefsen uns von unserem Freund Schreiber, welcher nach Raftadt wollte, recht gern bis dahin begleiten. Er wurde dort ausgesetzt und nun auf uns allein beschränkt, fuhren wir, Sträter und ich, recht schnell, bequem und in der fröhlichsten Stimmung, begünstigt von dem schönsten Wetter, nach Karlsruhe, wo wir um neun Uhr wieder bei unserem goldenen Ochsen abstiegen.

Wir erzählten hier unsere ausgestandenen Leiden von neuem, und Wirth und Wirthin, Kellner und



Kellnerin, Magd und Mägdin waren mit hohen Augenbrauen um uns versammelt. Wir ließen bald die anderen abtreten und behielten uns nur die schöne Spröde und die Kreuzmacherin, die während des Essens ihr Rednertalent aufboten, uns zu unterhalten. Dabei freute es mich nicht wenig, zu sehen, wie die erste von beiden die Officiere in der Zucht hatte, so daß einer derselben ihr sogar mit verächtlicher Artigkeit die nicht gar zarte Hand küßte. Wir brachen endlich auf, um zur Ruhe zu gehen und standen noch einmal um den runden Tisch, an dem der dicke Wirth und die Wirthin ihre Zeitung lasen. Wir wurden wieder munter, schwatzten, lachten und ich stritt zuletzt mit Luischen, so hieß die kleine Spröde, wer von uns der grössere sei. Ich behauptete, daß sie mir nur bis unter den Arm reiche; als sie sich nun aber so vor mich stellte, um sich mit mir zu messen, kam sie mir gar zu niedlich vor, statt den Arm über ihr Lockenköpfchen zu strecken, faßte ich sie unter dem Kinn, hob dies sanft empor und ehe sie sich dessen verfah, hatte ich ihr in einer Stellung, die Du Dir nicht malerisch genug denken kannst, einen Kufs auf die spröden Lippen gedrückt. Der dicke Wirth und seine runde Ehehälfte lachten, sie selbst aber wurde feuerroth und sagte, das sei sie nicht gewohnt. »Das ist mir desto lieber«, erwiderte ich und wiederholte meinen Versuch und diesmal glücklicher, denn sie schien befänftigt und wir schieden als so gute Freunde, daß ich ihr versprechen mußte, recht bald wieder zu kommen.

Wir benutzten die ersten Stunden des folgenden Morgens, um uns recht in den schönen Straßen von



Karlsruhe umzusehen, und ergötzen uns an den prächtigen Häusern. Der botanische Garten und die katholische Kirche fesselten uns etwas längere Zeit. Um elf Uhr fassen wir nach einem guten Frühstück und von einer Flasche Niersteiner erwärmt, wieder im Wagen. Der Regen liefs uns von der Rückfahrt wenig mehr genießen. Wir schwelgten in Erinnerungen an die nahe und nächste Vergangenheit und bauten Pläne, die, so Gott will, nicht ganz und gar Luftschlösser bleiben sollen. Arm an Geld, reich an Erfahrung, kamen wir um neun Uhr in Heidelberg an.«

Schöne Zeit, in welcher noch solche Ausflüge möglich waren! Heute, wo man sich auf die Eisenbahn setzt, und sich, in die Coupecke gedrückt, in ein paar Stunden von Heidelberg mitten in den Schwarzwald versetzen läfst, ist die Poesie des selbst kutschirten Studentenfuhrwerkes mit allen feinen zahlreichen Leiden und feinen noch zahlreicheren Freuden unwiederbringlich dahin. Beim Lesen der obenstehenden Naturschilderungen kann man Lindenschmitt nur zustimmen, wenn er seinem Freunde dichterisches Talent vindicirt und mufs bedauern, dafs unser Held späterhin ganz und gar versäumt hat, dasselbe zu pflegen. Man wende dagegen nicht ein, dafs sich Anatomie und Poesie schlecht mit einander vertrügen, hat doch Henle's berühmter Vorgänger in Göttingen, Haller, in seinem Gedicht, »Die Alpen«, ein Werk geschaffen, welches seiner Zeit viel bewundert und was noch mehr sagen will, auch sehr viel gelesen wurde.

Aufser den schon genannten Freunden und Bekannten war noch Buret von Bonn nach Heidelberg übergesiedelt, ohne dafs aber das alte Freundesver-



hältniß auch dort lange vorgehalten hätte. Reichensperger (wahrscheinlich August), ein Bekannter von Bonn her, las Henle vor, wenn er des Abends wissenschaftliche Zeichnungen ausführte und endlich erzählt er: »An einen Dr. Cannstadt <sup>1)</sup>, der schon länger hier war, habe ich mich näher angeschlossen, er ist ein höchst gebildeter Musikfreund und wohl unter den hiesigen Praktikanten der geschickteste. Ich habe seinem Umgang schon manche schöne Bereicherung zu danken.«

Ogleich Henle vorhatte, das volle Jahr in Heidelberg auszuhalten, ohne die Seinen wiederzusehen, liefs es ihn um die Weihnachtszeit doch nicht ruhig in der Fremde. Er fuhr nach Hause und hatte es nicht zu bereuen; denn jetzt erst wurde die Versöhnung mit den erzürnt gewesenen Eltern eine vollkommene und beide Theile waren durch das Verschwinden dieses Alpes gleich erleichtert. Zu Ende seines Heidelberger Aufenthaltes trat die Ueberlegung, welche Universität nun zu wählen sei, immer ernstlicher an unseren Studenten heran; doch konnte er nicht zum Entschlusse kommen, ob Halle oder Würzburg vorzuziehen sei. Er hatte die grösste Neigung, letztere Hochschule aufzusuchen, um so mehr, als er die Hoffnung hatte, dort wieder mit seinem Freunde Helfreich zusammenzutreffen, doch rieth ihm Müller, welchen er darum gefragt hatte, davon ab. So kamen die Ferien heran, ohne dafs ein Entschlusß gefafst worden wäre; derselbe wurde ihm zweifellos deshalb so besonders schwer, weil er sich noch kein richtiges Bild von seiner ferneren Zukunft gemacht

---

<sup>1)</sup> Der spätere Herausgeber des Jahresberichtes.



hatte, wodurch ja seine Entschliessungen sogleich etwas völlig Zielbewusstes hätten erhalten müssen: »Ueber meine Zukunft ist noch so wenig entschieden als vordem«, so schreibt er. »Manches zieht mich zum praktischen Leben hin, und am meisten die Stellung des Arztes, wenn er sich Freunde zu machen und Vertrauen zu erregen weifs. Dagegen zieht mich gar manche Erkenntnifs an, die ich nur als Docent weiter verfolgen könnte und auf einem Katheder zu sitzen, ein paar Dutzend gläubige Jünglinge mit offenen Mäulern und gespitzten Federn vor sich, bereit, jedes Wort als ein Orakel aufzufchnappen und jeden schlechten Witz, woran ich es gewifs nicht wollte fehlen lassen, ex officio zu belachen, das ist wahrlich auch kein schlechtes Bild. Aber die Privatdocentenjahre! Die Jahre der Abhängigkeit und Hudelei! und dagegen auch die sieben ersten mageren Jahre der Praxis! Kurz, ich bin und bleibe unentschieden, und noch ist es auch auf meine Arbeiten von keinem Einflufs.«

Nun Bonn war nicht weit von Coblenz und ein Besuch bei seinem alten Mentor Johannes Müller war um so mehr angebracht, als ihn dieser in herzlichster Weise zu sich eingeladen hatte. Durch eine Reise, welche Müller nach Holland »in das Land der trockenen und der feinen Injection der Blutgefäße«, wie er es nennt, gemacht hatte, verzögerte sich der Besuch bei ihm bis Ende der Ferien und das Resultat war — Bonn!

---

## 6. Bonn II.

---

Dafs sich Henle nach der langdauernden Unentschlossenheit, ob Würzburg oder Halle zu wählen sei, endlich für das eigentlich gar nicht zur Erwägung stehende Bonn entschied, beweist, dafs die Aussprache mit Müller seinem Schwanken zwischen Praxis und akademischer Carrière ein Ende gemacht hatte. Die letztere war siegreich geblieben und wenn auch zweifellos Müller's stiller Wunsch und dessen flammende Begeisterung für die anatomisch-physiologischen Disciplinen den Ausschlag für den gefafsten Entschlufs gegeben haben, so kam Henle seinem Lehrer doch auf halbem Wege entgegen und war hoch erfreut und sehr erleichtert durch die Wendung, welche sein Geschick zu nehmen begann.

Er schreibt schon am 20. Juni 1831 nach Hause: »Den Stoff zu meiner Differtation <sup>1)</sup> habe ich abermals geändert. Ich hatte nämlich dieser Tage das Glück, eine anatomische Entdeckung zu machen, die mir,

---

<sup>1)</sup> Gleich zu Anfang seines Bonner Aufenthaltes war er an die Auswahl eines Themas für seine Differtation herangetreten. Er hatte zuerst das Wachsthum des Vogelkopfes ins Auge gefafst, sodann einen nicht näher bezeichneten physiologischen Stoff. Die Entdeckung, von welcher oben die Rede ist, bezieht sich auf die Membrana pupillaris.



wenn ich damit zuerst in der medicinischen Welt auf-  
trete, wohl schon ein bischen Namen verschaffen kann.  
Müller, dem ich es mittheilte, hat sich sehr damit  
gefreut und meine Meinung bestätigt, und so darf ich  
auch schon ihn als Zeugen anführen. Geht Müller,  
wie er vorhat, den Herbst nach Paris, so mache ich  
meine ferneren Untersuchungen und schriftlichen Ar-  
beiten jedenfalls zum Theil in Coblenz, und freue  
mich jetzt schon in der Aussicht, wieder ein paar  
Wochen bei Euch zubringen zu können. Seit ich hier  
bin und der Friede sich mehr befestigt, hat sich mehr  
und mehr das Bewußtsein mir aufgedrängt, daß ich  
mich für das Lehrfach bestimmen muß. Durch den  
Umgang mit Müller ist die alte Lust an der Ana-  
tomie etc., die ich nur als Docent noch ferner würde  
betreiben können, wieder ganz rege in mir geworden.  
Ich mache hier die freudige Entdeckung, daß ich  
mehr davon weiß, als ich mir selbst zugetraut hatte,  
und durch einige Untersuchungen, die ich auf Ver-  
anlassung Müller's jetzt anstellte, habe ich gesehen,  
daß es mir an Talent dafür nicht fehlt. Dazu kommen  
noch manche andere Umstände, die mich zu dieser  
Carrière auffordern: 1) die Freundschaft Müller's,  
die mich im Anfang so sehr fördern kann; 2) kömmt  
mir meine Fertigkeit im Zeichnen außerordentlich zu  
Hülfe; 3) kann ich zwar nicht verschweigen, daß ich,  
wenn ich diesen Plan ausführe, zwei, vielleicht drei  
Jahre später zur Selbstständigkeit gelange, indess habe  
ich es ja gerade darin so gut, daß ich mich nicht zu  
übereilen brauche, wie mancher andere, der vielleicht  
mehr Talent hat. Und jetzt, wo ich an Selbstver-  
trauen wieder gewonnen habe und etwas Rechtes zu



leisten hoffe, bekomme ich auch wieder Muth, Eure älterliche Liebe anzusprechen. 4) Sehe ich auch, wie mein ganzes Wesen sich täglich mehr zu der Lebensweise des Docenten hinneigt. Ich werde mit jedem Tage bequemer, stiller, einseitiger und verliere immer mehr die dem praktischen Arzte so nöthige Politik. Sehr ungern würde ich eine Beschäftigung ergreifen, wo ich Morgens vor elf meinen Schlafrock ausziehen und meine Pfeife ausgehen lassen müßte. Zum Glück sind die Gründe, die ich Euch angeführt, wichtig genug, sonst könntet Ihr am Ende diesem letzten allein an meinem Entschlusse Schuld geben. 5) Endlich ist unter allen meinen näheren klügeren und unklügeren Bekannten keiner, der nicht meinen Plan vollkommen billigte und Müller, der mir nie rathen und auf meinen Entschluß keinen Einfluß haben wollte, hat mir seine herzlichste Freude ausgesprochen, als ich ihm den Gegenstand meiner Wahl verkündigte.

Wie ich nun über diese wichtige Frage im Klaren war, entschloß ich mich, auch den Winter noch hier zuzubringen. Was mich dazu bestimmte, brauche ich Euch wohl nicht weiter aus einander zu setzen. Die reicheren Kliniken, die ich in Berlin fände, können mich nun nicht mehr anziehen; ich habe vor, den Winter ganz allein den anatomischen Studien und Untersuchungen zu widmen, und wie wollte ich es darin besser haben als hier? Ich kann meine Arbeiten fast unter Müller's Augen machen, ihn bei dem geringsten Zweifel zu Rathe ziehen; seine Instrumente, Mikroskope und Bücher stehen mir ganz zu Gebote; auch gehört eine mechanische Fertigkeit zu solchen Arbeiten, die gelehrt und erlernt sein muß. Auch



stehe ich mit Weber wieder recht gut, er hat mich schon darum angesprochen, ihm den Winter einiges für seine Vorlesungen zu präpariren, und mir dafür so viel zum Seciren für mich versprochen, als ich nur haben mag. So sehe ich dem angenehmsten Winter entgegen, wo ich Alles, was ich nur fürs Examen lernte, auf die Seite legen kann und mich allein mit meinen Liebhabereien beschäftige. Den Morgen werde ich auf der Anatomie zubringen, am Nachmittag für mich oder mit Müller seciren und den Abend der Lektüre widmen. Ich kann Euch nicht sagen, mit welcher Sehnsucht ich diese Zeit erwarte. Noch mehr; Müller hat mir einige Stoffe vorgeschlagen, die ich bearbeiten und vielleicht in ein Journal einschicken kann; ja, Müller hat mich sogar zur Theilnahme an einer gröfseren Arbeit, die für einen allein nicht gut auszuführen ist, eingeladen und dann lasse ich mich von ihm in die Welt einführen und hänge meinen Namen an seinen an, um mich von ihm fortzuschleifen zu lassen. Dies Alles ist wahrhaftig zu schön, und ich weifs nicht, ob ich Recht habe, Euch Alles so mitzutheilen; da ich selbst fürchte, das Geschick könne mir eine solche Seligkeit nicht gönnen.

Mein Lebensplan wäre also vor der Hand dieser. Im Anfang der Ferien denke ich mein Doctorexamen zu machen, in den Ferien schreibe ich meine Dissertation und lasse mir gegen Weihnachten den Doctorhut aufs Haupt setzen. Den Winter bleibe ich hier recht fleissig, gehe nach Ostern, vielleicht auf einem artigen Umwege nach Berlin, wo ich dann auf eigenen Füfsen meine Arbeiten fortsetzen und mich zum Staatsexamen vorbereiten werde. Dies wird im März 1833



bestanden sein und dann suche ich mir ein Plätzchen, bemühe mich, so schnell als möglich zu avanciren und heirathe eine junge, schöne, kluge und reiche Frau, die französisch spricht, Clavier spielt und mit Pferden umzugehen weifs.

Nun bitte ich Euch recht sehr um Eure Meinung zu diesen frommen Vorsätzen. Wenn ich vielleicht etwas zu breit oder confus in der Auseinandersetzung desselben gewesen bin, so müßt Ihr mir das verzeihen, denn ich schreibe dies Brieflein im Colleg bei Herrn Prof. Bischof, dessen langweilige Redensarten mir von Zeit zu Zeit in die Ohren tönen.«

Der Eifer, mit welchem sich nun der junge Gelehrte sogleich in anatomische Dinge vertiefte und besonders das Thema seiner Differtation bearbeitete, hinderte ihn jedoch nicht daran, den praktischen Fächern seines Studiums Fleifs und auch Interesse zuzuwenden, und er drückt wiederholt seine Freude darüber aus, dafs seine Lehrer ihm in Ansehung der Dinge, welche er in Heidelberg gelernt hatte, eine gröfsere Beachtung schenkten, als es sonst wohl der Fall gewesen sein würde. Das Doctorexamen rückte denn in immer bedrohlichere Nähe und wurde am 16. August 1831 »magna cum laudi« bestanden. Das Examen war eins der besten und einer der Examinatoren äufserte, er habe noch kein ähnliches erlebt.

Auch auf Joh. Müller hatte das Examen einen bedeutenden Eindruck gemacht und ihn bewogen, dem jungen Doctoranden anzubieten, ihn in den beginnenden Ferien auf einer Reise nach Paris zu begleiten, deren Ausführung er schon längere Zeit geplant hatte. Dafs Henle über eine solche Aussicht übergücklich war,



wird jeder begreifen. Die Reise an sich mußte ja einen jungen Mann, der soeben die erste akademische Stufe erstiegen und damit einen Abschluß seiner Studien erreicht hatte, als Erholung von den anstrengenden Examensarbeiten ungemein reizen; diese Reise aber mit seinem Mentor und Freund auszuführen, mußte ihn ganz besonders glücklich machen. Denn er konnte sicher sein, daß sich ihm nicht nur die Thüren der Museen öffneten, wie jedem anderen Reisenden, sondern auch diejenigen der Laboratorien und Cabinette der großen Naturkundigen, welche damals um Cuvier in Paris versammelt waren.

Er begab sich sogleich nach Coblenz, um die Erlaubniß der Eltern zu erwirken, erhielt sie natürlich gern und fuhr dann über Aachen und Brüssel mit Müller seinem schönen Ziele zu.

In Brüssel interessirten die beiden Reisenden nicht wenig die frischen Spuren der eben beendigten Kämpfe. Von den letzten für die belgischen Truppen nicht sehr glorreich ausgefallenen Treffen war noch viel die Rede und schon damals schoben die davongelaufenen Soldaten die Schuld ihrer Misserfolge auf eine Verrätherei der Officiere; wir haben ja 40 Jahre später dasselbe erlebt. Doch möchte es 1870 nicht vorgekommen sein, daß die Officiere Alles bis aufs Hemd ausgezogen hatten, um besser laufen zu können, was unseren Reisenden von einem Soldaten im Postwagen erzählt wurde. Auch in Paris gährte es noch gewaltig und die Nachwehen der eben überstandenen Julirevolution ließen sich noch allenthalben spüren. Die Polizei machte wenig Federlesens und als eines Abends Henle bei seinem Staunen über das viele Neue, was sich ihm aufdrängte, das



»Circulez, messieurs« eines Stadtfergeanten überhörte, mußte er dessen flache Klinge fühlen. Er tröstete sich über die Unbill, welche ihm widerfahren, mit dem Scherz, daß er nun doch auch etwas für die Polen gelitten habe.

Die Reisenden fanden eine zufagende Wohnung im Hôtel du jardin des plantes, rue copeau, 4; dicht in der Nähe des Feldes ihrer Thätigkeit, deren Schwerpunkt eben in den Sammlungen des Pflanzengartens und des naturhistorischen Museums lag. Sie machten sogleich die Bekanntschaft von Straufs - Dürkheim und Lauth aus Straßburg, welche mit ihnen in demselben Gasthof wohnten, und traten sehr bald in Beziehung zu den Pariser Größen, vor allem Cuvier, und dann Valenciennes, Dutrochet, Laurillard, Dumeril, Flourens, Geoffroy, und vielen anderen. Cuvier räumte J. Müller und seinem Begleiter sein eigenes Arbeitszimmer ein und zeigte sich überhaupt von einer Zuvorkommenheit, welche beide nicht genug zu rühmen wissen. Henle zeichnete täglich für Müller und für seine eigenen Zwecke, injicirte und präparirte die verschiedensten Thiere und Organe.

Ein ganz besonders wichtiges Anliegen war es für Müller, den französischen Gelehrten den Beweis für die Richtigkeit des Bell'schen Lehrsatzes an Fröschen vorzuführen, weshalb er die hervorragendsten unter ihnen, sowie A. v. Humboldt, der sich damals in Paris aufhielt, einlud, seine Experimente auf seinem Zimmer zu sehen. Es kamen am 13. September Humboldt, Dutrochet, Valenciennes und Laurillard <sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Cuvier wurden die Experimente separat in seinem Zimmer im naturhistorischen Museum gezeigt.



in den Gasthof zu Müller und Henle erzählt den Besuch derselben sehr ergötzlich. »Herr Humboldt ist eben wieder weggegangen, bien satisfait des jolies manoeuvres, die wir ihm vorzuführen die Ehre hatten. Er freute sich, auch meine Bekanntschaft zu machen, was aber wahrscheinlich nur so Geschwätz war, und erzählte mir von einem jungen Manne, den ich nicht kenne, daß er geheirathet habe, worüber ich eine un-menschliche Freude bezeugte. Zuletzt liefs er fünf Franken hier liegen, die wahrscheinlich zum Trinkgeld für mich bestimmt waren. Ich aber brachte sie ihm stolz zurück und erhielt dafür mein Sacktuch wieder, das er aus Versehen eingesteckt hatte. Er brachte noch einige andere ausgezeichnete Gelehrte mit, die ich nun doch alle persönlich kenne, und womit ich in Bonn nicht ein klein bischen renommiren werde.

Ihr hättet sehen sollen, wie wir unser powres Zimmer einrichteten, die hohen Gäste zu empfangen. Erst stellten wir Alles in die schönste Ordnung. Nun aber fanden wir, daß hier die Blöße eines Stuhles, dort ein Riss im Tischteppich mit einem Buche bedeckt werden mußte und so zogen wir endlich das System einer reizenden Unordnung vor und wollten lieber nachlässig als ärmlich erscheinen, was wir gewiß anders eingerichtet hätten, wenn die liebe Mutter uns einen Besuch angekündigt hätte. Der Herr Minister wurde auf einen mit rothem, geblütem Sammt überzogenen Nacht- oder Lehnthron gesetzt, die anderen Herren hatten dergleichen aber mit Federn gefüllt, so daß sie ihrer Würde gemäß etwas tiefer hineinsanken, Müller und ich lagerten uns auf zwei Rohrsthühlen, die zusammen sieben Beine hatten. Wir waren beide



ganz schwarz gekleidet, inclusive die Wäsche, da unsere femme blanchisseuse uns perfidement hatte sitzen lassen.«

Neben der Wissenschaft vergafsen die beiden Freunde auch nicht, sich mit allen Sehenswürdigkeiten von Paris vertraut zu machen und die Sprache zu pflegen. Zu letzterem Zweck wurde bei Tisch nur französisch gesprochen und wurden die Theater fleißig besucht. Henle weiß besonders das herrliche Ensemble in Oper wie in Schauspiel nicht genug zu rühmen und zeigt sich jedesmal aufs Höchste befriedigt, ohne daß ihn die einzelnen Leistungen an sich zu ganz besonderer Bewunderung hingerissen hätten. Von dem herrlichen Inhalt der Läden schwärmt er in jedem Brief und bedauert, daß er nicht genug Geld habe, um allen seinen Lieben recht schöne Dinge mitzubringen. Das Louvre, welches die beiden erst am Ende ihres Aufenthaltes besuchen konnten, da es bis dahin geschlossen war, verfehlte natürlich seine Wirkung nicht. »Die Masse von Herrlichkeiten erdrückte mich bald, ich lief zwei Stunden in den Sälen umher, nur um einmal einen Begriff von dem Reichtum der Sammlung zu erhalten, ohne etwas recht zu betrachten. Nur ein Sebastian von G. Reni und Rafael's Madonna mit dem blumenstreuenden Engel fesselten mich gleich. Von den paar Tagen, die wir noch hier zu verleben haben, werde ich wohl keinen vergehen lassen, ohne im Louvre gewesen zu sein. Die neueren Franzosen im Luxembourg haben uns aber gar nicht zum Wiederkommen animirt und jetzt haffe ich das Volk doppelt, das, unter den herrlichsten Mustern aufgewachsen, auf solche Abwege gerathen kann. Dieser



Hafs bezieht sich indeß bloß auf die Männer; die Weiber sind ja daran ganz unschuldig.« Diese letzteren gefallen unserem jungen Gelehrten sogar sehr gut und er beschreibt sie folgendermaßen: »Ich muß in das allgemeine Loblied nolens volens mit einstimmen. Ich habe hier von weiblichen Personen zwischen dreizehn bis fünfzig Jahren erst eine gesehen, die man häßlich nennen konnte, und dies war eine Negerin. Schönheiten nur ein paar, aber reizend, nett kann man beinahe sonst alle nennen, die einem auf der Straßse und in Häusern begegnen. Sie haben alle ziemlich runde, nicht sehr blühende Gesichtchen, dunkle Haare, kleinen, vollen und doch schlanken Körper. Das Schönste an ihnen aber ist, daß man ihnen gar nicht anmerkt, daß sie so schön geputzt sind. Sie sind nicht so steif und geziert, wie unsere Mädchen, eher etwas nachlässig, nicht so furchtbar eingeschnürt, kurz, sie verdienen ihren Ruf und sind es wohl werth, dem übrigen Europa in allem Aeufserlichen, in Anstand, Kleidung und Haltung als Muster zu dienen.«

Endlich ging der lehr- und genussreiche Aufenthalt zu Ende und nur mit Schmerzen rüstete sich Henle zur Abreise.

Er schreibt an seinen alten Freund Mathieu, welcher sich mittlerweile mit Schwester Marie verlobt hatte: »Ich kann Dir nicht sagen, wie ungern ich diese Stadt verlasse, wo man die unsinnigsten Wünsche befriedigen und nach der bizarrsten Laune leben kann, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, wo man in der Kunst, das Leben zu verschönern, so weit voraus ist, wo man bei aller Noth und Lascivität lauter fidele, artige und gesprächige Leute sieht. — Ich finde des



Lobens kein Ende, wenn ich einmal drin bin!« — All dies kann man ja heute noch von der Seineſtadt mit gleichem Rechte ſagen.

Auf der Rückfahrt wurde noch einmal in Straßburg ein zweitägiger Aufenthalt genommen und hier war es, wo J. Müller wohl zum erſten und letzten Male in ſeinem Leben die Bretter betrat, welche die Welt bedeuten. Henle liebte es, die Geſchichte zu erzählen. Die beiden hatten zur Aufführung keine Plätze mehr erhalten, waren aber auf die Bühne zugelassen worden, und ſaßen hinter den Couliffen ſtehend das geſpielte Drama — ich erinnere mich nicht mehr, welches — an. Bei einer Volksſcene kam der Inſpicient heran und trieb Alles vorwärts »à la ſcène, Meſſieurs!« Auch Müller und Henle mußten nolens volens mit vor die Lampen und Henle verſicherte, Müller habe ſeine Statiftenrolle mit demſelben Ernſt und derſelben Hingebung geſpielt, als wenn er an der Ausarbeitung eines groſſen Problems beſchäftigt geweſen ſei.

Endlich war die lange Reiſe überſtanden und die letzten Ferientage verlebte unſer Held im Kreiſe der Seinen, um ihnen von dem durchlebten Schönen ausführlichen Bericht zu erſtatten.

Das Winterſemester ging in eifrigſter und ſtiller Arbeit hin. Henle ſaß emſig und ganz ungeſtört an ſeiner Differtation und betheiligte ſich an den Arbeiten Müller's, ſoweit es anging. Die alten Studentenbekanntschaften der früheren Zeit waren ganz aufgegeben worden, Haſſe war ſchon vor Kurzem geſtorben, Schornbaum war weggegangen, auch Carl Windiſch-



mann<sup>1)</sup>, welchem er rasch nahe gekommen war, verließ Bonn. Neue Freundschaften wollten sich nicht so recht machen, nur an Jordan, einen Schüler Müller's, welcher später in seiner Dissertation zum ersten Male die fibrilläre Structur des Bindegewebes beschrieb, und an einen jungen Kölner Juristen, Maus<sup>2)</sup>, hatte sich Henle herzlicher angegeschlossen. Der Umgang mit Müller, der sich von Tag zu Tag enger und herzlicher gestaltete, ersetzte ihm alle Jugendfreundschaften. Dazu kam noch, daß er einen musikalischen Kreis gefunden hatte, in dessen Mittelpunkt die Familie Mockel und Nanni Müller standen. Diese Namen beweisen schon allein, daß die regelmäßigen Abende höchst angeregt und heiter verliefen und daß Witz und Verstand sie verschönten. Es war eine glückliche Zeit, die erste von einer Reihe ähnlicher Perioden, in welchen regelmäßige, ernste und erfolgreiche Arbeit mit heiterem und feinem Lebensgenuss abwechselten. Die ungemein glücklich veranlagte Natur Henle's verstand es stets, beidem in gleicher Weise gerecht zu werden, und wie er von dankbaren und begeisterten Schülern umgeben war, so versammelte er auch andererseits überall einen Kreis gleichgestimmter Freunde um sich, welche mit Liebe an ihm hingen.

Das schöne und erfolgreiche Semester wurde durch seine Promotion gekrönt. Er schreibt über dieselbe seinem Schwager Mathieu: »Hochgeliebtester! Mein Aufenthalt in Bonn hat bis auf den letzten Tag

---

<sup>1)</sup> Einer der begabtesten Schüler Joh. Müller's. Er starb, von seinem Lehrer tief betrauert, im Jahre 1839 als Professor in Löwen.

<sup>2)</sup> Später Gerichtspräsident in Köln.



alles Angenehme, womit er anfang, ungetrübt erhalten, und der Schluss wurde durch meine Promotion, durch der Meinigen Anwesenheit in Bonn und durch Müller's und seiner Frau ungewöhnliche Freundlichkeit erst recht glänzend und machte mir den Abschied um Vieles schwerer.

Die Promotion fand statt am 4. April 1832 und war höchst feierlich. Ich erschien in Müller's kurzen Hofen und meinen eigenen Waden, die allgemeine Bewunderung ernteten. Bei der heiligen Handlung waren zugegen außer vielen Studenten Herr Honecker <sup>1)</sup>, Herr Ludwig, des Doctoranden Stiefelfux, Herr Knein, Reitlehrer, die Maler Götzenberger und Crevel (aus Paris, ein neuengagirtes Mitglied unserer Gesellschaft), die Professoren Müller, Nasse, Kilian, Deiters, Diefterweg, Hofrath Oppenhof und die Herren Pudel Adenkirchen und Krüger. Opponenten waren der kleine Eduard Hövel, welcher sich recht wacker schlug, der Veteran Hergersberg und der Doctor und Jude Lazarus Süßmann-Wetzlar; ferner Prof. Müller und Kilian. Das Gefecht dauerte zwei volle Stunden mit ziemlicher Mäßigung von beiden Seiten. Desto hitziger ging es am Abend her bei dem Schmaus, welchem beizuwohnen die Ehre hatten: Mein eigener Vater, die Professoren Müller und Weber, Dr. Lucas, die drei Opponenten, Götzenberger und Crevel, Herz, Krebs und Heilenbeck, Fischer, Künzer, Maus und ich. Wir waren bald alle recht herzlich munter und ein Toast folgte dem andern. Als Intermezzo führten meine jungen Freunde eine gar artige

---

<sup>1)</sup> Kneipwirth.



Maskerade auf. Sie erschienen nämlich als Gefandte vieler hohen Schulen, um mir Glückwünsche zu überbringen in allerlei fremdartigen Kostümen; Götzenberger zuerst als Italiener, Krebs als Abgeordneter von Edeffa, ganz in weisse Leintücher gehüllt, mit einer Serviette als Turban um den Kopf, fast bis zur Unkenntlichkeit gemalt, und sprach hebräisch; dann Heilenbeck als Gefandter von Oxford, Herz von Leiden in einem blauen Kittel, Crevel als Bevollmächtigter de l'institut brachte mir in einer grossen Schachtel plusieurs animaux domestiques, une punaise, mâle et femelle, un poux, une puce zum Zergliedern. Endlich kam Maus als Hebamme aus dem kölnischen Institut und überreichte nebst einem Glückwunsch auf einem Kopfkissen eine mächtige Feuerzange als Anerkennung meiner Verdienste. Jeder spielte seine Rolle vortrefflich, ich antwortete jedem so gut es gehen wollte in seiner Sprache. Den Beschluß machte Künzer als Bacchus ganz mit Epheu bekränzt mit einer Flasche und einem Glas in der Hand und sagte einige recht niedliche Verse ex tempore her; der Hauptinhalt war, daß Alles, was die anderen mir gebracht, eitler Dunst sei, er lehre mich des Lebens wahre Kunst und bringe des Glückes höchste Gunst etc. etc. Wir setzten uns nun mit sämmtlichen Abgeordneten der zwei Welttheile und mit dem Herrgott Bacchus selbst um einige Bowlen Champagner-cardinal und diese gaben der hochachtbaren Versammlung den Rest. Bald lagen sich Professoren, Doctoren, Studenten und Künstler einander in den Armen. Man küßte, schmollte, sang und declamirte. Julius war besonders nett und redete die Professoren



immer mit dem Vocativus an, den Du an der Spitze meines Briefes findest und der seitdem in die Schriftsprache übergangen ist <sup>1)</sup>).

Die letzten Tage in Bonn hörte ich von nichts mehr, als von diesem Doctorfchmaus. Müller sagte, er habe nie einen so munteren und doch anständigen erlebt etc. und dafs mir dies besonders meines Alten wegen viele Freude machte, kannst Du Dir denken.

Auch die Differtation hat vielen Beifall gefunden und ich selbst bin mit den Resultaten über Erwarten zufrieden.

Mit Müller bin ich, wie bemerkt, immer cordialer geworden, und unsere Zärtlichkeit artete endlich gar in einem Schmollis aus.

So war denn die Studienzeit beschlossen und zwar glanzvoll beschlossen. Denn nicht allein vom Doctorfchmaus redete man, auch von der Differ-

<sup>1)</sup> Es hat sich die Rechnung des Herrn Simrock im Trierfchen Hof über den Doctorfchmaus erhalten:

	Thlr.	Sgr.	Pfg.
Abendessen à 16 Perfonen à 25 Sgr. . . . .	13	10	—
32 Flaschen Niersteiner à 18 Sgr. . . . .	19	6	—
3 » Walporzheimer à 18 Sgr. . . . .	1	24	—
4 » Brauneberger à 20 Sgr. . . . .	2	20	—
4 » Champagner-Sillery à 2 Thlr. . . . .	8	—	—
2 » Malaga . . . . .	2	—	—
6 Stück Pomeranzen 18 Sgr., 5 Pfund Zucker à 7½ Sgr. . . . .	1	25	6
Zum Ansetzen des Cardinal 2½ Flaschen Nier- steiner . . . . .	1	15	—
3 Römer 15 Sgr., 1 Bordeaux-Kelch 6 Sgr., ein ordinäres Weinglas 4 Sgr. . . . .	—	25	—
7 Pfeifen 3 Sgr., 2 Dutzend Cigarren 12 Sgr., ¼ Pfund Taback 5 Sgr. . . . .	—	20	—
	51	25	6



tation<sup>1)</sup>; ja, das Reden über diese ist heute noch nicht verstummt und der junge Doctor hatte alles Recht, mit seinen Resultaten zufrieden zu sein.

Die Pupillarmembran war zuerst Müller aufgefallen, als Henle für andere Zwecke Föten injicirte; er veranlafte diesen, die Sache zu verfolgen. Dies geschah in ausgezeichnete und sehr umsichtiger Weise und es erweiterte sich die Arbeit im Laufe der Untersuchung zu einer Gesamtbeschreibung der Gefäße des Glaskörpers und der Linse. Niemand, der die Arbeit mit ihrer umfangreichen Literaturbenutzung, mit ihren durchdachten Experimenten und ihren scharfsinnig gezogenen Schlüssen durchliest, wird auf den Gedanken kommen, daß er hier das Erstlingswerk eines jungen dreiundzwanzigjährigen Mannes vor sich hat, der mit demselben seine wissenschaftliche Legitimationskarte abgeben will. Dies betont auch eine Beurtheilung in den *Annales des sciences naturelles*. »Ce mémoire n'est pas un simple résumé des opinions et des faits nombreux, dus aux anatomistes anciens et modernes; il présente une discussion approfondie du sujet et le jeune auteur se croit d'autant plus en droit d'approuver les uns et de combattre les autres, qu'il a entrepris lui-même des dissections très délicates sur les diverses membranes d'oeil, et cela non seulement dans l'homme, mais encore chez plusieurs animaux des diverses classes. Les anatomistes, qui voudront compléter les connaissances, que l'on a déjà des membranes de l'oeil, ne pourront se dispenser, de consulter la dissertation de Mr. Henle, qui aura une place

---

<sup>1)</sup> De membrana pupillari aliisque oculi membranis pellucidibus.

distinguée dans l'histoire de la science.« v. Ammon in Dresden, der berühmte Herausgeber einer ophthalmologischen Zeitschrift, übersetzte den wesentlichsten Theil der Dissertation ins Deutsche und nahm sie in sein Journal auf. Bald ließen auch Gegner und Freunde der vorgetragenen Anschauungen ihre Stimmen vernehmen, kurz, die Arbeit hatte Aufsehen erregt. Heute noch kennt und schätzt man sie als Grundlage der Kenntnisse von den einschlägigen Verhältnissen.

---



## 7. Berlin.

---

Die letzte Stufe der Vorbereitung, welche den jungen Mann von dem Heiligthum der Gelehrtenhierarchie trennte, war nun noch zu ersteigen, und wenn das Doctorexamen — um mit der Zauberflöte zu sprechen — die Wasserprobe war, so muß man das Staatsexamen die Feuerprobe nennen, denn für einen Candidaten, welcher mehr als ein Semester lang nur Anatomie getrieben und die Kranken ihrem Schicksal überlassen hatte, war es keine Kleinigkeit, nun eine schwierige praktische Prüfung zu bestehen. Dieselbe konnte damals für den ganzen preussischen Staat nur in Berlin abgelegt werden und so machte sich denn unser Held Ende Mai 1832 auf, um über Leipzig die Hauptstadt zu erreichen. In Leipzig blieb er einige Tage, um sich den dortigen Professoren vorzustellen, hatte aber kein Glück, da sie sämmtlich der Ferien wegen verreist waren. Mit einigen alten Studiengenossen und dem ihm befreundeten Buchhändler Winter aus Heidelberg, welche er zufällig traf, verschwärmte er aber die paar Tage recht angenehm und fuhr dann nach Potsdam, um einige Bekannte der Familie, die daselbst wohnten, zu begrüßen. Sehr richtig ist der Eindruck, welchen er von dieser



Stadt empfing. »Wenn man den Weg von Leipzig bis Potsdam und von Potsdam bis Berlin kennt, so muß man gestehen, daß Potsdam in einer paradiesischen Gegend liegt, an einem See, den die Havel bildet, von Hügeln umgeben, an deren sanftem Abhange die schönsten Schlösser und Gärten liegen. Die Stadt hat große, breite Straßen, schöne freie Plätze, lauter palastähnliche Häuser, aber eine tiefe Stille herrscht darin, und wenn man einmal die verschiedenen Garduniformen gesehen hat, so könnte man, ohne ein großes Opfer zu bringen, verschwören, je wieder aus dem Fenster zu sehen.« Endlich war Berlin erreicht und eine Wohnung in der Dorotheenstraße bezogen. Der junge Mann präsentierte sich sogleich der Berliner wissenschaftlichen Welt und begrüßte vor Allem das Handwerk. Rudolphi und besonders Schlemm nahmen ihn sehr freundlich auf, auch bei Dieffenbach, Wiechmann, Froriep, Romberg und anderen öffneten ihm die Empfehlungsbriefe Müller's die Thüren. Dieffenbach zog ihn besonders heran und bot ihm auch die Stelle eines Reisearztes in einer vornehmen Familie an; Henle schlug sie jedoch aus, um ganz ungestört seinen Studien und dem Examen leben zu können. Dieses letztere nahm im November seinen Anfang und muß in der That nicht leicht gewesen sein. Besonders die Clausur in der Charité war dem Examinanden sehr wenig angenehm. »Es war die schrecklichste Zeit des ganzen Curfus«, so erzählte er, »und vielleicht die größte Strapaze, die ich je ausgestanden habe. Ohne alle Hülfsmittel müssen die Kranken untersucht werden und dann deren Geschichte und Krankheit in lateinischer Sprache geschrieben und



die Cur dafür angegeben werden. Ehe diese Arbeit beendigt ist, darf Niemand heraus, man bekommt nach Belieben schlecht zu essen und zu trinken, hat ein grosses Sopha zum Schlafen; dafs aber, bis man mit der Sache im Reinen ist, ein Mensch von einigem Temperament nicht schlafen kann, versteht sich wohl von selbst und so habe auch ich jedesmal von einem Morgen zum anderen Mittag gearbeitet.« Dieffenbach, Bartels und andere Examinatoren zeigten ihm so deutlich ihre Zufriedenheit, dafs er sicher auf den ersten Grad rechnete. Wie erstaunt war er, als das Schlufsresultat, welches er am 28. März 1833 erfuhr, doch eine Zwei war! Da die Einzelnoten nicht bekannt gegeben waren, wufste er anfangs nicht, wer ihm den schlimmen Streich gespielt hatte und war sehr erstaunt und erbittert, als er durch eine Indiscretion erfuhr, dafs der Anatom Schlemm, der ihn noch besonders belobte, die dritte Note ertheilt hatte. Müller, dem er sein Leid klagt, sagt ihm, er solle sich durch Schlemm's Benehmen den Humor nicht rauben lassen. »Welche Wichtigkeit doch diese Herren bei dem Curfus erlangen und welch edler Genufs, einen Nasenstüber, wie bei der Firmung, zu versetzen.« Was Müller dazu sagte, war doch die Hauptsache gewesen und so liefs er sich denn Schlemm's Nasenstüber nicht weiter anfechten.

Trotz der Examensnöthe fand Henle den ganzen Winter über noch die Zeit zu einer Reihe von Arbeiten, welche ihn in seinem Fache förderten und ihm das Material zu späteren Aufsätzen lieferten. Vor Allem bearbeitet er die Membrana capsulo-pupillaris des Menschen, dann untersucht er den Bau von



Scolopendra näher, studirt die Magenerven der Crustaceen, und präparirt eine Reihe von Thieren aus allen Classen. Er trägt sich mit dem Gedanken, eine vergleichende Zergliederungskunst zu schreiben, worin er die Präparation und die Injection von Wirbellosen mit Leim und Quecksilber beschreiben will. Es ist sehr schade, daß es nicht dazu gekommen ist, denn wir besitzen über die Methoden dieser Erstlingszeit biologischer Forschung keine zusammenhängenden Nachrichten. Während er Müller über all' dies genau berichtet und ihm auch Fragen von Froriep, Stan-  
nius und anderen jungen Berliner Gelehrten übermittelt, schreibt ihm andererseits Müller ausführlich über seine eigenen Untersuchungen. Er beschäftigte sich damals vorzüglich mit den Arbeiten für seine im Druck befindliche Physiologie, speciell mit dem Capitel vom Blut. Henle muß auch seine Meinung über die Eintheilung des Buches abgeben. Daneben arbeitet der Bonner Gelehrte über eine Anzahl anderer Themata, behandelt aber vor Allem die Lymphherzen des Frosches und anderer Thiere, deren Entdeckung Henle in allen Phasen der Untersuchung brieflich mit erlebt<sup>1)</sup>. Er drückt es überhaupt in jedem Briefe aus, wie sehr ihm sein junger Freund fehlt und schon im ersten, welchen Henle vor seiner Abreise von Coblenz nach Berlin von Müller erhält, stehen gar herzliche Worte, denen man die treue Liebe sogleich

---

1) Nur ungern verzichte ich darauf, Joh. Müller's hochinteressante Briefe aus dieser Zeit anhangsweise in extenso zu veröffentlichen. Der Sohn des großen Gelehrten hat mir aber den generellen Wunsch ausgesprochen, daß die Veröffentlichung von Briefen seines Vaters unterbleiben möchte.



ansieht: »Es wird also nun Ernst, mein lieber Herzens-Henle, daß Du fort sollst. Ich entbehre sehr viel an Deinem liebgewohnten Umgang, aber wenn ich nur weiß, daß Du, uns verlassend, weiter schreitest und neue Schätze einsammelst, so bin ich zufrieden und freue mich, oft und viel von Dir aus der Ferne zu hören. Will auch nicht auf Antwort lange warten lassen. Behalt uns nur auch lieb im Angedenken. So ziehe denn hin von tausend guten Wünschen begleitet, von unserer Liebe, von unserer sorglichen, herzlichen, aber nicht besorgten Theilnahme gefolgt und komme uns freundlich mit alter Anhänglichkeit wieder.«

Nun letzteres war nicht nöthig, denn im November 1832 war Rudolphi, der Berliner Anatom, verstorben und es dauerte nicht lange, bis Müller's Name als der erste unter den in Aussicht genommenen Candidaten genannt wurde. Henle war Kundschafter und Berichterstatter in Berlin und meldete seinem aufgeregten Freunde Alles, was er über den Gang der Angelegenheit in Erfahrung bringen konnte. Endlich war die Sache entschieden, und anstatt daß Henle wieder nach Bonn gegangen wäre, kam Müller ihm im April 1833 nach Berlin nach und es traf sich so gut, daß beide Freunde in einem und demselben Hause am Kupfergraben Wohnung fanden. Henle wohnte als Chambregarnist bei der Wittwe des Philosophen Hegel in der ersten Etage, während Müller die zweite Etage bezog.

Bevor nun von den folgenden Jahren erzählt wird, in welchen die beiden befreundeten und sich gut verstehenden Gelehrten zusammen wirkten, sei noch ein kurzer Blick auf die socialen Verhältnisse geworfen, in



welchen Henle in der ersten Zeit seines Berliner Aufenthaltes lebte. Er war von seinen Eltern an einige Familien empfohlen worden, welche kaufmännischen und juristischen Kreisen angehörten und hatte bei den hervorragenden Vertretern der Medicin Besuch gemacht. Erstere Kreise nennt er bürgerliche, letztere zählt er zu den vornehmeren. In beiden muß aber der Zuschnitt doch ein ganz anderer und weit einfacherer gewesen sein, als man ihn heutzutage gewöhnt ist. »Ich finde den Ton in diesen kleinen Zirkeln — so schreibt er — äußerst angenehm. Man plaudert so oberflächlich über tausend verschiedene Gegenstände, wie es sein muß, wenn man sich nach geistiger Anstrengung im Gespräch erholen will. Dabei ist man ziemlich unge- nirt, man setzt die Leute nicht durch einen Besuch in Verlegenheit, denn Umstände werden gar nicht gemacht, ja nicht einmal eine Flasche Wein kostet so ein Abend, und dies ist wirklich das Einzige, was ich den Berlinern vorzuwerfen habe. Die Damen sprechen, so lange sie vorhanden sind, ordentlich mit, ziehen sich aber früh zurück und dann raucht man in höchster Gemächlichkeit sein Pfeifchen zusammen. Angenehmer noch sind die Besuche bei den Vor- nehmeren, die man an hübschen Sommerabenden in ihrem Landhause bei oder in Charlottenburg trifft. Man trinkt Thee, geht dann mit der langen Pfeife an der Spree spazieren und ist auch wohl im Freien zu Nacht. So finde ich es bei Dr. Romberg.« Die lange Pfeife spielt überhaupt eine Rolle, welche man sich heute gar nicht mehr denken kann. An Sonntagen spielt er oft mit einigen Damen Whist oder Boston und wird von den Töchtern des Hauses artig mit dem



Fidibus bedient, um die Pfeife anzuzünden. Ueber die schwere Zeit des Examens brachte ihn besser als diese gesellschaftlichen Zerstreuungen eine Herzensneigung hinweg, welche er zu einem Fräulein Marie K . . p gefasst hatte, die er kurz nach seiner Ankunft in Berlin kennen lernte. Gleich beim ersten Sehen war seine Schwärmerei entschieden. Ein Blick von ihr gesendet, war Blitz und Schlag zugleich! Er verkehrte viel im Hause seiner Flamme und trug sich ernstlich mit dem Gedanken an eine Verlobung; er schob seine Erklärung nur auf, um womöglich erst Aussicht auf eine Stellung und pecuniäre Einnahmen zu haben. Als aber ein reicher Gutsbesitzer mit Glück um sie angehalten hatte, wurde er sich rasch bewußt, daß seine Neigung doch nicht so ernst gewesen war, wie er sich selbst eingeredet hatte; er tröstete sich in wenigen Tagen, und sagt, sein Leben würde nun einem ruhigen Wasserspiegel gleichen, dessen Tiefen nur von seltenen Fischen, Fröschen und ähnlichen Gegenständen erfüllt sind. Später konnte er sogar an seinen Schwager schreiben: »Wenn Du mir's noch ein paar Mal sagst, so glaube ich am Ende auch, daß ich Unrecht gehabt habe, wenigstens spricht mir dafür ein Gefühl von Behaglichkeit, welches mich jetzt zuweilen bei der Erinnerung beschleicht und das mit der Empfindung eine große Aehnlichkeit haben muß, womit ein Vogel von einem Ast vor dem Fenster in das Zimmer hineinguckt, in welchem sein seliger Käfig steht.«

Als Henle erst einige Zeit in Berlin war, änderte sich der Kreis, in welchem er verkehrte, beträchtlich. Die Familien, an welche er von den Seinen empfohlen war, rückten in den Hintergrund und eine Anzahl



neuer Bekanntschaften, welche er sich selbst zu verdanken hatte, traten an ihre Stelle. Vor Allen waren es die Familien seiner anatomischen Collegen D'Alton und Froriep, in welchen er sehr gern verkehrte und auch ebenso gern gesehen wurde. Bei Froriep's war er bald ein so naher Freund geworden, daß er seine Stellung im Haus selbst mit der in der Müller'schen Familie verglich. Durch D'Alton, den Schwiegersohn von Rauch, wurde er mit diesem so berühmten Bildhauer bekannt. Weiter hatte er das Glück, einen alten Bekannten vom Rhein wiederzufinden. Kurz nach seiner Ankunft lag er einmal im Fenster, als er sah, wie sich ihm gegenüber ein anderer junger Mann derselben Beschäftigung hingab. Es war E. Bendemann, den er in Düsseldorf, wohin er einmal von Bonn einen Ausflug gemacht, kennen gelernt hatte. Das Wiedersehen war ein herzliches und der junge Maler führte seinen Freund in sein elterliches Haus ein und machte ihn mit seinem Schwager, dem Maler Hübner, bekannt. Zu dem Kreise dieser beiden Künstler gehörten wieder zwei andere junge Leute, ein Privatdocent der Physik, Gustav Magnus, und ein Musiker, Felix Mendelssohn, welche sich nun in Freundschaft an den aufstrebenden Anatomen Henle angeschlossen. Wer die genannten Namen hört, der wird es begreifen, daß die jungen Männer Gefallen an einander fanden und wird Henle nur um seinen Freundeskreis beneiden können, welcher aus lauter Leuten bestand, bestimmt, sich einen Weltruf zu erobern. Bei Hübner hatte er sogleich Gelegenheit, seine Freundschaft in recht unerwünschter Weise zu bethätigen. Zu Pfingsten 1833 erkrankte dessen Söhnchen sehr schwer, und



er schlug, um den verzweifelnden Eltern Hülfe zu leisten, seine Wohnung im Krankenzimmer auf, mußte aber das Kind trotz aller aufgewandten Sorgfalt in seinen Armen sterben sehen. Die Eltern verließen bald darauf Berlin, um mit ihrem Töchterchen nach Düsseldorf überzusiedeln; in Coblenz begrüßten sie die Familie ihres Freundes. Bendemann unterrichtete Henle im Aquarellmalen und bekam von diesem wieder Unterricht in der Anatomie. Wie sehr er, der Musiker mit Leib und Seele, von Felix Mendelssohn und dessen Compositionen, die er entstehen sah, und im engsten Kreis hörte, begeistert war, bedarf keiner Worte. Auch dieser Freund besuchte die Henle'sche Familie auf der Durchreise und bezauberte die mit noch besserer musikalischer Anlage ausgerüstete Schwester Marie durch den Vortrag der noch ganz unbekannten Ouverture zum Sommernachtstraum und anderer Musikstücke auf das Nachhaltigste.

Kehre ich nun wieder zu Henle's wissenschaftlichem Leben zurück, dann ist also zu wiederholen, daß die Ankunft Müller's von ihm mit allergrößter Freude begrüßt wurde, denn nun war eine Reihe von Erwägungen mit einem Schlage abgeschnitten, welche ihn in der Zeit seines Examens und besonders nach glücklicher Beendigung desselben nicht wenig beschäftigt hatten, die Erwägungen über seine nächste Zukunft. Es war sicher, daß er fürs Erste in Berlin blieb und sah, wie sich die Dinge weiter entwickelten. Müller war mit wahrem Enthusiasmus in Berlin aufgenommen worden. »Die hohen Beamten hoffen von ihm eine kräftige Erschütterung im akademischen Leben und namentlich im Studium der Medicin, welches bisher hier so schläfrig und handwerksmäßig betrieben wurde. Seine Collegen und besonders seine Rivalen fühlen seine Supe-



riorität und bescheiden sich, wenigstens äusserlich. Seine Untergebenen und die jungen Docenten, die zum Theil von ihm abhängen, können seine Anspruchslosigkeit, seine Freundlichkeit und Zuvorkommenheit nicht genug preisen. Seine Vorlesungen sind stark besucht und so viel ich hier und da höre, gefallen sie sehr. Müller selbst war mit der Aufnahme, die er hier fand, sehr zufrieden und ist trotz der vielen, lästigen Geschäfte, Besuche u. f. w. in der heitersten Stimmung.«

Der grosse Gelehrte war sich der Aufgabe, welche seiner in Berlin wartete, voll bewusst, was schon aus seinem berühmten Brief an den Minister von Altenstein hervorgeht, welchen er in seiner Berufsangelegenheit an diesen gerichtet hatte <sup>1)</sup>. Er übernahm die leitende Stellung in der deutschen Naturforschung durch Gründung seines »Archivs für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medicin«. Sein junger Freund war ihm dabei eine willkommene und unentbehrliche Stütze. Im Prospect des Archivs wird nur angekündigt, dass Dr. Henle die Beforgung kritischer Auszüge aus den guten Arbeiten des Auslandes übernommen habe, doch that derselbe hinter den Coulissen noch weit mehr. Müller hatte bei seinen sonstigen zahlreichen Obliegenheiten keine Zeit, sich den redactionellen Geschäften für seine Zeitschrift zu widmen, er gewinnt dafür ebenfalls Henle, welcher gegen ein Honorar von zweihundert Thlrn. die Prüfung und Anordnung der eingehenden Aufsätze übernimmt. »In Verbindung mit mehreren Gelehrten«, so steht auf dem Titel des Archivs; nun, dieselben bestanden vorläufig nur aus Henle allein, welcher die ganze Arbeitslast der Herausgabe übernahm, während Müller ausser seinen eigenen wissenschaftlichen Beiträgen nur den Namen lieferte.

---

<sup>1)</sup> Abgedruckt in Du Bois-Reymond, Gedächtnissrede auf Johannes Müller. Abhandl. der Königl. Akademie d. W. zu Berlin 1859.



Außerdem machte ihn sein Freund und Beschützer auch sogleich zum Gehülfen am anatomischen Museum, freilich eine sehr bescheidene Stellung, welche monatlich nur zehn Thaler einbrachte, doch war sie höchst erwünscht, hatte doch der Inhaber damit in der von ihm erwähnten Carrière festen Fuß gefaßt.

Von der Publication eigener wissenschaftlicher Arbeiten war Henle bis dahin durch sein Staatsexamen abgehalten worden, das Jahr 1833 hatte nur eine kleine Notiz<sup>1)</sup> gebracht. Nun aber, wo er seine Flügel freier regen konnte, edirt er seine bemerkenswerthe Arbeit über *Narcine*, worin er diese auch heute noch geltende Familie der elektrischen Rochen einführt. Er kam zu dieser Untersuchung durch eine Beschreibung der elektrischen Organe, welche er für eine Art von physiologischem Atlas unternehmen wollte. Durch die Artikel, welche er in den zehnten Band des Berliner encyclopädischen Wörterbuches der medicinischen Wissenschaften schrieb (*Eiweiss* und *Elaine*), förderte er zwar diese letztere nicht eben besonders, doch verdiente er damit einige *Louisdors*, was dem guten Sohn, der darauf brannte, seinem Vater nicht mehr zur Last fallen zu müssen, von Wichtigkeit war. Auch die im elften Bande befindlichen Abhandlungen (*Epidermis*, *Epithelium*, *Eructatio*, *Excremente*, *Fäulniss*) bieten nichts Originelles, insbesondere lassen die beiden ersteren noch nicht erkennen, welche fundamentale Entdeckungen in Kurzem der Autor machen sollte.

Wenn Henle auch mit seinen vierundzwanzig Jahren jung genug war, um noch eine Zeit lang warten zu können, so bemächtigte sich seiner doch bei dem Wunsche, selbstständig zu werden, ebenso, wie jedes anderen unverforgten Docenten, eine gewisse fieberhafte Aufregung beim Erscheinen der fernen Möglichkeit einer

---

<sup>1)</sup> Ueber das *Diplostomum rhachiaeum*, einen Eingeweidewurm der Wirbelhöhle, *Froiep's Notizen*, Bd. 38.



eigenen Professur am Horizont. Meckel in Halle war 1833 gestorben und die Befetzung seiner Stelle konnte alle Tage erfolgen. Der stets und überall lebendige Universitätsklatfch hatte entdeckt, dafs wahrscheinlich Schultze von Greifswald nach Halle kommen würde. »An dessen Stelle wird der Professor Rathke aus Dorpat nach Greifswald berufen werden. Dadurch wird die Professur in Dorpat frei und da sich Rufslan gern von hier aus recrutirt und ohnehin jetzt kein Ueberflufs an Physiologen ist, so ist es nicht nur möglich, sondern bei einiger Nachhülfe von meiner Seite sogar sehr möglich, dafs Rathke's Stelle mir angetragen wird.« Es kam anders, für Henle aber zweifellos besser. D'Alton, Rauch's Schwiegersohn, wurde nach Halle ernannt und nun wurde dessen Stelle frei. Henle schreibt darüber an seinen Schwager Mathieu am 1. September 1834: »Der seitherige Professor D'Alton ist als Professor der Anatomie nach Halle versetzt und mir hängt hier der Himmel voller Geigen. Ich habe mich aufer der Professur zugleich um D'Alton's Stelle als Lehrer der Anatomie bei der Malerakademie beworben, welche wenig Arbeit macht und vierhundert Thaler trägt. Der Director Schadow, dem ich vor einigen Tagen meine Aufwartung machte und einige Zeichnungen vorlegte, ist für mich gewonnen und das ist der Hauptpunkt. Geräth dies Alles, so sehe ich mich auf einmal im Besitz einer jährlichen festen Einnahme von elfhundert Thalern und habe zugleich die günstigste Gelegenheit, mir noch ein paar Hundert durch Collegia und Schriftstellerei zu erwerben. Ich kann dann meinen lieben Vater mit seinem ganzen, zum Wohlthun geneigten



Herzen an Dich und seine älteste Tochter verweisen und auch selber was Ordentliches für Euch thun. Du kennst mich soweit, liebster Freund, um zu wissen, daß diese Hoffnung unter den vielen, die mein Herz gegenwärtig hegt, eine der freudigsten ist. Ich werde vor der Hand nicht heirathen, aus Mangel einer heirathsfähigen Connaissance, die ich mir allenfalls in der Zeitung suchen müßte, habe auch in der That die meiste Lust, noch ein fünf Jahre zu warten. Die Zeit bis dahin sei Euch geweiht. Du denkst wohl, ich habe gut verschenken, etwas, was mir noch nicht gehört. Aber wahrhaftig, es müßte ein ganz besonderes Unglück dazwischen fahren, wenn es nicht so kommen sollte, wie ich es wünsche. Mein einziger Concurrent ist der Bonner Bischoff<sup>1)</sup>, kein Gegenstand! und Müller ist Feuer und Flamme für meine Pläne.« Am 18. October 1834 erhielt er eine Anstellung als Professor mit einem Gehalt von dreihundert und achtzig Thalern und theilt den Eltern freudetrunken sein Glück mit. »Ja, liebste Eltern, Ihr dürft jetzt Euren Sohn als einen selbstständigen Menschen betrachten, und indem ich mir noch eine kleine Abrechnung über die Vergangenheit vorbehalte, darf ich heute die Bitte an Euch richten, daß Ihr Euer zum Wohlthun geneigtes Herz Euren übrigen Kindern zuwenden mögt. Mir genügt fortan an Eurer Liebe, Eurer Theilnahme.« Leider war freilich seine Berechnung keine ganz richtige gewesen, so daß er dem Edelmuth gegen seine Schwester und Mathieu, welche mit Schmerzen auf die Möglichkeit warteten, sich zu verheirathen, Zügel anlegen mußte. Denn

---

<sup>1)</sup> Der spätere Professor der Anatomie in München.



nicht allein war der Gehalt seiner neuen Stelle weit geringer ausgefallen, als seine gegen Mathieu ausgesprochenen Hoffnungen voraussetzten, sondern er sah sich auch in seiner Erwartung, die Lehrerstelle an der Kunstakademie zu erhalten, getäuscht. Er schreibt darüber nach Hause: »Dafs ich Euch mit der Ernennung zur Profectur noch einmal eine Freude habe machen können, ist mir um so lieber, da es mit der anderen Anstellung wohl bei der vorläufig genossenen Freude bleiben möchte. Ich mufs Euch schon den ganzen Hergang erzählen, um nicht so leichtsinnig zu scheinen, als ich scheine. Als die Stelle vor drei Monaten frei wurde, sah ich nur einen einzigen, der sie mir streitig machen konnte, meinen Freund Froriep. Ich ging daher zu ihm und sprach, wie Abraham zu Loth, darum keine Feindschaft, wenn Du um die Stelle einkommen willst, da Du die Fähigkeiten dazu hast, tüchtiger Zeichner und Familienvater bist, so trete ich zurück, obgleich man mich dazu aufgefordert hat. Man nannte mein Betragen damals nobel. Froriep schrieb an seinen Vater nach langem, edelmüthigem Wettstreit, und der Vater, der beiläufig gesagt ein ganzer Politicus ist, rieth ihm, sich nicht zu melden, d. h. mit anderen Worten, sich aus den vierhundert Thalern nichts zu machen, da er ja noch da sei. Froriep gestand mir, dafs ihm dieser Bescheid sehr erwünscht war, da er nunmehr das Einkommen nicht zu berücksichtigen habe und die Beschäftigung ihn doch zerstreut haben würde. Ich melde mich und Alles geht gut. Ich reise ab, ich komme zurück, frage nach, Geh.-Rath Schultz, Prof. Rauch und der Director der Akademie, Schadow, die die erste



Stimme haben, versichern mich des besten Gelingens. Nur gehe die Sache langsam und der Minister brauche Zeit, wie immer. Auf einmal erscheint der alte Froriep hier, geht zu Minister und Räthen herum und mein Freund eröffnet mir mit Betrübniß, daß er aufgefordert sei, um die Stelle einzukommen. Die Sache hängt nach meinen schwachen Einsichten so zusammen. Der alte Froriep macht den Behörden Vorstellungen, daß sein Sohn nun schon drei Jahre hier Professor sei, lese und noch immer kein Gehalt habe. Der Minister sieht ein, daß die Klagen gerecht sind, und wenn er es nicht einsieht, so giebt er wenigstens dem alten Froriep nach, mit dem er sehr cordial steht. Der Minister hat aber, wie gewöhnlich, kein Geld disponibel. Da fällt ihm die noch unbefetzte Stelle bei der Akademie mit vierhundert Thalern ein. Ich, der einzige Bewerber, ein unverheiratheter und junger Mensch, kaum in den Staatsdienst eingetreten, beziehe schon fünfhundert Thaler. Damit mag ich zufrieden sein und die vierhundert akademischen können dazu verwandt werden, einem anderen fürs Erste das Maul zu stopfen. Dazu muß dieser andere einkommen und Papa Froriep bringt die Aufforderung und wahrscheinlich auch die Versicherung des Gelingens mit nach Hause. Ob es von Froriep Recht ist, sein mir gegebenes Versprechen zurückzunehmen und dennoch mit mir zu concurriren, will ich nicht entscheiden. Ist es ein krummer Weg, so hat der Alte daran hauptsächlich Schuld und ich habe meinen Stolz darein gesetzt, daß unsere Freundschaft an dieser Carambolage wenigstens nicht scheitern sollte. Ich sagte Froriep, daß ich meine Sache verfolgen werde, weil ich es angefangen



habe, und weil eine abschlägige Antwort für künftige Fälle gleich wieder als ein Motiv zu benutzen sei, um eine bejahende zu erhalten. Doch habe ich keine meiner geheimen Triebfedern und Connaissancen in Bewegung gesetzt und unsere Eingaben liegen nun brüderlich zusammen beim Minister. Ihr seht wohl ein, daß unter diesen Umständen wenig für mich zu hoffen ist, besonders da es bei dieser Anstellung nicht auf Verdienste ankommen kann, wo es nur Aufgabe ist, Sachen, die uns ganz alltäglich sind, den Künstlern mundgerecht zu machen. Ich bin ruhig mit dem Bewußtsein, die Ehr' und dies alternde Haupt gerettet zu haben und wünschte nur, daß dieser Zustand der Zweifelhaftigkeit aufhöre, da ich doch nicht eher Lust habe, mich ernsthaft auf irgend etwas Anderes zu werfen. Um die Erlaubniß zum Lesen bin ich indess eingekommen und habe die gegründete Hoffnung, sie noch vor Ablauf des Winters zu erhalten.

Ich bin übrigens ganz in der Verfassung, wie es in zweifelhafter Lage nöthig ist, daß ich mich mit jeder Entscheidung werde freuen können. Denn daß ich bei den Geschäften, die mit meiner noch neuen Professorstellung verbunden sind, mit einigem Schrecken an Vermehrung der Arbeiten denke, kann ich nicht verhehlen. Nur versteht mich recht! Ich habe nicht so viel zu thun, daß ich nicht noch für mich arbeiten könnte, aber gerade diese mir übrig bleibende Zeit, die ich zu wissenschaftlichen Privatbeschäftigungen und zum Studiren benutze, möchte ich nicht gern noch durch Unterrichtsstunden geschmälert sehen. Ich habe bisher jede Gelegenheit vermieden, Geld zu erwerben, wenn sie mich von meinem eigentlichen Ziel entfernte



Einmal lasse ich mich verführen, weil die Gelegenheit zu lockend und die Arbeit zu leicht ist, aber nun hat vielleicht der liebe Gott Mitleid mit meiner Schwäche und schickt mir einen Concurrenten.

Uebrigens geht mir's mit meiner Gefundtheit und meinem Aemtchen vortrefflich. Das Verhältniß zu Müller ist ganz so, wie ich mir's vorgestellt hatte und das will viel sagen, denn ich hatte mir es sehr schön vorgestellt. Ich suche, wo ich kann, gern ein Uebriges zu thun, und er, ohne etwas darüber zu sagen, erkennt es doch an und sucht mir meine, für den Anfang nicht geringe Arbeit ebenso stillschweigend zu erleichtern. Ich sehe es immer noch mehr ein, welch ein unschätzbares Gut ich an der geprüften Freundschaft dieses ausgezeichneten Mannes habe. Ich habe nun auch einen Assistenten, und zwar in der Person des kleinen Friedländer, den Ihr kennt. Er hilft mir bei meinen Arbeiten, wenn es nöthig ist, dafür genießt er meinen speciellen Unterricht im Seciren und ich genieße dafür wieder dann und wann ein Diner bei seinen Eltern. Er ist recht fleißig und bescheiden und ich denke, wir werden beide mit einander zufrieden sein.«

Mit Ende des Jahres 1834 war vom Minister ein definitiver Entscheid getroffen, über welchen es heißt: »Die akademische Angelegenheit ist endlich, wie ich es geahnt hatte, entschieden, hat mir aber noch viele Unruhe und einige Freude gemacht. Allerdings sah ich bald ein, daß es nicht an seinem Platze sei, hier der ersten großmüthigen Regung zu folgen, und ohne mir mit falschen Hoffnungen zu schmeicheln, wollte ich wenigstens in offener ehrlicher Fehde gegen Fro-



rief das Meinige thun. Ich legte daher der Akademie meine Zeichnungen vor, besuchte die einzelnen Mitglieder des akademischen Senats und hatte die Satisfaction, daß sie sich einstimmig für mich erklärten, und da sie mich für besonders befähigt zu dieser Stelle hielten, den Minister baten, mir dieselbe zu übertragen. Indefs hatte der Minister, ohne auf ihre Vorschläge zu hören, Froriep die provisorische Ernennung zugeschickt. Die Akademie ist darüber höchst aufgebracht und beabsichtigt, zu protestiren. Das ist nun ziemlich gleichgültig, denn der Herr Minister wird seinen Entschluß nicht widerrufen. Daß es mir aber eine Genugthuung ist, und in anderer Beziehung nützlich werden muß, da der Minister ein Unrecht an mir gut zu machen hat, seht Ihr leicht ein. In der That hat er sich, als ich neulich eine Audienz bei ihm hatte, sehr freundlich gegen mich ausgesprochen und versprach mir, dafür zu sorgen, daß sich meine Stellung verbessere durch eine mehr wissenschaftliche Beschäftigung, als diese Stelle an der Akademie gewesen wäre. Ich darf demnach hoffen, daß ich, wenn auch für den Augenblick sich kein Ersatz finden sollte, um so eher Ansprüche an eine außerordentliche Professur machen kann (eitle Hoffnung!), und das wäre freilich ein Gewinn, da es immer vortheilhafter ist, sich in der eigentlichen Carrière zu verbessern, als durch zerstreute Nebenämtdchen. Wie die Sache nunmehr gekommen ist, hat sich mein altes Glück wieder bewährt. Ich habe, wenn nicht an Geld, doch an Ehre dabei gewonnen; ich darf mit ungekränktem Stolz neben meinem glücklichen Concurrenten auftreten, und daß unser freundschaftliches Ver-



hältniß nicht dadurch gelitten hat, ist etwas, was er und alle, die die Umstände kennen, mir hoch anrechnen. Müller erklärt mir jetzt, daß es ihm sehr lieb sei, daß ich nicht reüffirt habe, feinet- und meinetwegen und das ist auch von Wichtigkeit.«

Die Akademie gab sich noch immer nicht zufrieden, sie ließ Froriep nicht zum Lesen zu, mußte aber natürlich schließlich auf einen Machtspruch des Ministers hin ihren Widerstand aufgeben.

Um sich für das Scheitern dieser Hoffnung schadlos zu halten, suchte nun Henle bei der Facultät sogleich die Erlaubniß zur Habilitation nach, und las auch einstweilen als Privatlehrer mit Beifall ein (nicht näher bezeichnetes) Colleg vor sechzehn Zuhörern. Das Ministerialrescript, welches auf seine Eingabe antwortete, war nun aber eine arge Enttäuschung und wohl geeignet, ihn zu beunruhigen; es lautet: »Bei Rücksendung sämmtlicher Anlagen Ihrer Vorstellung vom 4. Januar d. J. eröffnet Ihnen das unterzeichnete Ministerium hierdurch, daß Ihrem Gesuche um Zulassung als Privatdocent in der hiesigen medicinischen Facultät nicht gewillfahrt werden kann, da Sie nach der eingeholten Erklärung der Königlichen Ministerial-Commission bezüchtigt sind, Mitglied des engeren Vereins der Burschenschaft in Bonn gewesen zu sein, und bei dieser Anschuldigung, worüber die gegenwärtig bevorstehende gerichtliche Untersuchung erst das Nähere ergeben wird, Ihre Zulassung als Privatdocent an einer inländischen Universität nicht statthaft ist. Ob es thunlich sein wird, Sie unter diesen Umständen als Professor noch weiter fungiren zu lassen, hierüber muß das Ministerium seinen noch zu fassenden Beschluß



von dem Gange und Ergebnisse der bevorstehenden gerichtlichen Untersuchung abhängig machen. gez. Altenstein.«

Das waren schöne Ausichten, eine in optima forma angekündigte Criminaluntersuchung! Und Jedermann wufste, dafs mit dergleichen nicht zu spassen war, fafs doch Henle's Studienfreund Compes<sup>1)</sup> bereits auf der Festung Wefel. Die öffentliche Meinung war denn auch äufserst erregt, bald sollte der, bald jener gefänglich eingezogen sein. Eines Morgens hiefs es sogar, Müller, welcher ebenfalls alter Burschenschafter war, sei zusammen mit seinem Profector von der Anatomie weggeholt und verhaftet worden.

Dafs unter diesen Umständen nicht viel von Schriftstellerei die Rede sein konnte, versteht sich von selbst, dazu fehlte selbst einem Henle die Sammlung. Ein Aufsatz über Branchiobdella und die Deutung der Geschlechtstheile bei den Anneliden und hermaphroditischen Schnecken, eine Reihe von Artikeln im Berliner encyklopädischen Wörterbuch und ein paar ganz unbedeutende Notizen sind denn auch die einzigen Publicationen, welche die beiden Jahre 1835 und 1836 brachten.

Der Aufsatz über Branchiobdella etc. trug ihm viele Anerkennung ein und war ihm besonders dadurch nützlich, dafs er Alex. von Humboldt auf ihn aufmerksam machte, der die Begegnung mit dem unbekannten Doctoranden in Paris längst wieder vergessen haben mochte. Er schreibt einmal an Henle: »Ihre letzte, überaus schöne Arbeit über die Deutung der inneren Geschlechtstheile der Anneliden ist bei mir in frischem Andenken. Das ist nicht unklare

---

<sup>1)</sup> Er flüchtete erst ins Ausland, wurde nachher noch verurtheilt und festgesetzt. Später ein sehr angesehener Anwalt in Cöln.



Symbolik, sondern eine Anatomie, die einen befriedigenden klaren Eindruck zurückläßt.« Der Artikel über Galle im encyclopädischen Wörterbuch enthält bereits die Entdeckung des Epithels der Gallenblase, jedoch gewissermaßen noch unbewußt, denn wenn auch die »cylinderförmigen Körperchen« gut und richtig beschrieben werden, so denkt der Entdecker noch nicht entfernt an ein Epithel. Am wahrscheinlichsten ist es ihm, »dass sie dem Pigment der Galle angehören, welches bekanntlich zuweilen sehr bedeutende Concretionen bildet«.

Es wäre freilich unrichtig, wollte man aus der kleinen Zahl der Publicationen schließen, dass er nicht gearbeitet habe und sich dem Müßiggang hingegeben hätte, wie es so leicht geschieht, wenn man einer wichtigen Entscheidung bange entgegenharrt, sondern er bemühte sich eifrig, die begonnenen Arbeiten zu fördern, besonders die Epithelien, welche er immer genauer kennen lernte, eingehend zu studiren.

Um die Aufregung voll zu machen, traf nur eine Woche nach dem oben mitgetheilten verhängnißvollen Ministerialschreiben ein Brief von Dorpat ein, welcher ihn dorthin an Rathke's Stelle, der nach Königsberg gekommen war, berief. Er wurde dem Adressaten durch Dr. Bidder überbracht und hatte folgenden Wortlaut:

»Hochverehrter Herr Professor!

Erlauben Sie gütigst Unterzeichnetem, sich Ihnen als entfernten Collegen ergebenst vorstellen zu dürfen, nur eingeführt durch den gefälligen Landsmann, der als Ueberbringer dieser Zeilen Sie in Ihren emsigen Studien und Forschungen stört. Denn nicht sind es diese zunächst, die zu gegenwärtigen Zeilen Veranlassung geben, sondern



deren Resultat — Ihre eigene Stellung in der gelehrten Welt.

Es wird Ihnen, hochverehrtester Herr Professor, vielleicht, wenn Sie, der Entfernung ungeachtet, den Blick auf der Karte über Königsberg hinaus schweifen ließen — auch Dorpat nicht entgangen sein, zumal da unseres hochgestimmten Rathke's längst gefürchteter und allgemein bedauerter Abgang von hier gewiss Veranlassung gab, Dorpat zu nennen, wenn wir nicht hoffen dürften, daß auch durch den wissenschaftlichen Eifer so manches Zöglings unserer Universität die Aufmerksamkeit der Gelehrten Berlins auf unser stilleres Leben erregt wurde. Doch eben jener Verlust ist es, der die medicinische Facultät, in deren Namen diese Zeilen geschrieben sind, nöthigt, sich um Wiederbesetzung der erledigten Professur eifrigst zu bemühen. Indem wir uns zu dem Ende an Sie, verehrter Herr College, wenden, muß ich, um ehrlich zu sein, gestehen, daß die Facultät es für ihre Pflicht gehalten hat, gleichzeitig ähnliche Schritte noch nach anderen Seiten hin zu thun <sup>1)</sup>.

Nach dieser Einleitung wage ich es, Ihnen im Namen der Facultät den Antrag zu machen: »in Rathke's Stelle zu uns nach Dorpat zu kommen.« — Es thut mir in diesem Augenblick sehr leid, Sie nicht zu kennen, da ich mir durchaus keine Vorstellung machen kann, wie Sie diesen Antrag aufnehmen werden, nichtsdestoweniger nehme ich

---

<sup>1)</sup> Es waren Heufinger, Wagner und von Bär berufen worden, hatten jedoch sämmtlich abgelehnt.



mir die Freiheit, nun auch die Bedingungen, die mit der Annahme der Professur verbunden sind, Ihnen kurz auseinander zu setzen, da Herr Dr. Bidder wohl die Gefälligkeit haben wird, Sie auf Ihren Wunsch mit den Details bekannt zu machen.

Die erledigte Professur ist für Physiologie und Pathologie, woran sich die pathologische Anatomie knüpft, sowie die Direction des pathologischen (noch sehr kleinen) Kabinets. Rathke hat zwei Semester hindurch die Physiologie drei- oder fünfstündig vorgetragen, außerdem früher die Pathologie fünfstündig in einem Semester, welche jetzt Prof. Erdmann ad interim übernommen hat, wofür dagegen Rathke wieder abwechselnd Zoologie oder Zootomie las, da wir noch keine Professur für Zoologie haben. Obwohl also diese Fächer nicht nothwendig mit der Professur verbunden sind, so kann, bis wir eine Professur für Zoologie erhalten, doch nur der Professor der Physiologie oder ein Privatdocent dieses Collegium übernehmen. Der Gehalt beträgt 5400 R. (1600 Thlr.), die Collegien-gelder etwa 1000 bis 1500 R. (300 bis 450 Thlr.), außerdem wird noch die Reise bezahlt. Ersteres ist für alle Professoren gleich — ebenso wie die Pension für die hinterlassene Familie — nach dem Tode eines Professors erhält die Frau 9000 R. und außerdem, wenn sich die Dienstzeit über fünf Jahre belief, 1000 R. jährlich für sich und 1000 R. für die Kinder. Nach fünfundzwanzig Jahren wird jeder Professor mit vollem Gehalt, 5000 R., entlassen, die er als Pension bis an sein Lebensende, wo er will, verzehren kann. — Die gleiche Be-



foldung aller ordentlichen Professoressen und die daraus hervorgehende Gleichstellung Aller übt auf das collegialische Verhältniss einen sehr wesentlichen vortheilhaften Einfluss aus, während wir aber dadurch auf der anderen Seite verhindert werden, ausgezeichnete Männer, wie Rathke, durch Zulagen zu fesseln. — Zu berücksichtigen ist wohl auch, dass wir hier jährlich etwa vierundzwanzig Doctoren kreiren, und etwa zehn examinirte Aerzte entlassen, was die Theilnahme der Facultätsglieder an ebensoviele Examina erheischt.

Ich hoffe Ihnen hiermit ein hinreichend deutliches Bild von Dorpat entworfen zu haben, und bitte Sie nun recht dringend, sich sobald als es nur irgend möglich ist, zu entscheiden, da schon am 5./17. Juni die Wahl sein soll. Mit Hochachtung empfiehlt sich Ihnen

Dr. A. Hueck

d. Z. Dekan der med. Facult.

Dieser Brief ist nicht allein im Speciellen, sondern auch ganz allgemein dadurch interessant, dass er zeigt, wie wenig damals noch von einer Trennung der medicinischen Fächer die Rede war. Wie würde es heutzutage irgend Jemandem einfallen und einfallen können, einem Professor zuzumuthen, menschliche und vergleichende Anatomie, Zoologie, Physiologie, allgemeine Pathologie und pathologische Anatomie zu vertreten, ich sage gar nicht zu beherrschen.

Es ist ein Glück zu nennen, dass die späteren Jahrzehnte mit dem alten Vielwiffenrhum aufgeräumt haben und dass sich die einzelnen Fächer durch immer



größere Specialisirung vertiefen konnten; doch muß da auch wieder einmal Halt geboten werden, damit die Gefahr, ins umgekehrte Extrem zu verfallen, beseitigt werde. Schon geht die Fühlung der Schwesterdisciplinen unter einander mehr und mehr verloren und wenn dem Anatomen aus der comparativen Schule die Physiologie ein böhmisches Dorf ist, wenn dem physiologischen Anatomen die embryologische Seite seiner Wissenschaft unbekannt bleiben kann, wenn der eine nur mit dem Scalpell, der andere mit dem Mikroskop unsere Kenntnisse zu fördern vermag, so ist dies ein ungesunder Zustand, der ein Ende finden muß, wenn nicht schlimme Folgen entstehen sollen. Zum Glück für die Wissenschaft machen sich in der Gelehrtenwelt mancherlei Anzeichen geltend, daß man an eine Umkehr denkt und ist nur erst eine größere Reihe von allgemeinen und fundamentalen Thatfachen der Discussion entrückt und zum Gemeingut geworden; dann werden sich die Forscher auch wieder auf eine höhere Warte schwingen und es wird eine Zeit kommen, in welcher an den Hochschulen die ganze menschliche Biologie in einer Hand vereint oder doch nur an zwei Vertreter vertheilt sein wird; dies Ziel zu erreichen, wird die naturwissenschaftliche Aufgabe des zwanzigsten Jahrhunderts sein.

Henle antwortete auf den Dorpater Brief einstweilen unbestimmt, um Zeit zu gewinnen und dem Minister die Sache vorzutragen, sowie die Meinung seiner Eltern einzuholen. Ehe aber die Sache weiter fortgeschritten war, erfolgte seine schon längst drohende Gefangensetzung in der Hausvoigtei wegen der Burschenschaft, von welcher unten noch mehr erzählt



werden soll, und es blieb ihm nun nichts übrig, als in Dorpat, wo man auf eine bestimmte Antwort drängte, als Demagoge Farbe zu bekennen. Da war natürlich alles zu Ende. Hueck schreibt ihm: »Ich habe mich bewogen gefühlt, Ihre mißliche Lage durch den Rector dem Curator der Universität mitzutheilen. Die Antwort war die gefürchtete; daß sich die Facultät nicht auf Präsentation eines jungen Mannes zur Professur einlassen könne, welcher in eine Untersuchung wegen Theilnahme an burschenschaftlichen Angelegenheiten verwickelt sei, weil die Regierung die ausländischen Burschenschaften für gefährlich hält und schon die Theilnehmer an einer hiesigen Burschenschaft 1833, die von Sr. Majestät selbst für eine Kinderei erklärt worden ist, mit Exclusion bestraft und mit dem Zusatze begnadigt worden sind, daß dieselben nie eine Anstellung im Lehrfache erhalten sollten.«

Da seine Eltern über die weite Entfernung von Dorpat nichts weniger als erbaut waren, da auch er selbst vor derselben bange war, da ihm von Leuten, welche die dortigen Verhältnisse kannten, die Menge der Examina und Facultätsgeschäfte und die Geringfügigkeit der wissenschaftlichen Hülfsmittel nicht eben in rosigem Lichte geschildert worden waren, so war seine Trauer über das Scheitern dieser Hoffnung nicht sehr groß. Er mag es selbst erzählen: »Gestern Nachmittag endlich, als ich mit Mathieu <sup>1)</sup> vom Essen kam, fand ich den gefürchteten und gehofften Brief

---

<sup>1)</sup> Derselbe war zur Ablegung seines Assessorexamens zu dieser Zeit in Berlin.



aus Dorpat zu Hause. Er enthielt die Nachricht, auf die ich gefasst war, daß unter diesen Umständen die Facultät sich auf nichts einlassen könne. Die Sache ist also abgethan und mein Leben wird nach dieser kleinen Aufregung wieder ruhig in der alten und lieb-gewonnenen Bahn hier weiter fließen. Mathieu, der mich während der ganzen Zeit beobachtet hat, kann mir bezeugen, wie unbegrenzt meine Freude über dies traurige Ereigniß war. Es wäre unverantwortlich gewesen, wenn ich diese Gelegenheit, mir eine sorgenfreie Zukunft zu sichern, ohne Weiteres abgewiesen hätte. Daß aber ohne mein Zuthun die Sache sich zerschlagen, ist der günstigste Ausgang, den ich erwarten konnte. Ich folge nun ohne Skrupel dem Zuge meines Herzens und die Anerkennung und der Ruf von diesem Ruf bleibt mir doch. Der Brief von Hueck war sehr schön und sprach die größte Betrübnis aus über den ungünstigen Erfolg unserer Unterhandlungen. Mir ist jetzt Berlin erst wieder recht lieb und wie neu gewonnen; und wenn ich Ostern das Glück habe, bei Euch zu sein, so hoffe ich auch, Euch zu überzeugen, daß es der liebe Gott wieder bei diesem Unglück, wie bei einigen früheren Körben, recht gut mit mir gemeint hat.«

So blieb denn Alles beim Alten; im October 1835 gab Müller die von Henle früher innegehabte Gehülfenstelle an Th. Schwann, welcher schon in Bonn zu seinen Schülern gehört hatte. Derselbe zog mit Henle in ein Haus zusammen und befreundete sich rasch mit ihm.

Ende April 1836 erfolgte die schon lange gefürchtete Suspension von der Profectur, womit eine



Kürzung des Gehaltes um die Hälfte verbunden war und die Zeit wurde immer aufregender, je näher die Entscheidung heranrückte. Endlich März 1837 wurde der Capitalverbrecher begnadigt, und in seine Aemter und Würden wieder eingesetzt. Nun erst begann eine Zeit ruhiger, zielbewusster und erfolgreicher Arbeit, von welcher erzählt werden soll, nachdem erst noch ein Blick auf das bisherige bürgerliche Leben und den Criminalproceß Henle's geworfen ist.

Wie schon erwähnt wurde, hatte Henle bei Frau Professor Hegel gemiethet, und war in ihrer Hut aufs Beste aufgehoben. Sein Sinn stand jetzt und später stets nach einer Häuslichkeit, und es wollte ihm die gewöhnliche Junggesellenwirthschaft mit ihrer Unge-  
müthlichkeit und der Vereinsamung, welche ein oberflächlicher Verkehr mit tausend Bekannten mit sich bringt, niemals behagen. Seine Wirthin, Frau Hegel, nahm sich seiner auf das Herzlichste an und auch mit den Söhnen derselben trat er in regen Verkehr, so daß er sich gewissermaßen als zur Familie gehörig betrachten konnte. Nachdem sie ihm schon einmal bei einem Anfall seines alten Beinleidens beige-  
standen hatte, pflegte sie ihn auf das Beste in einem »gastrischen Fieber« (vermuthlich ein leichter Typhus), welches er im März 1835 durchzumachen hatte. In der Reconvalescenz schreibt er nach Hause: »Meine gute Wirthin, die mich in meiner Krankheit so mütterlich gepflegt und mir noch jetzt, wenn ich nicht vor zehn Uhr ausgehe, eine Tasse Bouillon herüberschickt, hat nun auch ein kleines gastrisches Fieber bekommen.



Ich besuche sie täglich und es hat sich durch diese wechselseitige Theilnahme eine Vertraulichkeit entwickelt, die mir sehr wohl thut. Es ist eine gar kluge, wohlthuende und gebildete Frau, vortreffliche Mutter ihrer Söhne, zu denen ich jetzt um so mehr gehöre, da die königliche Ersatzcommission sie neu-lich durch Rescript ermahnte, ihren dritten Sohn, Jacob Hegel, Dr. med., wegen seiner Militärpflichtigkeit zu legitimiren. Der Irrthum einer hohen, wach-amen Polizei hat uns viel Stoff zum Lachen gegeben und ich mußte mir darum im Anfang meiner Recon-valescenz manchmal gefallen lassen, bei schlechtem Wetter an der Thür zurückgeholt und in meiner warmen Stube festgehalten zu werden. Sie meint, meine liebe Mutter werde es ihr danken und sie denke bei ihrer Sorgfalt um mich, der Himmel werde es ihren einsamen Söhnen in der Fremde<sup>1)</sup> entgelten lassen. Es ist ein Glück, unter solche Leute zu ge-rathen und ein erhebender Gedanke, ihrer Theilnahme werth gefunden zu werden.«

Auch in seinem Verkehr außer dem Hause hatte er dauernd Glück und seine Liebenswürdigkeit, seine Heiterkeit und sein Geist verfehlten nicht, ihn überall zum gern gesehenen Gast zu machen. Sein Kreis hatte sich durch die Bekanntschaft mit Bendemann, Magnus, Mendelssohn sehr erweitert, indem er all-mälig mit den Familien dieser Freunde in immer nähere Beziehung kam. Dieselben gehörten der haute finance Berlins an und hingen wieder mit anderen Familien zusammen, in welchen Henle ebenfalls Zutritt

---

<sup>1)</sup> Sie studirten eben auswärts.



fand. Der gefellige Verkehr, welchen er pflegte, war ein sehr lebhafter, man braucht ihn nur erzählen zu hören: »Seit die eigentlichen Wintergesellschaften (Anfang 1835) angefangen haben, bin ich fast keinen Abend zu Hause. Sonntag war ich zum Thee und Tanz bei Rauch, Montag bei Banquier von Halle, Dienstag bei Banquier Magnus, Mittwoch gab uns mein Freund, Professor Magnus, in Folge einer an mich verlorenen Wette ein glänzendes Diner bei Jagor, Donnerstag musikalischer Abend bei Casper<sup>1)</sup>. Eben Freitag zehn Uhr komme ich von einem immensen Künstler- und Gelehrtdiner bei Bendemann's, das mit Caviar anfang und mit Fasanen und Eis endigte. Morgen Abend soll ich im freundschaftlichen Cirkel Froriep's Geburtstag feiern helfen und Sonntag Mittag hat sich Justizrath Sulzer die Ehre ausgebeten.« Füge ich dazu noch das Mendelssohn'sche und Friedländer'sche Haus, sowie von gelehrten Freunden Müller, Wiegmann und Romberg, dann sind alle genannt, mit welchen Henle intimeren Verkehr pflegte. Was in Berlin geistig Bedeutendes, litterarisch und künstlerisch Hervorragendes vorhanden war, fand sich in den Salons der genannten Familien zusammen und es ist kein Zweifel, daß die große Feinheit und Leichtigkeit des Verkehrs, welche den Gelehrten zierte, zu einem guten Theil in jenen weltmännischen Kreisen Berlins erworben war. Von den medicinisch-naturwissenschaftlichen Bekannten machte augenscheinlich Casper das größte Haus, denn musikalische Abende lösten sich mit größeren und kleineren dramatischen

---

<sup>1)</sup> Professor der gerichtlichen Medicin.



Aufführungen ab. Es wird kaum von einer Einladung daselbst erzählt, wo nicht irgend eine derartige angenehme Ueberraschung für die Gäste vorbereitet wurde. Henle hatte stets seine Rolle dabei. Von den anderen standen ihm, abgesehen von Müller, Froriep und Wiegmann am nächsten. Was die außerakademischen Kreise anlangt, so blieb nach wie vor die Familie seines Freundes Bendemann diejenige, mit welcher er am herzlichsten verkehrte, auch bei Magnus war er viel zu sehen. Der Ton im Mendelssohn'schen Hause sagte ihm weniger zu; allerlei Diplomaten und andere vornehme Leute machten, daß er nicht recht warm wurde, er hatte das Gefühl, nicht dahin zu gehören, ihm war es wohler in den Kreisen, in welchen neben künstlerischer und ästhetischer Anregung auch ein zwangloser Ton herrschte.

Von seinen jungen Freunden war ihm allmählig Gustav Magnus am meisten ans Herz gewachsen und beide wurden von Tag zu Tag unzertrennlicher. Ebenso wie Henle mit Bendemann's Bruder, welcher Jurist war, näher bekannt wurde, befreundete er sich auch mit Eduard Magnus, dem Maler, näher.

Schon oben wurde erwähnt, daß der burschenschaftliche Verbrecher in dieser äußerlich so vergnügten Zeit stets zwischen Furcht und Hoffnung schwebte und bei den Verhaftungen, welche ringsum durch die Ministerialcommission, bestehend aus den Ministern Kamptz und Mühler, angeordnet wurden, das Herz wohl häufig genug schlagen fühlte. Als der Blitz endlich einschlug, war Henle daher zwar nicht unvorbereitet, doch kam es ihm trotzdem unerwartet, als ihn die Polizei am 2. Juli 1835 in aller Frühe aus



dem Bette holte, denn noch kurze Zeit vorher hatte er seinem Schwager Mathieu geschrieben, er denke, die Sache würde mit ein paar Verhören abgethan sein. Die ersten Tage seiner Gefangenschaft in der Hausvoigtei waren sehr leidensvolle; er hatte keine Lectüre, als die Bibel, und Niemand aus seinem grossen Bekanntenkreise kümmerte sich um ihn. Er mußte sich, so abgeschnitten von der Welt und nur im Verkehr mit dem gefürchteten und verachteten Dambach, wie ein Ausgestoßener vorkommen. Die Sache erklärte sich nachher allerdings sehr einfach. Frau Hegel, seine Wirthin, war verreist und es befand sich nur ihre Dienerin zur Aufwartung in der Wohnung. Diese schämte sich aber für ihren Inquilinen, als er im Morgengrauen abgeführt und die Siegel an seine Effecten und die Stubenthür angehängt wurden, so sehr, daß sie die Thürklinke mit einer Schürze zuhing und den besuchenden Freunden hartnäckig den Bescheid gab, der Herr Doctor sei ausgegangen. Als erst durch Müller und den befreundeten Justizrath Sulzer Henle's Unglück in weiteren Kreisen bekannt geworden war, ging es wie ein Lauffeuer durch die Stadt und Alles wetteiferte, um ihm seine Leidenszeit erträglicher zu machen, die Seinen zu trösten und ihnen Hoffnung auf baldige Befreiung zu geben. Der Gefangene hatte sich mittlerweile etwas an die Isolirung in seiner Zelle gewöhnt und hatte auch Bücher erhalten, so daß er nicht mehr ganz allein auf das Lesen der Bibel beschränkt war. Er benutzte den größten Theil der langen Stunden des Tages dazu, um Dänisch zu lernen. War er müde vom Lesen, dann gab er sich seinen Gedanken hin. Er schreibt darüber den Eltern



aus der Hausvoigtei: »Ich habe in diesen Tagen der Einsamkeit ein Talent an mir kennen und schätzen gelernt, dem ich es verdanke, daß ich auch unbeschäftigt mich nicht langweilen durfte; den Tag über pflegte ich zu arbeiten, am Abend aber, wo ich sonst die Welt aufsuchte, zog ich mich jetzt in mich selbst zurück und lebte die vergangenen Zeiten mit aller Lebhaftigkeit wieder durch. Kein Winkel meines Gedächtnisses, ich glaube, kein wichtigeres Factum, keine interessante Bekanntschaft aus den letzten zwölf bis dreizehn Jahren ist unberührt geblieben und alle Gestalten traten mit einer Frische hervor, ich sah ihre eigenthümlichen Manieren, hörte die bekannten Stimmen, sah mich in den damals gewohnten Umgebungen und so verlebte ich die Zeit schneller und nicht minder angeregt, als da mich die Originale zu den Copien beschäftigten, die mir jetzt vor dem inneren Sinn vorüber zogen. So habe ich mit Muße in kurzer Zeit mein ganzes Leben wieder durchgemacht; ich fand es für meine Jahre nicht arm an Ereignissen und mehr vielleicht wird es Euch freuen, wenn ich Euch die Versicherung geben kann, daß ich über nichts Reue fühlen mußte. An manche Verirrung habe ich, Euret wegen, mit Wehmuth zurückgedacht, doch nicht ohne Lächeln und Ihr werdet es vielleicht jetzt auch so machen. Ich mußte mir gestehen, daß ich manchen dummen Streich gemacht habe, wie z. B. auch den, um deswillen ich jetzt die Schildwachen vor meiner Thüre auf und ab spazieren höre; indess sind diese dummen Streiche aus derselben Quelle geflossen, wie die guten und hätte mich Ehrgeiz nicht getrieben, eine Rolle unter den Studenten zu spielen, so hätte



er mich auch zu manchen anderen Anstrengungen nicht befähigt, deren Früchte mir heilsam geworden sind. — Wenn ich es nun Eurer Erziehung, liebe Eltern, verdanke, daß ich ohne Reue zurückblicken kann, so danke ich es der Erziehung des Schicksals, das sich bisher uns so mild erwies, daß ich nur mit frohen Hoffnungen in die Zukunft sehe, und die wachen Träume von künftigem Glück haben mir noch manche der Arbeit bestimmte Stunde gestohlen.«

Die schmale Gefangenenkost, welche anfangs, nur mit einem Schluck Wasser befeuchtet, Henle's Nahrung bildete, erfuhr nach den ersten zehn bis vierzehn Tagen eine Verbesserung, was wesentlich den unablässigen Bemühungen seiner Freunde Froriep und Gustav Magnus zu verdanken war. Ja, sie hatten es sogar, »zum erstenmal, seit die Hausvoigtei steht«, durchgesetzt, daß er Wein bekam. Der schlimmste Tag für den Eingekerkerten war zweifellos sein auf den 19. Juli fallender Geburtstag, aber auch er sollte nicht klanglos vorübergehen, Frau Professor Wiegmann hatte ihm ein schönes Briestäschchen gestickt, was Herr Wiegmann selbst ins Gefängnis brachte. Magnus hatte es veranstaltet, daß der Gefangenwärter Morgens gratulirte und Mittags bekam er sogar ein Glas Eis! bei der herrschenden Hitze, welche in der engen Zelle doppelt drückend war, keine geringe Annehmlichkeit. Die Zelle selbst war und blieb das Schlimmste an der ganzen Gefangenschaft. Sie war nicht nur klein und schlecht, sondern wimmelte auch von Ungeziefer aller Art, so daß die Erinnerung gerade daran noch in späten Jahren Henle ganz besonders unangenehm war. Die Sonntage spielten während der Gefangenschaft eine Hauptrolle; denn



aufser seinen juristischen Bekannten, Justizrath Sulzer und Referendar Bendemann, durften ihn seine Freunde nur an diesem Wochentage und zwar in Gegenwart des Inquirenten Dambach besuchen. Da galt es vorsichtig und nach Verabredung handeln, und unter Leitung von Magnus brachten sie es auch fertig, ihm möglichst viel zuzustecken, was ihm in seiner Einsamkeit zur Erleichterung dienen konnte, besonders spielten heimlich zu rauchende Cigarren und Lichterstümpfchen eine große Rolle, welche letztere er in den späten Abendstunden noch brennen konnte, nachdem ihm der Gefangenwärter die officiële Beleuchtung weggenommen hatte.

Aber auch, wenn es nicht gelungen war, dem Verbrecher eine Cigarre zuzustecken, hatte doch der glückliche Fund eines Cigarrenstummels beim Spaziergang auf dem Gefängnisshof dafür gesorgt, daß er des gewohnten Abendgenusses nicht zu entbehren brauchte. Er durfte reglementsmäßig nur bei jenem Spaziergang eine Cigarre rauchen, welche er zu diesem Zweck vom Gefängniswärter ausgeliefert bekam. Bei seiner Rückkehr in die Zelle mußte er den Stummel an den Wache stehenden Soldaten abliefern. Als er nun jenen weggeworfenen Stummel gefunden hatte, steckte er seine Cigarre, die ihm um die Stunde des Spazierganges wenig zusagte, wieder ein, und gab den ersteren ab. Die eigene Cigarre wurde des Abends behaglich geraucht und der Stummel zum Abgeben für den nächsten Tag sorgfältig aufbewahrt.

Anfichts dieser Quälereien, welchen der junge Gelehrte ausgesetzt war, fragt man sich immer wieder, wozu? Jedermann wußte, daß er nicht daran denken



konnte und wollte, sich etwa der Untersuchung durch die Flucht zu entziehen, und dabei war er ja in Berlin selbst, daher vom Inquirenten jederzeit sehr leicht zu erreichen. Die Untersuchung hatte vor seiner Siftirung begonnen und wurde nach seiner Freilassung noch lange fortgesetzt, so dafs also zu der mehrwöchentlichen Freiheitsentziehung kein plausibler Grund zu finden ist, wenn man nicht annehmen will, dafs die Vexation nach aufsen hin einen heilsamen Schrecken verbreiten sollte. Henle selbst hat die Affaire nicht vergessen können und er hätte gewifs seinem preussischen Vaterlande seine Dienste nicht so lange entzogen, wenn er nicht durch seine damaligen Erlebnisse eine lange dauernde Aversion gegen die inneren Verhältnisse desselben bekommen hätte.

Dabei wäre es aber sehr irrig, wenn man glauben wollte, dafs ihn während der Leidenstage die gleichmäfsige und ruhig freundliche Grundstimmung, welche ihn stets auszeichnete, verlassen hätte. Ein classischer Zeuge, der Thürhüter der Hausvoigtei, sagte einige Zeit später zu Henle's Schwager Mathieu, gelegentlich eines Besuches bei einem anderen politischen Gefangenen, ganz bewegt über ihn: »Das ist eine gute Seele. Wie wir den hier vermiffen, können Sie sich nicht vorstellen. Könnten wir ihn nur wieder hier haben —!«

Gleich nach seiner Gefangensetzung begannen die Agitationen seiner Freunde, welche Himmel und Hölle in Bewegung setzten, um ihm wieder die Freiheit zu verschaffen. Müller, der gewifs Manches hätte thun können, war in solchen Dingen gar zu unpraktisch; hatte er doch einen Brief von



Mathieu, in welchem allerlei Verfängliches stand, ganz naiv an den Inquirenten Dambach abgegeben, der ihn auch richtig zu den Acten nahm. Er begnügte sich, Henle's Unabkömmlichkeit als Profector nachdrücklich zu betonen. Wirkfamer war es, daß A. von Humboldt sich für den aufstrebenden Gelehrten interessirte, und daß auch der Minister von Altenstein von allen Seiten zu Henle's Gunsten bearbeitet wurde, was zu einem guten Theil auf Rechnung der unermüdlichen Thätigkeit seines vertrautesten Freundes Gustav Magnus zu setzen ist. Nur natürlich also, daß unter dem Druck dieser Vorgänge die Untersuchung rascher ging, als bei den zahlreichen armen Teufeln, um die sich Niemand kümmerte. War dieselbe aber beendet, dann mußten diese letzteren noch mindestens drei Wochen sitzen, indem die Acten für gewöhnlich ans Kammergericht gingen, und von da aus dem Ministerium vorgelegt wurden, welches bestimmte, ob der Angeeschuldigte vorläufig in Freiheit gesetzt werden durfte. Dann erst erhielt der Inquirent die Acten zurück und traf danach seine Verfügung. Daß eine solche Acten-Reise mehrere Wochen dauerte, wird Niemanden verwundern. Banquier Magnus erwirkte durch häufige Sollicitationen und eine Eingabe an den Minister Mühler die ganz ungewöhnliche Ausnahme, daß das Ministerium schon vor Schluß der Untersuchung das Kammergericht ermächtigte, Henle's Freilassung zu veranlassen. So kam es, daß er schon drei Tage nach beendigtem Verhör, am 28. Juli 1835, wieder in Freiheit gesetzt wurde. Wenn man auch auf eine beschleunigte Abwicklung des Verhörs und eine Verkürzung der Haft in den Kreisen von Henle's



Freunden gehofft hatte, so kam die Rückkehr in die Gesellschaft den meisten doch gänzlich unerwartet; um so stürmischer gestaltete sich aber darum auch sein Empfang. Am 29. Juli schreibt er: »Ihr werdet mir's nicht verdenken, liebste Eltern, wenn ich heute die gehörige Ruhe noch nicht habe, um Euch meine Biographie zu geben. Ihr hättet gestern mit mir sein sollen. Es war ein Triumphzug. Und das Schönste war die Ueberraschung meiner guten Freunde, die mir sogar einen allerliebsten Kufs von einer schönen Frau<sup>1)</sup> einbrachte, an den ich noch heute mit Pläsir denken kann, und zwar vor den Augen einer grossen Kaffeegesellschaft. Ich bin gestern nicht fertig geworden und gehe nun heute, jetzt um acht Uhr, nachdem ich mich wieder häuslich hier eingerichtet, weiter. Morgen Mittag bin ich bei Bendemanns, Freitag bei Sulzer. Die Woche wird wohl noch im Jubel vergehen. Eben erhalte ich eine Einladung für Freitag Abend bei Müllers.« Zwei Tage später. »Die erste stürmische Freude ist nun vorüber, ich bin wieder an den ruhigen Genuß meiner Freiheit gewöhnt und habe sogar gestern wieder angefangen zu arbeiten. Das kann ich Euch nicht verhehlen, wie glücklich mich die Theilnahme meiner Freunde und wie stolz es mich gemacht hat, daß auch solche, denen ich mich nur so von ferne gesellschaftlich verbunden glaubte, sich vielen, wahrhaft lauren Bemühungen meinerwegen unterzogen haben. Die Freude, die sich mir überall um so ungeheuchelter zeigte, da ich durch mein unerwartet frühes Erscheinen alle meine Bekannten überraschte, Umarmungen, Freu-

---

<sup>1)</sup> Frau Profeffor Wiegmann.



denthänen, wie gesagt, es war ein Triumphzug und ich bin stolzer, als wenn ich eine Schlacht gewonnen hätte. Ich kann Euch versichern, daß ich mich für zwei solche Tage, wie der Dienstag und Mittwoch waren, gerne wieder vier Wochen einsperren liefse.«

Man sieht aus diesen Ovationen, welche gewiß nicht ganz allein dem Individuum, sondern zum Theil auch der Sache im Ganzen galten, wie unfähig unpopulär jene Verfolgungen der Burschenschaft waren. Henle selbst sagt, daß der größte Theil der Schuld — wenn eine solche überhaupt anzunehmen ist — auf die akademischen Behörden fällt, welche, wie sich beweisen ließe, von der Existenz der Verbindungen Kenntniß hatten und dadurch, daß sie diese nicht unterdrückten, die jungen Leute in dem Glauben bestärkten, daß die Verbindungen nur formell verboten seien, um etwaige Excesse bestrafen zu können, übrigens aber geduldet und ignorirt wurden. Frau Nanny Müller äußert sich über die Verhaftung: »Mich hat diese Geschichte, wie Alles, was jetzt derart im Werk ist, weniger erschreckt als empört. Diese Meinung ist ziemlich allgemein. Der Sohn des Professors und Geheimraths Bock, der eben sein Dienstjahr abmacht, auch Doctor ist, den hat man am hellen Tag mit vier Soldaten und einem Hauptmann nach der Hausvoigtei abgeführt. Entehrendes ist gar nichts mehr dabei, die Schande fällt all auf diejenigen, welche den Zeitpunkt zu benutzen wissen, um durch Niederträchtigkeit emporzusteigen. — Wie kühn man hier schimpft, das glaubt Ihr wohl gar nicht an Eurem Rhein. Bedauernswerth sind die Väter, die an der Hausvoigtei gesehen werden, wie



sie sich bemühen, das Fenster herauszufuchen, wo ihr Sohn dahinter steckt.«

Müller hatte zu Henle gesagt, seine vier Wochen Hausvoigtei hätten ihn mehr vorwärts gebracht, als wenn er ein dickes Buch geschrieben hätte, und es waren auch wirklich alle Kreise auf ihn aufmerksam geworden. A. v. Humboldt war sogar mit gallonirtem Bedienten bei Henle vorgefahren und war die drei Treppen hinaufgeklettert, um dem entlassenen Gefangenen demonstrativ seinen Besuch zu machen, was natürlich nicht verfehlte, Aufsehen zu erregen. Kamptz, welcher stets schlau berechnete, was er that, liefs sich Henle's Popularität nicht entgehen. Als er ihm einmal unter den Linden begegnete, hielt er ihn an und ging länger als eine Stunde mit ihm auf dieser lebhaftesten Strasse auf und ab. Er konnte dabei nicht genug erzählen, wie sehr er von der Unschuld der armen Burschenschaften überzeugt sei, und dafs die Sache gar nicht so schlimm gekommen wäre, wenn man nicht so auf eine gesetzliche Untersuchung gedrungen und statt dem Kammergericht ihm die ganze Sache überlassen hätte. Er sei durch Erfahrung überzeugt, dafs die ehemaligen Burschschafter immer die ausgezeichnetsten Beamten geworden wären, es seien gerade die trefflichsten, geistig thätigsten jungen Männer, welche ein mißleiteter Trieb zu wirken in solche Verbindungen führe u. s. w. Der Spaziergang verfehlte natürlich nicht, das beabsichtigte Aufsehen zu machen und es mufs sich komisch ausgenommen haben, den wilden Demagogen und den graufamen Demagogenfänger so einträchtig neben einander, wie Wolf und Lamm, spazieren zu sehen. Doch gelang es



mit diesen, wie mit allen anderen Mittelchen nicht, den Leuten Sand in die Augen zu streuen und Jedermann wufste damals und so lange Kamptz überhaupt lebte, was von ihm zu halten war.

Die Ende April 1836 erfolgte Suspension vom Amte gab Henle Veranlassung, eine Immediateingabe an den König zu machen, worin er unter eingehender Darlegung seiner Verhältnisse bat, die Suspension bis zum erfolgten Urtheil aufzuheben. Er durfte zwar kaum hoffen, daß diese Bitte Gewährung finden würde, doch war dies auch nicht der Hauptzweck, welcher erreicht werden sollte. Alex. von Humboldt hatte gewünscht, daß sein Schützling in irgend einer Angelegenheit sich direct an den König wende, damit er Gelegenheit habe, sich bei demselben zu verwenden und auch die Minister für ihn zu interessiren. Er schreibt denn auch kurz nachher an Henle, daß er eine weitläufige schriftliche Erklärung zu seinen Gunsten abgegeben habe, daß er sich dringend beim Minister Grafen Lottum verwandt und »nichts verfäuscht habe, was die hohe Achtung bewähren kann, die er für Henle, sein Talent und seine Thätigkeit hege«. Ein weiterer Brief Humboldt's sagt: »Der Minister Lottum hat mir soeben gesagt, daß Ihre oder vielmehr meine Bitte mit freundlichen Ausdrücken für Sie der Ministerialcommission vom König empfohlen worden ist. Er zweifle nicht an Aufhebung der Suspension. Ich habe sogleich mich an Minister Kamptz und Herrn Mühler persönlich gewandt und von beiden das Versprechen erhalten, daß sie für den Antrag stimmen würden. Zugleich habe ich beiden die Sache in der letzten Entscheidung auf das Dringendste empfohlen und Ver-



ſprechungen erhalten, von denen ich wünſche, daß ſie gehalten werden mögen.«

Ganz ſo gut, wie es der wohlwollende Humboldt beabſichtigte, wurde es dem Petenten nicht, doch ließ ihm der König am 21. Juni 1836 antworten, daß eine Entſcheidung ausgeſetzt ſein ſolle, da das richterliche Erkenntniß binnen Kurzem zu erwarten ſei. Ueber dieſes letztere aber habe er eine ſofortige Anzeige befohlen. Dies war ja vorläufig Alles, was erreicht werden ſollte.

Es hätten nun in der Zuverſicht auf einen guten Ausgang des Proceſſes ruhige Wochen kommen können, wenn nicht der Kummer um die hoffnungslos erkrankte Mutter den Armen bitter gequält hätte. Trotz der Schwierigkeiten, welche es für ihn, der mit Stadt-arreſt belegt war, hatte, eine Reiſe zu machen, erwirkte er es doch, daß er in den Ferien nach Hauſe eilen konnte, um ſeine Schweſter Marie zu ihrer kurz vorher in aller Stille ſtattgehabten Vermählung mit ſeinem alten Freunde Mathieu zu beglückwünſchen und um die heiß geliebte Mutter noch einmal zu ſehen, die den großen Wunſch ausgeſprochen hatte, vor ihrem Hintritt ihren Sohn, den Stolz der Familie, noch einmal zu umarmen. Als er ſich anſchickte, wieder abzureiſen, zog die Mutter einen Ring, welchen ſie immer getragen, vom Finger und ſteckte ihn ihrem Sohne an. Die paar gleichgültigen Worte, welche dabei gewechſelt wurden, verhüllten nur ſchlecht den Schmerz von beiden, welche gleich tief die Bitterkeit der Trennung auf ewig fühlten. Er wandte ſich mit dem unendlich wehmüthigen Bewußtſein zum Gehen, daß er der Behüterin ſeiner Jugend zum letzten Male



die Hand gedrückt. Ende October starb sie nach schweren Leiden und nur die Gewissheit, daß der Tod eine Erlösung gewesen, half den Angehörigen ihren Schmerz leichter tragen.

Bis das ungeduldig erwartete Erkenntniß ausgesprochen war, dauerte es bei dem schleppenden Geschäftsgange noch geraume Zeit, denn erst am 5. Januar 1837 wurde ihm dasselbe publicirt. Es lautete auf sechs Jahre Festung, Cassation und Unfähigkeit, staatliche Aemter zu bekleiden, und dies Alles dafür, daß er dereinst dem deutschen Gedanken begeistert Treue geschworen, daß er bei harmlosen Gesprächen, bei Musik oder Kartenspiel auf seinem Zimmer von den Verbindungsgenossen seine Cigarren und seinen Tabak hatte rauchen, seinen Schinken und Wurst hatte verpeisen lassen, daß er dem ziemlich öden Treiben nach Heidelberg hin entflohen war und daß er nach der Rückkehr nach Bonn seine jüngeren Bekannten davor gewarnt hatte, in die Burschenschaft einzutreten, während ihm in der ganzen folgenden Zeit die anatomischen Fragen, die ihn bewegten und die gesellschaftlichen Verpflichtungen, welche ihm oblagen, keine Zeit gelassen hatten, an Politik auch nur zu denken. Wahrlich, lauter todeswürdige Verbrechen!

Obgleich sofort nach der Urtheilsverkündung die öffentliche Meinung aufs Bestimmteste eine Begnadigung annahm und obgleich Henle's einflußreiche Freunde ihm die bündige Versicherung gaben, daß es ihm nicht fehlen könne, so lag es dem Verurtheilten selbst sehr daran, hierüber auch wirkliche Sicherheit zu gewinnen. Die hohen Gönner wurden alle nochmals in Bewegung gesetzt und das Gesuch um Be-



gnadigung abgefandt. Diesmal war es Minister von Altenstein, welcher sich in wärmer Weise für den seinem Ressort angehörigen Gelehrten verwandte, auch er war von Humboldt für Henle interessirt worden. Noch mehr als vier Wochen dauerte die peinliche Lage zwischen Furcht und Hoffnung, bis er endlich von Humboldt am 2. März die völlige Begnadigung erfuhr, und auch kurz darauf die amtliche Anzeige davon erhielt. Die Scenen, welche schon nach der Befreiung aus der Hausvoigtei gespielt hatten, wiederholten sich: »Besuche machen und empfangen, Glückwünsche, Umarmungen, weibliche Freudenthränen, männliche Küsse, Champagner, Berliner Pfannkuchen, Diners, Thees«, die Freude war allgemein. Dafs dies der Fall war, erklärt sich daraus, dafs Jedermann wufste, wie die Ministerial-Commission bis zum letzten Augenblick Alles angewandt hatte, um härtere Mafsregeln gegen Henle und 20 Leidensgefährten, welche mit ihm begnadigt worden waren, zu erwirken. Sie hatten es nur der Thätigkeit Humboldt's und, wie man sich erzählte, des Kronprinzen zu danken, dafs Alles zu gutem Ende gekommen war.

---

Es war eine stürmische Zeit, diese Monate des politischen Verbrecherthums und man kann sich denken, wie ungemein wohlthuend die innere und äufsere Ruhe nun für Henle war. Sociales Leben und wissenschaftliche Thätigkeit erfuhren in gleicher Weise die breiteste Entfaltung. In ersterer Beziehung hatte ein Wohnungswechsel erheblichen Einflufs. Schon zum 1. October 1835 mufste er seine Zimmer bei Frau Hegel aufgeben, vermuthlich, weil deren Söhne heimkehrten. Er war



freilich besorgt, ob er seine mütterliche Freundin nicht recht vermiffen würde, hatte aber das Glück, im Hotel Hilgendorf, wie er es scherzhaft nennt, einer Gastwirthschaft weniger als dritten Ranges, wie er ernsthaft sagt, eine Wohnung zu finden, die ihm zusagte und wo er auch treffliche Gefährten fand. Hilgendorf, Friedrichstraße 66, hatte nämlich neben seiner im unteren Theile des Hauses betriebenen Gastwirthschaft die oberen Zimmer in zehn Wohnungen abgetheilt, welche er an Chambregarnisten vermiethte. Er galt als sehr ordentlich und gefällig und hatte in der That auch stets treffliche Miethsleute. Nicht zum wenigsten hatte Henle an der neuen Wohnung die Möglichkeit angezogen, zu Hause essen zu können, da er, wie bemerkt, ein abgefagter Feind des Garçonlebens war und danach strebte, sich stets so häuslich wie möglich einzurichten. Sein Schwager Mathieu, welcher eben nach Berlin gekommen war, um sein Affessor-examen zu machen, zog ebenfalls ins »Hotel Hilgendorf« und das gemeinsame Mittagessen nahmen beide auf Henle's Stube ein. Als dritter im Bunde schloß sich ihnen der alte Bonner Freund Compes, welcher eben aus der Hausvoigtei entlassen worden war, an. Als Mathieu abging, bezog dessen Wohnung der neue Gehilfe am anatomischen Museum, Theodor Schwann, und für die beiden Tischgenossen traten Dr. Schöll<sup>1)</sup> von Brünn, der an der Universität habilitirt war und an der Akademie der Künste Mythologie und Kunstgeschichte las, und der Landschaftsmaler Böhnisch ein, mit welchen er sich bald herzlich befreundete. Er

<sup>1)</sup> Henle's nachmaliger Schwager, als Oberbibliothekar in Weimar verstorben.



brachte sie mit seinen alten Bekannten zusammen, welche ebenfalls Gefallen an ihnen fanden. Besonders wurde das Verhältniß zwischen Schöll und dem Maler Eduard Magnus zu einem innigen Freundschaftsbund fürs Leben. Wurde im »Hotel Hilgendorf« wieder ein Zimmer frei, dann occupirte dasselbe entweder ein alter Bonner Bekannter, der eben einige Zeit in Berlin des Examens wegen zubringen mußte, so Maus, Sträter und Andere, oder Bekannte und Freunde neueren Datums zogen ein, wie der Dichter Lössel und der Architekt Strack, welchem Henle im Laufe der Zeit nahe kam. Beim Tode der Mutter bemühten sich seine Freunde auf das Theilnahmsvollste um Henle und während ihn Schöll und Böhnisch durch ihre Trostesworte aufrichten, zeichnet ihm Bendemann das Bild der Verstorbenen und Strack entwirft ein Grabdenkmal für sie. Er hatte also wirklich keinen Grund zur Furcht, daß er seine mütterliche Freundin Hegel gar zu sehr vermiffen würde. Als erst die stürmische Demagogenzeit vorüber war, und er wieder ungestört arbeiten konnte, kehrte auch sehr bald Ruhe und Heiterkeit bei ihm ein, welche stets sein Gemüth in den Zeiten beherrschten, in welchen er alle Hände voll interessanter und anregender Arbeit hatte. Mit Freude und Genugthuung constatirt er eine der seinen ähnliche Grundstimmung auch bei seiner Familie, welche sich von dem schweren Schlag, der sie durch Verlust der Gattin und Mutter betroffen, allmähig erholt hatte und schreibt darüber folgende Reflexionen nach Hause: »Ich habe jetzt wieder eine Philosophie erfunden (Mathieu bewundert ja schon lange meine Stärke in solchen Erfindungen), wonach ich mir nicht nur erklären kann, warum wir



so vergnügt sind, sondern auch uns mit Sicherheit vorherfagen kann, daß es so bleiben wird, wenn uns nicht der liebe Gott noch ganz besondere Prüfungen aufgespart hat. Ich stelle mir nämlich vor, daß jeder Mensch eine gewisse Quantität von Kraft, sich zu freuen und von Sehnsuchtsvermögen besitzt, welches in seiner Organisation begründet ist und mit einer gewissen Zähigkeit haftet, so daß es wohl durch immer fort und fort in gleicher Weise wirkende Zufälle verändert werden kann, aber temporäre Anfeindungen auch zu verwinden und sich in integrum zu restituiren im Stande ist. Es giebt nun zwei Extreme von irdischem Glück und Unglück, das eine ist, wenn man dauernd krank ist oder auch nicht genug zu essen und sich zu kleiden hat, denn Hunger und Frost mögen wohl eine ähnliche Stimmung erzeugen, wie Krankheit. Das andere Extrem ist, wenn man in allen menschlicher Weise ausführbaren Plänen und Wünschen ganz unbeschränkt wäre. Das erste Extrem halte ich für reelles Unglück, doch führt es den Trost mit sich, daß mit der Kraft überhaupt auch die Kraft sein Unglück zu fühlen abnimmt; doch will ich, wie gesagt, keinem der krank ist oder Hunger leidet oder friert übel nehmen, wenn er sein Schicksal verklagt. Wie es einem in dem zweiten Extrem zu Muthe sein mag, kann ich nicht aus Erfahrung beurtheilen und glaube auch kaum, daß es irgend Jemand kann, da immer, abgesehen vom physisch Unmöglichen, auch physisch erreichbare Wünsche unbefriedigt bleiben werden. Zwischen diesen beiden Extremen liegt nun die Situation, auf welche sich meine Theorie bezieht. In jeder Lage besitzt man so viel und entbehrt man so viel,



dafs man sich über das erste freuen oder über das zweite grämen kann, je nachdem man Luft hat. Ich sehe Leute, die bei aller Ursache, glücklich zu sein, sich grämen und forgen, und andere, die in allem Mifsgeschick, täglich geneckt von kleinen Schicksalsintriguen, dauernd verfolgt von allerlei Aergern, die sie nicht abschütteln und über die sie nicht hinaus können, jeden Sonnenblick mit der ganzen Fülle eines befriedigten Gemüthes geniessen. Soll ich dabei glauben, dafs solche äufsere Vor- und Nachtheile unsere Totalempfindung wesentlich ändern können? Mufs ich nicht mir voraussagen, dafs, wenn ich jetzt das Wünschenswerthe erreicht habe, eine andere, neue Sehnsucht gerade mit derselben Stärke lebendig werden mufs, mit der ich jetzt das Nächste erfehne? Mit anderen Worten, das Maafs von Zufriedenheit über den Besitz, das Maafs von Leere über die irdische Unvollkommenheit wird sich in jedem auf die Dauer gleich bleiben und nur der Gegenstand wird sich im Fortschreiten ändern, nur das Object des Verlangens wird ein anderes. Und darum ist eben die angeborene Stimmung, die Blume der Genügsamkeit, ein so hohes, ein so beneidetes Gut; darum ist es so unsinnig, wenn die Leute sich fragen, ob sie mit diesem oder jenem tauschen möchten. Wenn die erste Freude, die erste Ueberaschung vorüber ist, sind wir in jeder neuen, veränderten Lage doch wieder nur wir selber, das was wir eben gewonnen haben, verschmilzt zu einer nicht mehr trennbaren Masse mit dem, was wir immer hatten, und wir fangen wieder von vorn an zu wünschen, wenn wir mehr das Talent zu wünschen haben, als das zu geniessen.«



Er war so glücklich, daß er das Talent zu beiden in harmonischer Mischung befaß; und nur daraus erklärt sich sein ganzes Leben, mit aller Arbeit, mit allen Erfolgen. Denn wer nur wünscht, wird nie lebenswürdig sein und wird nie die Energie für großartige Leistungen finden können; ein solcher hat nicht die Kraft, sich an dem Erreichten zu freuen. Wer aber nur genießt, wird zum Schwächling und verliert im Benutzen der Gegenwart den Ausblick in die Zukunft, der jedem Streben zu Grunde liegen muß.

Wenn Henle auch genügsam genug war und die gute Laune nicht leicht verlor, so gehörte doch zu seiner völligen Zufriedenheit ganz entschieden die Befriedigung seines musikalischen Bedürfnisses und erst als er ein Streichquartett mit zusagenden Freunden arrangirt hatte, fehlte ihm nichts mehr zur Glückseligkeit. Die erste Geige bei den regelmäßigen Musikabenden spielte der Maler Meyerheim, Henle die zweite, der Maler Zick die Bratsche und der Bibliothekar Bruns das Cello. Bald fand sich auch eine zahlreiche Schaar von Zuhörern ein, von welchen der eine oder der andere gelegentlich auch musizierte oder sang, so daß sich die Abende für Alle sehr genussreich gestalteten.

Trotz des vergnügten und angeregten Lebens, welches er mit seinen Freunden und Bekannten führte, war er in nichts weniger als glänzenden Verhältnissen, ja er hatte sogar nicht selten geradezu mit Geldmangel zu kämpfen, um so mehr, als er sich nicht enthalten konnte, für seine Bibliothek verhältnismäßig beträchtliche Summen aufzuwenden. Er trug sein Geschick mit Humor und sagt einmal: »Für jetzt fühle ich mich



mit meinen lieben Kameraden hier ganz behaglich in der Pouvretät. Ich habe nichts, als achtzig Thaler, die bei mir ein Freund deponirt hat, um ein Mikroskop zu bezahlen, wenn es fertig ist. Seit drei Monaten zieht mich der Opticus herum und seit dieser Zeit war das Depositum schon dreimal unter uns vier vertheilt und wieder zusammengekommen. Neulich, als mir Jemand von der Anatomie ein Kästchen mit Instrumenten brachte, waren gerade Schöll und Böhnisch bei mir und wurden ganz blaß, in der Meinung, es sei das erwartete Mikroskop. Jetzt ist das Geld wieder fort und ich muß meinen Hausgenossen aus meiner Tasche leihen. Vorgestern Abend sprach mich Schöll im Theater, wozu ich die Billets vorgestreckt hatte, um zwei Sgr. an, um seinen Regenschirm einzulösen. Heute machte er mir den Vorschlag, ihm noch achtundzwanzig Sgr. zu leihen, damit es gerade ein Thaler sei. Ich hatte nur ganze Thaler (nämlich zwei) und gab ihm einen von diesen; er griff in seine Tasche, holte einen Silbergroschen heraus und sagte, den anderen könne er mir noch nicht geben, den habe er noch beim Logenschließser liegen. So trösteten wir uns in unseren Nöthen durch die Gemeinschaftlichkeit und allerlei holde Scherze und alle Sonntag Mittag stimmen wir im Vorfaal irgend eines Reichen unser Klagelied an.«

Vorstehendes ist natürlich nur ein Scherz und es ist den jungen Männern nicht eingefallen, nach Einladungen auszufahren, gerade das Umgekehrte war der Fall und man suchte sie von allen Seiten auf. Sie waren gefuchte Theilnehmer bei Theateraufführungen und Maskenbällen, bald tanzten sie nebst Eduard Magnus eine Maskenquadrille als Papierdüten, bald narrte Henle



die ganze Ballgesellschaft durch sein Damenkostüm, bald trat er als Opernfänger, bald als Schauspieler auf. Dafs kein Polterabend in der Bekanntschaft vorübergehen konnte, ohne dafs Henle und Schöll als Dichter und Darsteller aufgetreten wären, war selbstverständlich. In seinen Briefen erklärt Henle den Seinen zweimal die berlinische Sitte des Polterabends, sie mufs also damals am Rhein völlig unbekannt gewesen sein, was man sich bei der weiten Verbreitung derselben heute gar nicht denken kann.

Zu den alten Bekannten, bei welchen Henle schon früher verkehrt hatte, kam im Laufe der Zeit noch das Kurschmann'sche Haus, welches nicht allein der Musik wegen, sondern auch um der liebenswürdigen Wirthe selbst willen viel aufgesucht wurde, das jung verheirathete Droyfen'sche Ehepaar und Schlesinger, Professor an der Kunstakademie.

Wenn man von diesem munteren Leben der Freunde hört, dann sollte man glauben, dafs unser junger Gelehrter alle Hände voll zu thun gehabt hätte, um seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen nachzukommen, sich auf sie vorzubereiten und deren Nachwehen zu überwinden. Allein dies wäre weit gefehlt, denn wie bemerkt, begann seit dem Jahre 1837 für ihn eine Zeit intensivster Arbeit und glänzendster Untersuchungen. Die Tageseintheilung war dabei so, dafs Henle von Morgens ab bis Nachmittags vier Uhr mit J. Müller und Th. Schwann auf der Anatomie verweilte. Um elf Uhr »vereinigten sie sich im Zimmer des Directors zu einem zweiten Frühstück, zu welchem die Frau Castellanin die Speisen, die drei Gelehrten, einander überbietend, den Wein und die



heitere Laune lieferten.« Die übrige Zeit war emfiger Arbeit gewidmet. Nach dem mit seinen Freunden Schöll und Bönisch gemeinsam auf seinem Zimmer eingenommenen Mittagsmahl erfrischte ihn ein kurzer Spaziergang zu weiterer Arbeit, welche dann bis Abends fortgesetzt wurde. Die Abendstunden selbst wurden meist dem gefelligen Verkehr, der Musik und dem Theater gewidmet, wie dies schon geschildert wurde, und dann ging es noch einmal an die Arbeit, gewöhnlich bis tief in die Nacht hinein. Die Ferien waren besonders willkommene Arbeitswochen. Er kam in denselben häufig nicht einmal dazu, seine regelmässige Correspondenz nach Coblenz zu unterhalten und entschuldigte sich damit, dafs er sich immer bald so sehr in irgend eine Arbeit hineingerannt habe, dafs er davon nicht abkommen könne, auch nicht einmal Zeit finde, an etwas Anderes zu denken. »Jetzt ist mir am wohlsten, wo ich seit acht Tagen nicht in ordentliche Kleider gekommen bin, sondern nur des Abends mit Schöll oder Bönisch im Negligée schnell eine Stunde vors Thor laufe, um den Leib nicht ganz zu vergessen«; so heifst es einmal. Wir mit unserer jetzigen Instituts-einrichtung können dies kaum verstehen, damals aber, wo die mikroskopische Forschung, überhaupt die ganze Müller'sche Arbeitsrichtung, noch durchaus neu war, finden wir nirgends auf den Anatomien Einrichtungen getroffen, welche ein wissenschaftliches Arbeiten daselbst ermöglichten, und man begreift kaum, dafs bis in die letzten Jahre der Berliner Professor der Anatomie, an Rudolphi anknüpfend, sein Arbeitszimmer auf der Universität, mehr als eine Viertelstunde von der Anatomie entfernt, haben konnte. Henle, wie Schwann und alle



übrigen Schüler Müller's hatten ihre Laboratorien im eigenen Zimmer eingerichtet und Henle's Wohnung wird von einem Besucher scherzhaft folgendermaßen beschrieben: »Büchsen und Gefäße mit Präparaten und Bücher in allen Formen und Gestalten, lebendige Krebse, Blutigel und Frösche liegen in ordentlicher Unordnung umher und geben dem angenehmen Stillleben, das uns umfängt, einen eigenen Reiz. Ein Muskelmann, Goethe's Büste und eine Nymphe von Biskuit, ein ausgewachsenes Skelett empfangen uns freundlich und verkünden uns: hier kann nur ein Mensch wohnen.« Wenn irgend ein Haus, dann verdient das »Hotel Hilgendorf« eine Gedenktafel, denn Friedrichstraße 66 entstanden die Untersuchungen über das Epithel, wurde der Grund zur allgemeinen Anatomie, von Schwann auch zur Zellentheorie gelegt.

Da Henle außer der Kraft, sehr lange, auch die Fähigkeit besaß, sehr intensiv zu arbeiten, so kann es nicht verwundern, daß er auch ungemein viel fertig brachte. In seiner letzten Berliner Zeit, August 1839, schreibt er einmal an seinen Vater: »Alles zusammengekommen, habe ich im Laufe eines Semesters, meine Arbeit mit Müller (Plagioctomen) nicht mit gerechnet, zweiunddreißig Bogen geschrieben und noch außerdem zwei Journalaufsätze, da werdet Ihr mir schon vergeben, daß die Correspondenz etwas hat leiden müssen.« Diese Leistungsfähigkeit ist wirklich fast unglaublich!

Die erste Arbeit, welche ihn nach Abschluß der Demagogenzeit beschäftigte, war eine Habilitationschrift, denn nun, wo er begnadigt war, stand seiner Niederlassung als Privatdocent nichts mehr im Wege. Die Abhandlung: *Symbolae ad anatomiam villorum intestinalium in primis eorum*



epithelii et vasorum intestinalium, ist berühmt genug geworden, denn sie legt den Grundstein zu unserer heutigen Kenntniss von den Epithelien. Er bespricht in derselben die Structur des Stratum mucosum der Epidermis, die Ausbreitung dieser letzteren, die Structur des Darmepithels, die flimmernden Epithelien und beschreibt endlich die Chylusgefäße, über deren Anfang damals noch vielfach irrige Ansichten verbreitet waren. Er freut sich auch, dass seine Arbeit so großes Glück machte und bearbeitet den Gegenstand noch einmal im Ganzen. (Ueber die Ausbreitung des Epithelium im menschlichen Körper. Müller's Arch. 1838.) Nun stellt er die auch heute noch immer gebräuchlichen Namen Pflaster-, Cylinder- und Flimmerepithelium auf, spricht klar aus, dass das Epithel »alle freien Oberflächen des Körpers, alle inneren Flächen seiner Canäle und Röhren, alle Wände seiner Höhlen überzieht«. Es ist ja nur natürlich, dass eine Anzahl von Details unrichtig ist, dass mancher Fehlschluss mit unterläuft; so sei nur daran erinnert, dass er geneigt ist, dem Epithel der Drüsen keinen Einfluss auf deren Secretion zuzuschreiben, aber es ist doch staunenswerth, mit welcher sicherer Hand er die wichtigsten Grundlagen für das Verständniss des Epithels aufstellt und mit welcher Schärfe die Einzelheiten beobachtet sind. Wenn man heute ein gut erhaltenes Schieck'sches Mikroskop zur Hand nimmt, wie sie zu den damaligen Untersuchungen dienten, dann kann man es bei der jetzigen Verwöhnung der Augen durch ausgezeichnete Linfen, zweckmäßige Conservirungs- und Färbungsverfahren gar nicht begreifen, wie es Henle möglich war, allenthalben genaue Angaben über die Kernkörperchen zu machen und so ungemein zarte Structuren richtig zu beschreiben, wie den Randsaum der Darmepithelien. Die einzige Methode, welche noch dazu als großer Fortschritt gepriesen wird (z. B. von Schwann), war die, die Oberfläche der zu untersuchenden Membranen mit dem Scalpell abzukratzen und die gewonnene schleimartige Masse mit Wasser verdünnt unter das Mikroskop zu



bringen. Wenn er einmal jene Zeit die glücklichen Tage nennt, »da es noch möglich war, durch Schaben mit der Schneide des Scalpells oder mit dem Fingernagel über eine thierische Membran fundamentale Entdeckungen zu machen«, so ist dies zwar richtig, allein ohne enorme Beobachtungsgabe, ohne den hervorragenden Scharfblick, welcher in dem Abgeschabten das fundamental Bedeutungsvolle erkannte, konnte auch damals ebenso wenig wie zu irgend einer anderen Zeit eine Entdeckung vom Range der in Rede stehenden gemacht werden.

In einem kleinen Aufsatze in Hufeland's Journal (Bd. 86, St. 5, 1838) wendet sodann Henle seine Entdeckungen über das Epithel auf die Pathologie an, kommt zu der Annahme, daß die Eiterkörperchen pathologisch veränderte Epithelzellen seien, und glaubt, daß bei entzündlichen Processen erst das normale Epithel abgestoßen würde, welchem dann eine zweite, in der Form der Eiterkörperchen auftretende Generation folge.

Von weiteren anatomischen Arbeiten in jener Berliner Zeit ist zu berichten, daß Henle sich über alle damals hauptsächlich zur Discussion stehenden Themata äußerte. Die von Donné entdeckten Colostrumkörperchen werden besprochen, wobei einige nicht unwichtige Beobachtungen über die Structur der Milch abfallen, der Bau der Retina beschäftigt ihn mehrfach und über die Structur der Haare, ein Thema, welches ihn auch später lebhaft interessirte, finden wir eine Notiz, in welcher er die nach ihm benannte Schichte beschreibt. Nach dem Tode eines seiner alten Bonner Studiengenossen, Heilenbeck, veröffentlichte er endlich das Thatfächliche aus dessen Differtation über den *Musculus spinalis cervicis*, welche derselbe unter Henle's Leitung gearbeitet hatte.

Von vergleichend anatomischen und zoologischen Arbeiten ist vor Allem die mit J. Müller gemeinsam unternommene Untersuchung über die Gattungen der Plagiosomen zu nennen. Den Anstoß zu derselben gab ein ganz äußer-



liches Factum, das Auspacken und Ordnen eines Fasses sicilianischer Fische, welche Schultz dem Berliner Museum geschenkt hatte, zusammentreffend mit der Ankunft einer Sammlung indischer Fische von Lamare-Piquot. Die beiden Freunde machten die Bemerkung, daß das Bestimmen der Fische nach den ihnen zugänglichen Hülfsmitteln keine großen Schwierigkeiten habe und da Beide schon Streifzüge in die Gruppe der Plagiostomen unternommen hatten, Henle bei seiner Narcinearbeit, Müller vom Kopfskelett der Myxine und des Petromyzon aus, so kam es, daß sie im Augenblick eine Anzahl bis dahin ungenutzter Charaktere entdeckten, die für die Systematik Ausbeute versprachen. Das Berliner Material reichte aber trotz seiner Größe nicht aus und die beiden Gelehrten waren gezwungen, eine Reise nach den holländischen Sammlungen und dem Britisch-Museum zu unternehmen, um die nöthigen Unterlagen für ihre Arbeit zu gewinnen. Der Minister gewährte dem jüngeren der beiden Gelehrten gern die verhältnißmäßig große Reiseunterstützung von zweihundert Thalern, befriedigt von der auf der Anatomie herrschenden Einhelligkeit und erfreut darüber, daß dieselbe sich in einem grundlegenden Werke auch der Welt äußern sollte. Im August 1837 reisten die Freunde zuerst nach Rotterdam und Leyden und von da nach London. Sie wissen die ungemein herzliche Aufnahme in Holland wie in England nicht genug zu rühmen und kehren reich beladen mit wissenschaftlichen Schätzen heim. Henle hatte sich besonders an Owen und seine Familie angeschlossen, er ertheilte Miss Mrs. Owen in der Zeit, in welcher sich Müller auf Anregung eines Londoner Buchhändlers portraituren ließ, Unterricht in der deutschen Sprache.

Im Interesse des Plagiostomenwerkes reiste Henle später noch nach Frankfurt, während Müller Paris besuchte; sie brachten durch ihre ausgedehnte Untersuchung die Zahl der beschriebenen Arten auf zweihundertvierzehn, welche sie bei den Haien nach dem Zahnsystem, dem Bau des Maules und der Lippen, der Anwesenheit oder dem Mangel der Nickhaut



und der Spritzlöcher, der Stellung und Zahl der Flossen, bei den Rochen nach der Form der Nase und Nasenklappen, dem Verhältniß der Brustflossen zum Schnauzenkiel, der Zahl und Stellung der Flossen und dem Bau der Zähne classificirten. Die ersten Mittheilungen über das Werk erschienen schon 1838, das complete Werk 1841<sup>1)</sup>.

Eine zweite, höchst gehaltreiche, vergleichend-anatomische Arbeit, welche Henle allein für sich unternahm, ist die Beschreibung des Kehlkopfes. Sie bildet bis jetzt die Basis für das Verständniß dieses Organes und zeigt, wie aus einem jederseits vorhandenen longitudinalen Knorpelstreifen (Proteus) durch Zerfallen in zwei über einander stehende Theile und Ausfenden von Querästen der so complicirte Kehlkopf der höchsten Thiere sich entwickelt. Wenn man die Eingangsworte der Abhandlung liest, dann glaubt man nicht, daß sie fast zwei Jahrzehnte vor dem Auftreten Darwin's geschrieben sind, und zwar von einem Manne, welcher niemals den Darwin'schen Ideen große Sympathie entgegenbrachte. Sie lauten: »Da unsere Kenntnisse von der Entwicklung des Kehlkopfes und somit auch von der Bedeutung seiner einzelnen Theile noch sehr unvollkommen sind, und da in der That die erste Entstehung und allmälige Ausbildung des Kehlkopfes bei Embryonen höherer Thiere schwer zu verfolgen ist, so unternahm ich eine vergleichend-anatomische Untersuchung dieses Organes in der Hoffnung, die verschiedenen Entwicklungsstufen desselben in verschiedenen Organismen, von niederen zu höheren aufsteigend, nachzuweisen. In diesem Sinne entstand der hier mitge-

---

<sup>1)</sup> Die beiden Gelehrten hatten noch manches Jahr in unliebsamer Weise mit ihrem Werke zu thun. Sie mußten nach dem Contract für den eventuellen Ausfall des Absatzes aufkommen und sich verpflichten, bis zu 20 Exemplare jährlich so lange zu kaufen, bis der Ausfall gedeckt war. Im August 1844 betrug dieser Ausfall 899,16 Thlr., da der Buchhändler auf seinem Schein bestand, hatten die Verfasser eine sehr theure Erinnerung an ihre gemeinsame Arbeit,



theilte Verfuch, die zootomische Beschreibung des Kehlkopfes als Entwicklungsgeſchichte deſſelben zu behandeln.«

Eine Abhandlung über Enchytraeus, eine neue Anne-  
lidengattung, welche ebenfalls in dieſe Periode fällt, ſei nur  
erwähnt; ſie ſtellt eine anatomische Beſchreibung dieſes nach-  
mals viel unterſuchten Thieres dar.

Die Berliner Zeit brachte auch eine Abhandlung phyſio-  
logiſchen Inhaltes »Ueber das Gedächtniß in den Sinnen«. Dieſelbe iſt ganz in der Art ſeiner ſpäteren anthropologiſchen  
Vorträge abgefaßt, ſie wendet die philoſophiſche Methode  
auf phyſiologiſches Material an, und ſucht nachzuweiſen,  
daß die Sinnesapparate ſelbſt und nicht nur das mit ihnen  
verbundene Centralorgan mit Gedächtnißvermögen ausge-  
ſtattet ſeien. Weder jetzt noch ſpäter hatte Henle Neigung,  
experimentell phyſiologiſch thätig zu ſein, er liebte nur die  
Betrachtungsweiſe, wie ſie die erwähnte Abhandlung ein-  
ſchlägt.

Die letzte Art der ſo vielſeitigen Thätigkeit Henle's in  
den letzten Berliner Jahren iſt die pathologiſche. Er hatte  
nicht nur die Erſtattung des Jahresberichtes über phyſio-  
logiſche Pathologie und pathologiſche Anatomie für Müller's  
Archiv übernommen, ſondern auch ſelbſtſtändige Forſchungen  
gemacht, deren Reſultate er, abgeſehen von einigen kleineren  
Aufſätzen, in ſeinen »pathologiſchen Unterſuchungen« nieder-  
legte. Noch mehr wie für ſeine phyſiologiſchen Arbeiten  
gilt für ſeine pathologiſchen, daß er ohne weſentliche eigene  
Unterſuchung aus dem vorhandenen Material das Facit zu  
ziehen ſuchte und er ſagt am Anfang ſeines Buches ſelbſt,  
daß daſſelbe wenig neue Thatſachen und viel Reflexion  
enthalte. Wenn irgendwo, ſo wirkte aber gerade hier  
die Reflexion reformatoriſch und es bewährte ſich glänzend  
J. Müller's Urtheil, welches er über den Studenten gefällt  
hatte, wenn er ſagte, Henle's Talent ſei »aufs Allgemeine  
gerichtet«. Er, welcher niemals als Arzt practicirt hatte,  
konnte ja auch nicht auf Grund eigener Erfahrungen ſprechen;  
aber dieſer Standpunkt über den Parteien giebt gerade ſeiner



Darstellung das Leidenschaftslose und läßt ihn, ruhig Alles erwägend, meist das Richtige finden. Es ist erstaunlich, mit welcher Umsicht und Sachkenntniß, mit welcher Sicherheit in Beherrschung der Literatur Henle seine Schlüsse zog. Gleich der erste Aufsatz: »Von den Miasmen und Contagien und von den miasmatisch-contagiösen Krankheiten« ist von höchster Tragweite. »Er erkannte in demselben, seiner Zeit vorausseilend, die parasitäre Natur der Krankheiten, und vertheidigte sie mit zwingender Logik<sup>1)</sup>.« Jetzt erst, wo durch die Bemühungen von Koch und Anderen die Mittel und Wege gefunden sind, die Parasiten auch allenthalben wirklich sichtbar zu machen, versteht man Henle's Deductionen vollständig zu würdigen. Unten bei Besprechung der rationellen Pathologie werde ich darauf noch einmal zurückkommen.

Der letzte Aufsatz, »über das Fieber«, hat die Gemüther besonders erregt. Der Verfasser räumt aber auch in demselben gründlich mit den alten Anschauungen auf. »Der Archeus des Helmont, die Seele des Stahl, die man in den Schulen verfolgt und in verfeinerter Gestalt immer wieder auf den Thron setzt«, wurde auf das Gründlichste entthront und die Angriffe des Fiebers auf den sich wehrenden, reagirenden Körper in ihrer Haltlosigkeit dargestellt. Die logische Betrachtung giebt dem Autor die Sicherheit, daß das Fieber nur ein Symptom ist, und zwar ein vom Centralnervensystem ausgehendes. Unsere jetzige Generation ist gar nicht mehr in der Lage, mit vollem Verständniß die Größe und Kühnheit dieser Ausprüche zu bewundern, da sich eben auf Grund von Henle's Untersuchungen unsere heutige Lehre vom Fieber entwickelt hat und uns deshalb seine Anschauungen so sehr in Fleisch und Blut übergegangen sind, daß wir ohne historische Studien, welche ja leider in unserer Zeit in allzu großem Bewußtsein vom eigenen Werth mehr vernachlässigt werden, als es gut ist, zu dem Glauben verleitet

---

<sup>1)</sup> Göttinger Adresse an Henle, bei seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum.



werden, sie seien von alter Zeit her schon feststehend gewesen.

Die beiden anderen Aufsätze der »pathologischen Untersuchungen«, »über Nerven sympathien« und »über Verlauf und Periodicität der Krankheit« stehen den kurz besprochenen an Bedeutung nicht nach, und er sagt selbst, daß die Folge der vier Abhandlungen keiner bedeutenden Zuthaten bedurft hätte, um aus denselben Stoffen ein System der allgemeinen Pathologie zu construiren. — Es sollte nicht lange dauern, bis der unermüdliche Forscher wirklich mit einem solchen System hervortrat. Die pathologischen Untersuchungen aber waren Caviar fürs Volk; die breite Masse des ärztlichen Standes wandte sich kopfschüttelnd davon ab und noch bei der letzten Begegnung Henle's mit seinem Verleger Hirschwald klagte dieser darüber, daß ihm fast die ganze Auflage liegen geblieben sei. Die erlesenen Geister wußten allerdings, was sie an den vorgetragenen grundstürzenden Ideen hatten, und ich kann mir nicht versagen, einen Brief A. von Humboldt's abzu drucken, welchen derselbe nach Empfang des »Kehlkopfs« und der »pathologischen Untersuchungen« an Henle geschrieben hatte. — Er sagt: »Ich hatte mir vorgesetzt, theuerster Herr Doctor, Ihnen Sonntag früh einen kleinen Besuch zu machen, um Ihnen für zwei Ihrer schönen Geschenke meinen innigsten Dank abzustatten: aber leider treibt mich der Wellenschlag morgen schon wieder nach Potsdam. Sie haben mich in Ihrem Kehlkopf verherrlicht und dem Sockel<sup>1)</sup> sogar seinen Namen gelassen, ihn aber auf das Lichtvollste gedeutet. Das sind für mich nur Stimmen aus der Vorwelt, und ich halte es für das Zeichen eines unverdienten Wohlwollens, wenn man derer gedenkt, die ihr eigenes Begräbniß unvorsichtiger Weise überleben. Aber meine ganze Seele hängt an Ihren pathologischen Untersuchungen. Das sind Ideen, die mich auf das Lebhafteste erregen. Ich werde sie in Potsdam studiren.

---

<sup>1)</sup> Im Kehlkopfe der Vögel; von Humboldt 1804 beschrieben.



Mit der innigsten Hochachtung und Anhänglichkeit Ihr gehorfamster A. v. Humboldt.«

Kaum waren die pathologischen Untersuchungen erschienen, da begann der nimmer rastende Gelehrte die erste Hand an seine »allgemeine Anatomie« zu legen, was im December 1839 geschah. Neben jenen Arbeiten hatte er noch die Knochenlehre des Engländers South ins Deutsche übersetzt, womit er jedoch, der im Drucke verdorbenen Holzschnitte wegen kein Glück machte.

---

Im Sommersemester 1838 ward Henle endlich die lange ersehnte Möglichkeit geboten, auch als akademischer Lehrer aufzutreten. Er hatte angezeigt: *Gratis anatomiam generalem docebit et microscopii ope illustrabit d. Merc. et Ven. h. XII—I; Privatum pathologiam generalem exponet diebus Lunae, Martis et Jovis h. XII—I.* Er brachte die Privatvorlesung nicht zu Stande, worüber er sich jedoch nicht weiter grämte, es fogar ganz natürlich fand; denn erstens war dasselbe Colleg neben ihm noch von sechs anderen Docenten, zum Theil gratis, angekündigt worden und zweitens schien ihm, als hätten die Studenten ein Recht, zu bezweifeln, ob er, der Theoretiker, ein zum Theil praktisches Fach auch beherrschen würde. Er liefs daher einen Theil seines Heftes in seinen »pathologischen Untersuchungen« drucken. Die öffentliche Vorlesung dagegen erzielte den grossen Erfolg, dafs er sechzig Zuhörer in derselben hatte, und noch vor wenigen Jahren, als mich der Zufall mit einem aus jener Schaar zusammenführte, konnte ich von diesem hören, wie er verstanden hatte, seine Zuhörer hinzureifsen und welch' grossen Eindruck die schier unglaublich



liche Neuerung gemacht hatte, daß er Mikroskope mit in die Vorlesung nahm, um das Gehörte seinen Schülern sofort ad oculos zu demonstrieren. Im zweiten Semester kam auch die allgemeine Pathologie vor einundzwanzig Zuhörern zu Stande und nun konnte er als eingeführter, bald auch als renommirter Docent gelten. Seine akademischen Vorträge machten ihm jetzt wie später stets große Freude und wurden ihm auch von Anfang an leicht.

Außer den beiden erwähnten Collegien findet sich von ihm in den Berliner Katalogen aus jener Zeit nur noch einmal ein Repetitorium der Anatomie und einmal Gefäß- und Nervenlehre angekündigt.

Seine wissenschaftlichen Erfolge und das Gefühl seiner docentischen Leistungsfähigkeit brachten es mit sich, daß ihm seine Berliner Stellung allmählig zu enge wurde. So kam es, daß er im Herbst 1839 seinen Freund und Mitarbeiter Schwann, welcher als Windischmann's Nachfolger nach Löwen ging, mit einem gewissen Schmerz scheiden sah. Er gönnte ihm seinen Erfolg von ganzem Herzen, doch wäre er selbst gar zu gern mitgegangen. Dieser Wunsch ist um so verzeihlicher, als gerade in jener Zeit sein Verhältniß zu Nanny Müller viel von seiner alten Herzlichkeit eingebüßt hatte, einer Differenz wegen, welche dieselbe mit seinem Vater gehabt hatte. Auf die Freundschaft mit Johannes Müller selbst hatte der Umstand, daß er nicht mehr wie früher, uneingeladen in sein Haus kam, jedoch nicht den geringsten Einfluß und später befannen sich die beiden Zürnenden auch und fanden sich wieder zusammen. Die Ueberlegung, ob er in Berlin selbst Anstrengungen machen sollte, um vorwärts



zu kommen, wies er immer von sich. Froriep redete ihm zu, sich doch um den Professortitel zu bewerben, Henle aber ging nicht auf seine Vorschläge ein. »Ich behaupte, vollkommen zufrieden zu sein«, so sagt er, »und bin es in der That, aus dem Titel Professor mache ich mir nicht das Geringste und es thut mir wohler, wenn Alles fragt, warum man mich nicht befördere, als wenn ich mich des Tages ein Dutzend Mal Professor nennen höre, und Gehalt werde ich doch nicht bekommen, da noch so viele Leute nicht hinreichend Gehalt haben, die die Sache besser anzugreifen verstehen und mehr Fürsprache haben als ich. Der Grund, daß ein Jüngerer in dieser Beziehung hier gar nichts zu hoffen hat, liegt nämlich darin, daß, so lange die Universität hier besteht, eine Menge unfähiger Menschen sich anfangs umsonst oder gegen sehr geringen Gehalt angeboten haben, diesen oder jenen Posten zu bekleiden. Das thun sie nun zehn, fünfzehn Jahre lang. Dann wird einmal ein ordentlicher Gehalt frei, von dem ein Mensch gelebt hat und auch der Nachfolger leben könnte. Nun sind zwanzig Leute da (die Zahl ist nicht übertrieben), die haben zehn Jahre umsonst oder für zweihundert Thaler die Stelle, z. B. eine Professur, bekleidet. Die Leute sind deshalb nicht arm, sie sind noch außerdem Geheime Medicinalräthe, Mitglieder von drei Examinationscommissionen, praktische Aerzte, es giebt deren, die ein fixes Einkommen von dreitausend Thaler haben, aber als Professoren haben sie nur zweihundert, haben so lange docirt. Man weiß, daß man nichts an ihnen hat, aber es sind Leute, die man nicht umgehen kann. Der freie Gehalt wird unter sie vertheilt und es bleibt

nichts oder hundert Thaler übrig, die man dem jungen Manne giebt, der die Stelle mit dem Titel und der Arbeit, die vacant geworden, erhält und die Hoffnung, bei dem nächsten Todesfall auch unter die zu Berücksichtigenden zu kommen und ein Zwanzigstel mit zu bekommen. Auf diese Art ist es nicht möglich, darauf zu warten, daß man hier in der Universitäts-carrière sein Glück mache, wenn man nicht dies oder jenes nebenbei ergreift, und da ich nun fest entschlossen bin, keine Art von Nebenämtern zu übernehmen, sondern meine Kräfte auf Einen Punkt zu concentriren, auf dem ich etwas zu leisten im Stande bin, so bewerbe ich mich um nichts.«

Es waren darum aufregende Wochen, als sich Ende 1839 die Aussicht bot, daß er nach Freiburg berufen werden könnte; allein es wurde nichts daraus, indem Arnold von Zürich die Vocation erhielt; er mußte sich durch verdoppelte Vertiefung in Arbeiten und Vorlesungen mit dem Fehlschlagen dieser Hoffnung trösten. Allein es dauerte gar nicht lange, bis er nun vom Erziehungsrath in Zürich die Anfrage erhielt, ob er nicht Arnold's Stelle einnehmen wolle. Mit Freuden schlug er ein und siedelte im Herbst 1840 nach Zürich über.



## 8. Zürich.

---

Schon im Februar 1840 fragte Valentin, der Physiologe von Bern, bei dem seit lange mit ihm befreundeten Henle an, ob er geneigt wäre, Arnold's Stelle in Zürich zu übernehmen und gab ihm sogleich detaillirte Auskunft über deren Beschaffenheit. Der Gehalt betrug zweitausend Schweizerfranken, sowie zweihundert Franken für Direction des anatomischen Cabinets. Die Sammlung schilderte er als im Werden begriffen, was bei der jungen Hochschule, sie war erst 1833 eröffnet worden, auch nicht anders möglich war. In den verschiedenen Bibliotheken der Stadt stünden viele und zum Theil seltene Fachschriften zu Gebote. Die Zahl der bisherigen Zuhörer wird mit dreissig bis fünfunddreissig angegeben, doch giebt Valentin der Befürchtung Raum, daß sich dieselbe wegen Schönlein's Abgang nach Berlin wohl etwas vermindern dürfte. Daß er sich nicht mit speciell schweizerischer Politik befassen wolle, wird ihm auch bereits angedeutet. Auf eine Antwort, worin unser Gelehrte seine Geneigtheit zu erkennen giebt, einen eventuellen Ruf anzunehmen, folgt umgehend die Anfrage vom Züricher Erziehungsrathe selbst, worin derselbe »den hohen Werth ausspricht, welchen er auf die Gewinnung eines so vielfach an-



erkannten wissenschaftlichen Mannes, wie Henle, legen würde«. Die Zusage erfolgte und schon am 28. März 1840 konnte die Ernennung zum ordentlichen Professor vollzogen werden. Prof. Mouffon, welcher die Correspondenz mit ihm zu führen hatte, schreibt ihm, daß die Nachricht von seinem Kommen mit dem gleichen Vergnügen von den Erziehungsbehörden, den künftigen Collegen und den Studirenden vernommen worden sei. Man darf dies gern glauben, da ja Henle's Schriften ihm bereits allenthalben einen hochgeachteten Namen verschafft hatten und da es einer so kurz erst bestehenden Universität sehr daran liegen mußte, einen Mann von begründetem Ruf zu gewinnen, um so mehr, als sie in demselben Augenblick aus ihrer medicinischen Facultät einen Schönlein verlor.

Sein Amtsantritt wurde zum September 1840 gewünscht. Als der Schluß des Sommersemesters dieses Jahres herankam, wurde es dem gemüthvollen Gelehrten trotz aller Freude über seine Ernennung doch recht schwer, aus den Verhältnissen zu scheiden, welche er nun so manches Jahr gewohnt war und erst als er sie zerreißen sollte, merkte er, wie viele und wie feste Bande ihn mit Berlin verknüpften. Die Abschiedsfeste, welche ihm seine Freunde und Bekannten gaben, lieferten ihm von Neuem den Beweis, daß er allenthalben gar beliebt war und da mußte ihm wohl das Herz schwer werden. Nur das Ministerium giebt ihm zwar »gern die Zusicherung, daß es seiner bisherigen verdienstlichen Wirksamkeit eingedenk bleiben und bei einer sich darbietenden schicklichen Gelegenheit mit Vergnügen Bedacht nehmen werde, ihn für den diesseitigen Staats-Dienst wieder zu gewinnen«, doch scheint bei demselben



das Vergnügen darüber gröfser gewesen zu fein, einen alten Demagogen, mit dem Hautgout der Hausvogtei auf gute Manier los zu werden. Dies mußte Henle denn auch den Abschied erleichtern und ihm die neue Stellung schön und angenehm erscheinen lassen.

Mit völlig leichtem Herzen aber konnte er dieselbe nicht antreten. Die Zeitungen, wie auch mündliche Nachrichten schilderten die schweizer Zustände im Allgemeinen und die Züricher Verhältnisse im Besonderen in wenig günstigem Lichte. Die überaus lockere Verbindung der Cantone unter einander liefsen kein gemeinsames Staatsbewußtsein aufkommen, und es mußte erst das Jahr 1848 erscheinen, um den Staatenbund in einen Bundesstaat zu verwandeln. Es war also nur der kleine Canton Zürich selbst und ganz allein, auf welchen Henle als neue Heimath angewiesen war. Dort aber waren die Vorgänge der letzten Jahre allerdings nicht erfreulich. In den dreißiger Jahren hatte die liberale Regierung den in Tübingen gemeinsregelten David Straufs, Verfasser des Leben Jesu, als Professor an die Universität berufen. Dies erregte bei den Altgläubigen eine ungeheure Aufregung, welche von denselben geschickt mit politischen Erwägungen verquickt und in die breite Masse des Volkes hineingetragen wurde. Obgleich die Regierung nunmehr Straufs, noch ehe er sein Amt angetreten hatte, schon pensionirte, gelang es ihr doch nicht mehr, der Bewegung Herr zu werden. Durch einen Putsch wurde sie gezwungen, abzutanken und es kam im September 1839 die conservativ-altgläubige Partei an das Ruder, welche der Universität gerade wegen der Straufs'schen Vorgänge geringe Sympathien entgegenbrachte. Nach-



dem Henle schon von Valentin, wie erwähnt, einen nicht mißzuverstehenden Wink bezüglich der Politik erhalten hatte, fühlte sogar der Vertreter der Züricher Regierung bei den Berufsverhandlungen, Prof. Mouffon, die Verpflichtung, des Gelehrten künftiges Vaterland quasi officiell bei ihm zu entschuldigen. »Wir wissen Ihnen um so mehr Dank, daß Sie dem Rufe nach Zürich folgen wollen, weil die politischen Verhältnisse in der Schweiz, nach dem ungebändigten Geschwätze unserer öffentlichen Blätter beurtheilt, dem Auslande etwas bunt erscheinen müssen, oft sogar als eine Art Anarchie dargestellt werden. Allerdings werden manche Erscheinungen in unserem öffentlichen Leben Sie befremden; die Wahrnehmung namentlich, daß ein gewisser Ordnungs-, Billigkeits- und Rechtlichkeitsinn mehr als die bewaffnete Macht und der Arm der Regierung die Grundlage bildet, auf welcher unsere Einrichtungen beruhen. Die Erfahrung hat aber gelehrt, daß wirklich nützliche Institute, den Parteiungen fremde, nützlich wirkende Männer auch auf dieser scheinbar beweglichen Grundlage Haltung und Festigkeit gewinnen. Weder ist die Schweiz ein Ideal eines freien gefelligen Verbandes, wie der unseren Boden betretende Ausländer es oft träumt, noch stellt sie ein so regelloses, unfruchtbares, hoffnungsloses Chaos dar, wie er nach erfolgter Enttäuschung anzunehmen geneigt ist.« Man kann nicht sagen, daß diese Charakterisirung der Verhältnisse in dem Adoptivvaterlande für Henle gerade sehr tröstlich sein konnte. Nun er reiste aber ab, mit leichtem Gepäck und froh, keine Familie, nach der er sich so oft schon gesehnt hatte, in die ungewisse Zukunft mitnehmen zu müssen.



Nachdem er erst noch im väterlichen Hause in Coblenz verweilt hatte, fuhr er nach Mannheim und von da nach Heidelberg. Er machte die Fahrt mit einem älteren Bekannten, dem Buchhändler Winter von Heidelberg, mit dem er in der Folge noch in nahe geschäftliche Verbindung treten sollte. Dort liefs er sich einen Tag durch den Anatomen Bischoff, mit welchem er schon von seiner Bonner Studienzeit her befreundet war, zurückhalten und ging dann nach Stuttgart weiter. Auch dort wurden Bekannte aufgesucht, ebenso in Tübingen, wo er von der ihm schon von früher her bekannten Familie Ammermüller, welcher die Gattin seines Berliner Freundes Froriep angehörte, sehr herzlich aufgenommen wurde.

Er lernte in diesem Hause den schon damals sehr bekannten Vischer kennen, »ganz so äusserlich lebhaft und egoistisch und gesprächsherrschfüchtig«, wie er sich ihn nach seinen Aufsätzen vorgestellt hatte. Unter den Gelehrten widmete er sich besonders Rapp und dem Botaniker Mohl. Dann befah er sich Schaffhausen mit dem Rheinfall und langte endlich in Zürich an. Die Reise wäre in jeder Beziehung schön und genussreich gewesen, wenn er nicht mehr und mehr über seine zukünftige Heimath beunruhigt worden wäre. Wie natürlich bildete sie gerade allenthalben das hauptsächlichste Gesprächsthema, und je näher er kam, um so düsterer wurden die Farben aufgetragen, so dass er zuletzt den Muth ziemlich verlor. In den ersten Tagen seines Dortseins aber war herrlichstes Wetter und da konnte die wundervolle Gegend natürlich ihre Wirkung nicht verfehlen. »Ueber alle Erwartung schön ist es hier — so schreibt er — und ich kann es nicht

dankbar genug anerkennen, dafs die ersten Tage und auch heute, der erste Sonntag, noch so freundlich waren. Ich habe mit den neuen Freunden mancherlei hübsche Spaziergänge gemacht und auch sonst, wenn ich auf den Wegen durch die Stadt von einem hohen Punkt aus oder aus meinen Fenstern, hinter den grünen und freundlich angebauten Ufern des Sees die riesigen schneebedeckten Alpen aufsteigen sehe, so treten mir immer noch Thränen der Ueberraschung und Bewunderung und Freude ins Auge. Heute war der Himmel mit einzelnen zerstreuten Wölken bedeckt, eine lange Reihe lag über den Ufern des Sees und über denselben kamen rothglänzend die Berggipfel heraus, es war ein Effect, den sich kein Berliner vorstellen kann « Von den neuen Collegen wurde er mit grofser Herzlichkeit aufgenommen, man zeigte ihm, wie erfreut man war, durch ihn eine Lücke der Universität ausgefüllt zu sehen und er schreibt von sich und dem gleichzeitig eingetroffenen Kliniker Pfeufer: »Man glaubt uns Dank schuldig zu sein, dafs wir trotz alles Parteiengeschreies und aller Verketzerungen unser Wort gehalten haben und man rechnet auf ein neues Wiederaufleben und ruhiges Fortbestehen der Anstalten. Ueberall versichert man uns des besten Willens, unseren Wünschen nachzukommen und Beweise davon habe ich ja auch schon erhalten.«

Auch mit seiner Wohnung hatte er Glück. Er miethete bei Herrn Hagenbuch, dem Besitzer der Buchhandlung von Orell, Füsli u. Co., welcher ein einsam im Garten gelegenes, ringsum freies Haus, am Mühlibach mit der herrlichsten Aussicht über die Ufer des Sees besafs. Mit der Familie des Wirthes gab



sogleich die Musik Anknüpfungspunkte angenehmster Art, denn schon beim Auspacken des Geigenkastens und der Gefangsnoten entpuppte sich der Vater als wahrer Musikenthusiast und zeigte sich, daß auch die drei im Hause befindlichen Töchter sehr musikalisch waren. Herr Hagenbuch nahm seinen Miether nicht nur sehr freundlich auf, sondern half ihm auch mit zahlreichen Aufmerksamkeiten über die ersten Tage der Einrichtung und der Antrittsbesuche hinweg.

Dies Alles machte den jungen Professor so glücklich und gab zu den schrecklichen Schilderungen von vorher einen so angenehmen Contrast, daß er sich in eine wahrhaft gehobene Stimmung versetzt fühlte, und er kann deshalb auch nach Hause schreiben: »Denkt Euch, daß ich in einer neuen Wohnung in einsamer Lage, ohne nähere Bekannte, uncomfortabel eingerichtet, ohne Bücher u. s. f. unter allen diesen erschwerenden Umständen hier zum ersten Mal kein Heimweh empfunden habe, selbst in der Dämmerungsstunde nicht, wo ich auf dem Sopha sitze, während über mir Jungfer Marie einen Strauß'schen Walzer spielt oder ein melancholisches Proch'sches oder Schubert'sches Lied singt.« Ob es immer so bleiben würde, darüber machte er sich in seiner rosigen Stimmung natürlich keine Gedanken, freute sich der schönen Gegenwart und genoß Freiheit und Selbstständigkeit in vollen Zügen.

Die Anatomie war ganz neu gebaut und erwies sich als praktisch, an ihre Einrichtung konnte er sogar selbst die letzte Hand legen; der Professor, Prof. Dr. Hodes, ein älterer Mann, kam Henle offen und freundlich entgegen, die Studenten waren in nicht zu

grofser, aber doch immerhin genügender Zahl vorhanden. Der Mangel einer vergleichend-anatomischen Sammlung konnte nicht ins Gewicht fallen, da ihm schon Versprechungen in Bezug auf sie seitens der Behörden gemacht worden waren. Am schmerzlichsten wäre es Henle jedenfalls gewesen, wenn es ihm an ausreichenden optischen Hilfsmitteln gefehlt hätte, doch hatte er sich nach dieser Seite hin schon von Berlin aus gesichert. Auf eine Anfrage schrieb ihm Mouffon, dafs die anatomische Anstalt einzig im Besitz eines Sonnenmikroskopes sei, welches zwei Jahre früher von Arnold angeschafft worden war. »Es rührt dies Instrument — schreibt er weiter — wenn ich nicht irre, aus der Werkstätte von Oechslin in Stuttgart, welchem überhaupt Arnold, wohl aus landsmännischer Zuneigung, ein besonderes Vertrauen schenkte.« Dasselbe sei für öffentliche Demonstrationen »ziemlich brauchbar«, sei jedoch wenig oder gar noch nicht angewendet worden. Bereitwillig ging man darauf ein, dafs Henle sogleich selbst bei Schieck ein Instrument bestellte, und es tröstete ihn Mouffon weiter, dafs er auch nicht in Verlegenheit kommen würde, wenn er längere Zeit auf dasselbe warten müsse, denn es befänden sich drei sehr gute Mikroskope in Zürich in den Händen von Privaten, eines von Amici, eines aus Paris und eines von Pistor in Berlin, welche ihm alle gewifs gern für eine Zeit lang anvertraut werden würden. Sollte diese Zeilen ein Ministerialbeamter lesen, welcher die Wünsche der heutigen Institute in Bezug auf optische Hilfsmittel zu prüfen und zu genehmigen hat, so wird er mit Wehmuth der guten alten Zeit gedenken, wo für ein Institut ein einziges Instrument ausreichte und wo



nicht, wie heute, alle paar Jahre Dutzende von Mikroskopen verlangt werden. Er möge aber dem Andenken Henle's, der zum guten Theil Schuld an dem ungeheuren Aufschwung der Mikroskopie trägt, keinen bösen Gedanken weihen, denn vielleicht hat die mikroskopische Forschung auch ihm selbst, oder einem seiner Angehörigen Gesundheit und Leben erhalten. Ein Student unserer Tage aber wird es fast unglaublich finden, daß ein einziges Mikroskop für eine ganze Hochschule genügen mußte, um das zu lehren, was man mit einem solchen Instrumente sehen kann, er wird es fast unglaublich finden heute, wo jedes einzelne Institut, normale und pathologische Anatomie, Zoologie und Botanik mit so vielen Mikroskopen ausgerüstet ist, daß sich der Zuhörer benachtheiligt glaubt, wenn er in den Cursen nicht ein gutes Instrument ganz allein für sich zur Disposition hat. Henle wurde zum Ankauf die Summe von vierhundertundachtzig Schweizerfranken zur Disposition gestellt <sup>1)</sup> mit dem Bemerken, daß diese Summe aus dem Jahresfond der Anatomie entnommen werden würde, welcher tausend Franken betrug. Die Mittel für ein halbes Jahr waren also schon in dem Augenblick verausgabt, als Henle sein Amt antrat!

Als er nun seine neue Stellung einigermaßen übersehen konnte, als er nach den wechselvollen Bildern und Eindrücken der ersten Tage wieder zu sich selbst kam, da konnte er auch seine Umgebung etwas näher mustern. Ein alter Freund, Löwig, der Chemiker <sup>2)</sup>,

---

<sup>1)</sup> Heute muß man für ein allen Forschungszwecken genügendes Instrument wenigstens achthundert bis tausend Mark ausgeben.

<sup>2)</sup> Nachher in Breslau. Dortselbst erst jüngst in hohem Alter verstorben.

blieb in Freundlichkeit und hülfreicher Bereitwilligkeit immer der Gleiche gegen ihn, an ihm hatte er während seiner ganzen Züricher Zeit Halt und Stütze. Am meisten von den Uebrigen interessirte ihn natürlich Pfeufer, welcher, ein Schüler Schönlein's, an dessen Stelle von München her nach Zürich berufen war. Er war ziemlich gleichalterig mit Henle, mit ihm zugleich eingetroffen, bestimmt, in der gleichen Facultät mit ihm zusammen zu wirken, da mußte es ihm besonders daran liegen, gerade ihn kennen zu lernen. Zu seiner großen Freude fand er in ihm eine durchaus congeniale Natur. »Er ist einer der liebenswürdigsten Menschen, die mir je vorgekommen sind, — so sagt er —, lustig, äußerst witzig, dabei eine gemüthliche Seele, bescheiden und vom besten Eifer befeelt. Die Gleichheit unserer Verhältnisse war eine Aufforderung, uns einander anzuschließen und ich glaube, wir kamen ihr beide gern nach. Dazu finde ich an ihm einen Mann, der jung und rührig genug ist, um in seiner praktischen Thätigkeit den alten Schlendrian bei Seite zu werfen und auf meine Ansichten einzugehen, ein Mann, wie ich ihn brauche.«

Trotzdem aber war die eigentliche Zeit der näheren Freundschaft für Beide noch nicht gekommen, denn Pfeufer war rasch »in eine Société d'admiration mutuelle, — wie sich Henle ausdrückt — von jungen deutschen Flüchtlingen, Dichtern und Politikern hineingerathen, in die ich ihm nicht nachlaufe, weil mir diese bloßen Dilettanten zuwider sind. Unfern Umgang erschwert es auch — fährt er fort —, daß mein Professor sein Universitätsfreund ist und die erste Veranlassung dazu gab, daß Pfeufer hierhergekommen ist. Beide sind da-



her beständig zusammen, während ich Gründe habe, eine zu häufige Begegnung mit dem Prosector zu vermeiden.«

Er schloß sich am Anfang nur noch an den Orientalisten Hitzig <sup>1)</sup> näher an, mit dem ihn eine treue Freundschaft, ebenso wie mit Löwig, bis zum Tode verband.

Schon in den ersten Tagen seines Dortseins klagte Henle, daß er jeden Abend in der Kneipe zubringen müsse, hoffte aber, daß es bald besser werden würde und er die so erwünschte Stille zu ruhiger Arbeit finden könne. Darin hatte er sich allerdings getäuscht, denn das ganze Wintersemester verging in einer wahren Fluth rauschender Geselligkeit, eine Last, unter welcher er zwar oft genug seufzte, welche er aber nicht abschütteln wollte, da es galt, die Universität zu repräsentiren und dieselbe den Kreisen gegenüber zu vertreten, in welchen das noch so junge, erst sieben Jahre bestehende Institut scheinbar angesehen wurde. Die Universität war in der Mehrzahl ihrer Mitglieder liberal, die Regierung aber conservativ, außerdem bestand der Lehrkörper nothgedrungen meist aus Deutschen, was den sehr local-patriotischen Schweizern ebenfalls ein Dorn im Auge war. Einige dreißig Studenten wandten sich nun an den Rector Bobrick, an Pfeufer und Henle mit der Bitte, einen akademischen Ball zu veranstalten. Die drei Herren kamen dem sehr gern entgegen; alle Professoren und Docenten nahmen Theil und so trat denn die Universität zum ersten Mal seit ihrem Bestehen öffentlich auf und zwar mit Glanz. Da die Hochschule selbst nur zwei Töchter besaß, Fräulein

---

<sup>1)</sup> Später in Heidelberg.

Oken und Fräulein von Pommer, mußten noch zahlreiche junge Damen eingeladen werden, welche auch erschienen. »Auch ich«, so sagt Henle, »habe an jedem Arm eine Dame in den Saal hereingeführt. Es ist hier nämlich gestattet und wird sogar sehr gewünscht, daß junge Männer Töchter der Häuser, in welchen sie eingeführt sind, zum Concert, Ball oder Theater einladen und dahin begleiten. Ich lud mir zwei Hagenbuch's ein. Um sieben Uhr holte ich sie oben ab und ihr Erstaunen war nicht gering, als ich mit ihnen herunterkam und sie sahen, daß ich einen Wagen bestellt hatte. Wir fuhren zum Ball, ich tanzte zuerst mit Nr. 1, dann mit Nr. 2, und rief alsdann die Studenten zu Hülfe, die mich auch aller weiteren Sorge für den Abend enthoben. — Es geht hier sehr lustig zu; daß man übrigens mit Tänzern nicht zu verwöhnt ist, könnt Ihr schon daraus entnehmen, daß ich zu den besseren gehöre und den Cotillon anführen half. Könnt Ihr Euch dies vorstellen? Euern Bruder als Balldirector, Anführer zweier jungen Frauenzimmer und eines Cotillons? Was die Bälle hier so amüfant macht, ist, daß fast Alles tanzt. Alte Frauen, Mütter, Tanten und dergl. kommen fast nicht vor oder wenn sie da sind, so gehen sie um elf Uhr nach Hause und geben ihr Töchterlein in den Schutz irgend eines jungen Menschen, der nicht zu fremd ist. Fritzsche hatte sich auch ein recht artiges Mädchen mitgebracht. Auf dem Wege zum Ball wurde die Magd mit der Laterne mitgegeben, damit sie sich die Strümpfe nicht schmutzig mache. Für den Rückweg fiel diese Vorsicht und darum auch die Magd mit der Laterne weg. Ist das nicht idyllisch?»



Ja wahrlich, das ist idyllisch, und heute hat man doch keinen Begriff mehr von jener Ungenirtheit und Unbefangenheit, und doch waren damals die Zeiten nicht schlechter und ein junges Mädchen befand sich unter der Hut ihres Cavaliers ebenso sicher, als wenn die Mutter mit Argusaugen jeden Schritt der sich nähernden jungen Männer bewacht hätte.

Jeder Winter brachte Bälle, wie der beschriebene, in Hülle und Fülle, und besonders machten die akademischen Feste, welche nun regelmässig wiederkehrten, groses Glück. Henle brachte, unternehmungslustig wie er war, sogar in Vorschlag, einen neuen Tanz — schottisch — einzuführen. Die ins Complot eingeweihten Damen nahmen vor dem Ball noch rasch Unterricht bei dem Balletmeister des Theaters, die Herren aber auf der — Anatomie. Henle hatte in Albert Kölliker mittlerweile einen anderen Professor bekommen, welcher auf deutschen Universitäten studirt und von dort den fraglichen Tanz mitgebracht hatte; dieser unterrichtete seinen Chef und die Studenten und die ersten Räume des Institutes mögen sich genug gewundert haben über das lustige Leben, welches in ihnen Einzug gehalten hatte.

Ausser den Bällen, welche als Hof- und Staatsactionen höheren Stils gelten konnten, waren aber noch zahlreiche andere gesellschaftliche Verpflichtungen zu erledigen. Besonders stand die »Mittwochs-gesellschaft« im Mittelpunkte des Interesses, der Vereinigungspunkt der deutschen Professoren, zu welchen sich auch Follen und Schulz hielten. Der erstere, ein echter Germane, hochgewachsen, mit schönem Kopf und breiter Brust, war ein Freiheitschwärmer und Tyrannenfeind, aber

von so energischem und gewaltsamem Charakter, daß er vielleicht selbst ein Tyrann geworden wäre, wenn ihm das Schickfal die dazu nöthige Stelle angewiesen hätte. Schon von früher her bekannt durch seine hervorragende Betheiligung bei Gründung der Burschenschaft, war er auch später dadurch bemerkenswerth, daß er, der wohlhabende Privatmann, den ganz mittellosen Herwegh über Wasser hielt. Er liebte denselben schwärmerisch, trieb sogar eine Art von Cultus mit ihm. Schulz, ein ehemaliger hessischer Hauptmann, war ein ganz kleines, zierliches, bewegliches Männchen, im persönlichen Verkehr entschieden gutmüthig und harmlos, dem Niemand zugetraut hätte, daß er solche literarische Keulenschläge gegen die bestehenden deutschen Zustände führen könne, wie er es im »Deutschen Michel« und anderen Schriften that. Seine Frau stand in lebhaftem Verkehr mit den in Zürich lebenden Dichtern, mit Herwegh, Keller, Freiligrath, und schriftstellerte selbst.

In der »Mittwochsgesellschaft« wurde gelesen, musicirt, getanzt und die Vereinigung diente sehr dazu, dem deutschen Element eine Stütze zu sein. »Außerdem«, sagt Henle, »bin ich jetzt Mitglied von folgenden Gesellschaften: zwei Montagsgesellschaften, die eine naturforschend, die andere aus den jungen, frommen Leuten bestehend, die jetzt an der Spitze der Regierung stehen, unter anderen Bluntschli; eine Donnerstagsgesellschaft aus Künstlern, sehr angenehm; eine Freitagsgesellschaft, die jüngeren Aerzte; eine Samstagsgesellschaft, die sämmtlichen männlichen Mitglieder der Hochschule kneipen auf altburschenhafte Weise; eine Sonntagsgesellschaft, Junggefallen reiferen Alters.«



Schon zu Ende des Wintersemesters machte sich eine gewisse Abspannung geltend, welche bei einer solchen Fluth von Gefelligkeit gar nicht ausbleiben konnte, und dazu kamen noch mancherlei andere Dinge, welche ihn verstimmt und ablenkten. Vor Allem ist einer Anfrage von München zu gedenken, ob er geneigt sei, an Stelle des verstorbenen Döllinger dort hin zu kommen. Die Anfrage ging augenscheinlich nur von einer Partei jüngerer Leute an der dortigen Universität aus, welcher vornehmlich Stromeyer, Gietl und Jul. Vogel angehörten, doch wufste er ja nicht, was werden würde und war deshalb doch nur noch mit halber Seele in seiner Stellung. Es kam dazu, dafs der Bruch mit der regierenden Partei ein völliger wurde. Pommer, der frühere Professor für Physiologie und Pathologie war gestorben und Henle schlug eine Neueintheilung der Fächer vor, wodurch nicht nur eine Ersparnis an Gehalt erzielt wurde, sondern durch welche sein bisheriger Professor Hodes eine neue, von ihm unabhängige Stellung erhielt. Er wollte denselben los sein, da er bei seiner etwas mangelhaften wissenschaftlichen Durchbildung nicht genügte und im Laufe der Zeit immer präventiöser wurde. Weiter wurde ihm die Behaglichkeit sehr durch das berechtigte oder unberechtigte Gefühl vermindert, dafs sein Wirth Hagenbuch darauf rechne, dafs er um eine seiner Töchter freien würde, und endlich kamen noch Nachrichten von zu Haus, wonach sich die pecuniäre Lage seines Vaters einigermaßen schwierig gestaltete. Das Letztere bedrückte ihn, dem seine Familie über Alles ging, ganz besonders und liefs den Wunsch, an Ostern nach Hause zu reisen, rasch zum Beschluß reifen. Doch

fuchte er einstweilen die Seinen das eine Mal mit einem gewissen Galgenhumor auf andere Gedanken zu bringen, indem er zum Leichtfinn mahnte, denn der sei nicht blofs im Glück eine Tugend, wie Schwester Marie annähme. »Die glücklichen Leute brauchen keinen Leichtfinn, die befinden sich ohnedem wohl, aber ein armer Teufel mufs leichtsinnig sein, sonst kann er es ja gar nicht aushalten.« Ein andermal tröstet und beruhigt er sie damit, dafs er ja hinter ihnen stehe und für sie arbeiten könne. ' »Uebrigens kann ich weder dem Vater — so fährt er fort — noch dem Schickfal einen Vorwurf daraus machen, dafs es so weit gekommen ist. Wir haben dadurch eine glückliche und sorgenfreie Jugend verlebt, haben uns auf eine Weise ausgebildet und sind in Verhältnisse gekommen, die sonst unmöglich geworden wären. Hätte es der liebe Vater besser anzufangen gewufst, so gehörten wir vielleicht in die vornehme Kategorie B., M., etc. und wären ebenso filzige Juden, wie sie. Wir haben genossen und wenn nun entbehrt werden mufs, so wird es uns leicht, eben weil wir genossen haben. Freilich pafst dies System nur für Leute, die Kopf und Herz auf dem rechten Flecke haben.« Das heifst brav und wacker gesprochen!

Er fafste unter dem Druck der Verhältnisse einen schon früher aufgetauchten Plan, seine dritte Schwester Nettchen — Rosalie hatte sich inzwischen verheirathet — zur Führung seines Haushaltes zu sich zu nehmen, nunmehr ernsthaft ins Auge, ergriff die Gelegenheit, seine Wohnung aufzugeben, miethete eine gröfsere und besser passende unmöblirte Wohnung in dem Hause, in welchem sein Freund Löwig wohnte



und reifte sodann leichten Herzens nach der Heimath ab, wohin er seinen alten Berliner Freund Schöll, der mit Otfried Müller mittlerweile in Griechenland gewesen war, zu einem Rendezvous bestellt hatte.

Zu Hause wurden die finanziellen Verhältnisse zur Zufriedenheit geordnet, aber als er wieder zurückkehrte, brachte er sich zu allgemeiner Erheiterung seiner Bekannten keine Haushälterin mit, dagegen hatte sich Freund Schöll eine Braut gewonnen. Diese Wendung war nun freilich für unseren Gelehrten, welcher seine Schwester zärtlich liebte und den Freund als einen vortrefflichen Menschen kannte, eine geradezu beseligende, und er schrieb nach Hause, es wäre ihm, als seien sie alle die Personen einer Novelle. Die Alltäglichkeit unter seinen trockenen und nüchternen Schweizern konnte ihm nach der durchlebten herrlichen Zeit gar nicht mehr genügen und in seinen Briefen kommt nun erst die Grundnatur des sentimental und romantisch angelegten Menschen zu Tage, welche in Berlin einerseits verdeckt war durch die Reste derb-burschikosen Wesens aus seiner Studentenzeit, anderseits durch den spitzen, wenig lebenswürdigen, geistreich thuernden Ton des damaligen Berlins, der in den ästhetischen Thees seine Verkörperung fand. Es kommen ihm nun alle Leute viel langweiliger vor, als vier Wochen früher, er hat keine rechte Freude an ihnen und muß sich sagen, daß nach so einem Raufch wohl das Beste einem nüchtern vorkommen müßte. »Das größte Glück ist, mit Leuten zusammen zu sein, die man liebt und von denen man weiß, daß sie einen auch recht von Herzen gern haben und alles Uebrige ist nur ein schaaales Surrogat.«



Seinem Schwager Schöll schreibt er, als dieser ihm nochmals dafür dankt, daß er durch seine Einladung nach Coblenz Veranlassung zu seiner Verlobung gegeben habe, er komme sich vor, wie unser Herrgott, wenn ihm bei dem schönen Frühlingswetter von allen Seiten die Pfalmen zu Ohren steigen, nur mit dem Unterschied, daß unser Herrgott ohnehin selig ist, und er es erst würde durch die Versicherung der Seligkeit all der Seinigen.

Da nun aber der Winter halb verdämmert war, da auch bis in den Mai hinein seine Stimmung ihn nicht recht zu ernster Arbeit hatte kommen lassen, mußte jetzt mit einer Gewaltsanstrengung die literarische Thätigkeit wieder aufgenommen werden. Er vertiefte sich so in die Fertigstellung seiner allgemeinen Anatomie, daß sogar seine Correspondenz mit der Heimath darunter litt und er erzählt, er habe sich so in seine Arbeit hineingeritten, daß er entweder daran sitzen oder ganz faullenzen müsse. Wer jemals intensiv in eine literarische Arbeit vertieft war, wird dies nachfühlen können, noch mehr aber, wenn Henle später sehr über die Eintönigkeit der Arbeit seufzt; gehört ja doch eine große Selbstverläugnung dazu, Capitel für Capitel auch dann gründlich und anregend zu schreiben, wenn der behandelte Gegenstand das Interesse des Autors keineswegs fesselt. Sein Ehrgeiz ging aber dahin, den letzten Bogen ebenso frisch und vollkommen abzufassen, wie den ersten, und dies gelang ihm auch. Nur ein einzig Mal gönnte er sich eine kurze Pause, als sein Freund Eduard Magnus ein paar Tage auf der Durchreise in Zürich Station machte. Dieser benutzte die Gelegenheit, Henle für seinen



Bruder Gustav zu malen, nach allgemeinem Urtheil sehr ähnlich, aber wieder nicht geschmeichelt, so meint der Dargestellte <sup>1)</sup>).

Die Mißshelligkeiten mit dem Erziehungsrath zogen sich den ganzen Sommer hin und schliesslich verlor der durch seine intensive Arbeit nervös gewordene Gelehrte die Geduld völlig und stellte eine Art von Ultimatum, ganz darauf gefasst, daß daselbe auch vielleicht nicht angenommen werden würde. Er war völlig entschlossen, seine Stellung aufzugeben, wenn man ihm nicht seinen Willen thun und das anordnen würde, was er zum Besten der medicinischen Facultät vorgeschlagen hatte. Als er dann im Herbst von einer längeren Ferienreise in die Heimath zurückkam, noch ganz hingenommen von der Freude über das so glückliche Brautpaar zu Hause, fand er seinen Professor anderweitig versorgt und statt seiner Albert Kölliker angestellt, welcher schon in Berlin seine Bekanntschaft gemacht hatte, und der ihm bereits bei seiner Berufung vom Erziehungsrath Mouffon auf das Dringendste empfohlen worden war. Zu dieser freudigen Nachricht kam noch die, daß eine Summe für die Anschaffung einer vergleichend-anatomischen Sammlung nun endlich wirklich ausgesetzt war, und daß die Behörden ihm versicherten, sie würden glücklich sein, wenn sie wüßten, daß er zufrieden wäre. Höchst vergnügt über den erfreulichen Ausgang des Conflictes wurde er nun erst recht heimisch, ging mit Lust und Liebe an seine Arbeiten und an die Ver-

---

<sup>1)</sup> E. Magnus malte ein Portrait von sich selbst für Henle. Nach Gust. Magnus' Tode wurden die beiden Potraits ausgetauscht, und es bildet jetzt das von Henle eine kostbare Erinnerung für die Seinigen.



vollständigung seiner Sammlungen. Hierbei passirte ihm nur einmal ein kleines Unglück. Er hatte eine Gemse gekauft, um deren Skelett aufzustellen; da ihm aber der besonders schöne Braten zu leid that, beschloß er, eine kleine Gesellschaft von näheren Freunden zu einer Keule einzuladen, welche in dem Gasthof, in welchem er zu Mittag aß, verspeist werden sollte. Er band dem Wirth auf die Seele, kein Knöchelchen, wie klein es auch sei, zu verlieren oder zu verletzen. Das Mahl verlief in schönster und heiterster Weise, der Schrecken aber war groß, als sich herausstellte, daß der Koch doch die Knochen kunstgerecht zerhackt hatte. Ein anderes Thier war nicht zur Stelle und so mußte einstweilen wohl oder übel die Gemse mit drei Beinen in die Sammlung aufgenommen werden. Sie soll noch bis in die neuere Zeit vom Anatomiediener als »dem Henle seine dreibeinige Gems« den Besuchern gezeigt worden sein.

Er knüpfte nun auch engere Beziehungen zu den Gelehrten in der Nachbarschaft an und kam besonders öfters nach Bern, wo er ja in dem Physiologen Valentin einen alten Freund hatte, wo er auch zu Emmert dadurch Beziehungen gewann, daß derselbe die Tochter seines verstorbenen Collegen v. Pommer zur Frau genommen hatte; auch Demme und der Anatom Theile wurden dortselbst besucht. In diesem Centralpunkte der Schweiz war auch immer Gelegenheit, mit Gelehrten aus anderen Theilen des Landes zusammenzutreffen, so fand er das eine Mal Miescher von Basel, ein anderes Mal Agassiz und C. Vogt von Neuchatel.

Das ruhige Leben des zweiten Winters seines Züricher Aufenthaltes, welches dem herz- und ge-



müthreichen Gelehrten der Gedanke an das Familienbrautpaar verschönte, wurde unterbrochen durch die Aufregung einer neu aufkeimenden Liebe, die vielleicht gerade diesem Gedanken entsprang. Von seiner ersten Gymnasiastenliebe an trat dieses Gefühl immer von Zeit zu Zeit an die Oberfläche mit der Regelmäßigkeit, mit welcher auch ein Vulcan nach längerer Ruhe eine Eruption beginnt. Er mochte in einer noch so burschikofen Periode stehen, die Liebe blieb ihm immer die gleiche zarte Blume, von welcher jeder Hauch, jeder leise Misklang den Zauber der Schönheit abstreifte, und dies ist auch der Grund, warum er so oft, wo ein Anderer beglückt und beglückend seine Familie gegründet hätte, enttäuscht und verstimmt wieder zurückwich und glaubte, einer Täuschung zum Opfer gefallen zu sein, warum er auch mehrmals nicht nüchtern genug abzuwägen vermochte, ob seine Annäherung am Platze sei oder nicht.

Wie er sich die Liebe vorstellt, geht aus mehreren Aeußerungen hervor. Ueber einen jung verheiratheten Freund, der ihm einen ruhigen und gleichmüthigen Brief schreibt, zankt er und spricht von Redensarten, so recht aus dem warmen Schlafrock und Pantoffeln heraus. »Nein, Gott bewahre einen vor solchem Glück, das die Menschen nicht kalt und nicht warm macht!« Seinem Schwager Schöll schreibt er: »Wenn ich mir vorstelle, wie glücklich Ihr waret und wie sich dies so wunderbar hat finden müssen, so verliere ich erst recht den Appetit auf vernünftige Ehestandsprojecte und denke, das Glück könne mir auch noch blühen, wirklich zu lieben und geliebt zu werden.« Zwei schmerzliche Erfahrungen der letzten



Berliner Zeit hatten ihn bis jetzt in ihrem Bann gehalten. Eine junge Dame aus Stettin, welche ihn ungemein angezogen hatte, war seinem Gesichtskreis rasch entchwunden und kurz vor seiner Abreise nach Zürich hatte er einer Tochter des Mendelssohn'schen Hauses seine Hand angetragen, kam aber zu spät, da dieselbe schon seit einiger Zeit heimlich verlobt war. Durch den Anblick des Glückes des Familienbrautpaares aber wurde dieser Bann gelöst und es keimte eine Neigung zur Tochter eines Züricher Patriciers, des Obersten O., bei ihm auf, einer Freundin der Hagenbuch'schen Töchter und gut bekannt mit den jungen Frauen seiner Collegen Sauppe und Pfeufer, welche letztere Damen jedenfalls auch ein wenig Vorsehung bei der ganzen Affaire gespielt hatten. Er war übergücklich, als ihm Frau Sauppe die Einwilligung der Angebeteten, die Seine zu werden, überbrachte. Voll Seligkeit umarmte er die Braut, so durfte man ja nun sagen, doch schon an demselben Tage kam ihm die Ernüchterung; so hatte er sich die Liebe nicht vorgestellt! Er wurde so unglücklich, daß er sich ernstlich überlegte, ob er nicht einen gefährlichen Spaziergang machen und »zufällig« von einem Felsen herunterstürzen solle; denn nun wieder nein zu sagen, nachdem er einmal ja gesagt hatte, dies war dem ehrlichen und geraden Menschen unmöglich. Sehr bald stellte es sich indess heraus, daß sein Gefühl der Enttäuschung ein nur allzu richtiges gewesen war, denn nachdem die junge Schöne ihren Zweck erreicht hatte, einen lau gewordenen Liebhaber durch das Verhältniß mit Henle wieder zu sich zurückzuführen, löste sie dasselbe mit großer Ruhe



wieder auf. Henle erfuhr den Thatbestand bald durch eine gute Bekannte der Ex Braut und konnte sich daher um so rascher über seinen Mißgriff trösten. Doch war seinem weichen Herzen die neue Erfahrung natürlich bitter genug und er wandte sich, um sein inneres Gleichgewicht wieder zu gewinnen, zu seiner alten Trösterin, der Musik; er erlernte das Cellospiel und brachte es in Kurzem so weit, daß er im Trio und Quartett mitzuwirken vermochte. Von seinem ersten öffentlichen Auftreten in der Mittwochsgeellschaft freilich muß er noch berichten: »Ich bin bereits einmal mit getheiltem Glück aufgetreten, was ich nämlich diesseits des Stegs spielte, machte Glück, dagegen mißfiel dem größeren Publicum, was ich jenseits desselben vortrug.«

Nicht allein aber in der akademischen Mittwochsgeellschaft liefs er sich hören, auch in Concerten der specifisch Züricher Kreise wirkte er als Sänger, Geiger, selbst als Recitator mit. Dabei wäre es einmal allerdings beinahe zu ernstern Auseinandersetzungen gekommen, da man seinen Namen mit wenig Tact auf einen an allen Straßenecken angeschlagenen Zettel gesetzt hatte, auf welchem im Uebrigen nur Mitglieder der dortigen Bühne zu finden waren. Doch war im Allgemeinen die Stellung, welche er den eingeborenen Schweizern gegenüber einnahm, eine durchaus freundliche. Zu einem engeren Anschluß kam es jedoch niemals, er fühlte sich mit seinem leichten rheinischen Blut von der schweizerischen Geselligkeit, die ja doch eine eigenartige ist, nicht recht angezogen. Er fand Erholung von seinen Arbeiten in den ihm befreundeten Professorenfamilien und in der »Tanne«, einem Wirths-



haufe, in welchem des Abends ganz regelmäfsig die Herren von der Universität und die mit ihnen befreundeten Männer zu finden waren. Mit den Kreisen der politischen Flüchtlinge kam er in später Zeit ebenfowenig, wie im Anfang, in nähere Fühlung, obgleich seine ausgesprochen liberale Gefinnung mit vielen unter ihnen sympathisirte und er die Institutionen der freien Schweiz im Gegenfatz zu den damaligen, in vieler Hinsicht engherzigen Einrichtungen deutscher Staaten pries. Es waren unter ihnen gar zu viele problematische Existenzen, welche einem ernsten Forscher, der gewohnt war, seine Handlungen nach wohlerwogenen Beweggründen abzumessen, nicht zufagen konnten. Nur einer unter ihnen, Herwegh, fesselte ihn seines Geistes wegen und mit ihm stand er auch in engerem Verkehr. Er erzählt, dafs er durch ihn auch noch mit einem lebenswürdigen jungen Ruffen, Namens Bakunin, der sich seiner liberalen Grundfätze wegen selbst aus seinem Vaterlande verbannt habe, bekannt geworden sei. »Mit diesen beiden und Follen machen Pfeufer und ich und gewöhnlich auch Hitzig ein Clübchen aus, wie man sich's nicht besser wünschen kann.«

Noch im Nachlafs Henle's fanden sich die fliegenden Blätter, auf welchen Herwegh seine politischen Gedichte voll Schwung und Geist in Zürich drucken liefs, und er erzählte noch lange Jahre nach jener Zeit, wie man an der abendlichen Tafelrunde gespannt war, und wie Alles herzueilte, wenn es hiefs, Herwegh würde wieder ein neues Gedicht vorlesen. Henle sagt von ihm: »Alles ist voll von seinem Lob und mit Recht. Er ist ein ausgezeichneter Dichter, dabei ein



trotz aller Verwöhnung bescheidener, anspruchsloser, natürlicher Mensch, durchaus edel und gut, voll Feuer und Aufopferung für das, was ihm Recht scheint. Zum Glück hat er eine zärtliche und, wie es scheint, vortreffliche Braut gefunden, deren Treue ihn die Verfolgungen der angenehmen Zeitungschreiber leicht verschmerzen macht.« Die Hochzeit des Dichters fand unter durchaus ungewöhnlichen Umständen statt und Henle erzählt von ihm, er sei aus Zürich ausgewiesen worden, da die Regierung feinewegen Verwickelungen mit Preussen gefürchtet habe. »Da Herwegh unwohl war, dehnte man seine Frist noch um vierzehn Tage aus. Indessen kam seine Braut mit ihrem Vater und einer älteren Schwester hier an, ein sehr eigenthümliches, ungewöhnliches Mädchen, gescheidt, witzig, von entschiedenstem Charakter, zuweilen auch recht schön. Es folgte eine Reihe von Festen in sehr gemischter Stimmung, wobei viel gelacht und manche Thräne vergossen wurde, bis am 2. März (1843) Alle abreisten, der Vater nach Berlin zurück, um die Papiere zur Trauung in Ordnung zu bringen, und die Mutter und übrigen Geschwister zu holen, Herwegh und die Braut nebst der Schwester (einer Wittwe von ca. vierzig Jahren) als Duenna nach Baden, vier Stunden von hier im Canton Aargau. Am Freitag kamen sie dort an, am Samstag erfuhr Follen zufällig, dafs der Pfarrer in Aargau die Trauung vollziehen könne, wenn die Regierung in Betreff der sonst nöthigen Papiere (Heimathschein, Verlesung von der Kanzel etc.) dispensire. Am Sonntag reiste er mit dem Brautpaar deshalb nach Aarau, am Dienstag Mittag wurden wir, Pfeufer und ich, plötzlich nach Baden



geholt, um Zeugen bei der Trauung zu sein, die auch am Mittwoch stattfand, wahrscheinlich an demselben Tag, wo die Eltern mit dem Brautkleid von Berlin abfuhr. Eine lustigere Hochzeit habe ich nicht leicht erlebt. Einige Gäste kamen noch am Mittwoch herüber, namentlich Bakunin, Herr und Frau Schulz und Frl. Bodmer. Wir waren unfer zehn und haben gelacht für hundert, hernach auch getanzt, wozu die Braut spielen mußte, und alle möglichen Volkslieder gefungen.«

Das ruhige Behagen, welchem sich unser Gelehrter nach dem ersten Jahr der Stürme und der Gewöhnung hingab, dauerte leider nicht allzu lange. Es stellte sich für ihn und seine Collegen je länger je mehr heraus, daß die augenblicklich am Ruder befindliche aristokratisch-fromme Partei der Universität nicht wohl wollte, da diese, wie schon oben bemerkt, nicht allein wesentlich aus liberalen Elementen bestand, sondern auch als der Mittelpunkt betrachtet werden konnte, um welchen sich die zahlreichen politischen Flüchtlinge, welche aus Deutschland herübergekommen waren, scharten. Der Brodkorb wurde daher den deutschen Professoren so hoch wie möglich gehängt und wo es immer anging, ein Schweizer von der Regierungspartei eingeschoben, ob er nun qualificirt war oder nicht. War kein solcher aufzutreiben, dann liefs man wohl auch eine Stelle ganz unbefetzt und Henle führt einmal bittere Klage darüber, daß man in Beantwortung von Vorschlägen zur Besetzung der Professur für Mineralogie sagte, die Studirenden könnten in Zukunft die Lectionen über Mineralogie auf dem Gymnasium besuchen. Er schreibt einmal: »Die Leute



gehen hier mit ihrer Universität um, wie etwa einer, der einen Baum gepflanzt hätte und ihn jedes Frühjahr einmal aus dem Boden nähme, um zu sehen, ob er Wurzeln getrieben hat. Alle Augenblicke fragt man sich, was man wohl an der Universität habe, und ob sie den vielen Aufwand werth sei, denn das ist dem rechnenden Schweizer ein wichtiger Punkt. Mit ganz frischem Haß<sup>1)</sup> stehen noch immer die Parteien, aristokratisch-fromme und radical-vorurtheilabschüttelnde, einander gegenüber, beide zerren an uns und namentlich verargt uns die radicale, die Alles für Aufklärung zu thun meint, unsere unparteiische Stellung. »Bei allem Fleiß und aller Geduld und Tüchtigkeit — so sagt er ein andermal — wird es nie gelingen, mit solchen Elementen im Kampf aus unserer Hochschule etwas zu machen. Eine gute Seite hat die Sache, daß wir unter einander wieder lebhafter zusammenhalten. Manche kleine Feindschaften und Neckereien unter uns haben sich durch unsere Stellung gegen den gemeinfamen Feind ausgeglichen und so genießen wir in traulichem Zusammenleben die herrlichen Abende und Sonntage größtentheils im Freien und beruhigen uns durch Schimpfen und Späße auf Kosten der Herrschaft.«

Auf die Neuwahl des großen Rathes, welche zu Neujahr 1842 vorgenommen wurde, setzte die Universität große Erwartungen, und Henle berichtet sogar, daß auf die bloße Hoffnung hin, daß eine liberale Regierung ans Ruder kommen würde, die Zahl der Studenten, welche seit der 1839 stattgehabten September-

---

<sup>1)</sup> Von der Septemberrevolution 1839 herzuleiten,



revolution stetig gefunken war, langsam zu steigen anfieng. Leider blieb das Regiment das gleiche und damit waren auch die Zustände an der Universität zur Dauer verurtheilt. Da traf zu guter Zeit, Ende November 1842, ein Ruf nach Tübingen ein. Ueber diesen erschrak man nicht wenig, da man in Zürich längst wufste, was man an Henle hatte und ihn sehr gerne festhalten wollte. Ein Erziehungsrath eilte sogleich zu ihm, um zu hören, was sie thun könnten, ihn zu fesseln. Nun glaubte er nicht zurückhalten zu sollen und sprach sich, obgleich er im Augenblick für sich und sein Institut keine besonderen Wünsche hatte, in seinem und seiner Collegien Namen gründlich aus. Wie diese letzteren alle, so habe auch er die Erfahrung machen müssen, dafs Uneigennützigkeit und eifrige Pflichterfüllung nicht hinreichten, um das Zutrauen der Behörden zu gewinnen, dafs sie, während sie dem Wunsch Ausdruck gäben, dafs sich die Professoren von Politik fern halten möchten, es doch übel nähmen, wenn diese nicht auf ihrer Seite ständen, dafs sie den verwerflichsten Deutschen gewogener seien, wenn sie ihre Federn im Dienste der Regierung verwendeten, dafs er selbst bei einem etwaigen Conflict mit einem Schweizer keine Hoffnung hätte, weder bei den Behörden, noch bei den Gerichten Schutz zu finden. In ähnlicher, wenn auch weniger schroffer Weise schrieb er auch an die Behörde, so dafs also erhebliche Klarheit über die Klagen der deutschen Professoren gegeben wurde. Er erreichte es, dafs die Regierung die Universität fortan gewähren liefs, ohne sie zu geniren. Nach kurzem Schwanken, und nachdem sich die Regierung beeilt



hatte, eine Reihe kleiner materieller Forderungen, welche er gestellt hatte, zu erfüllen, entschied er sich für Bleiben. »Ich hätte liebe Freunde, die herrlichste Gegend, angenehme Nachbarn in Bern, Basel und Neuenburg, eine junge, nagelneue Anatomie, ein großes Spital, Ueberfluß an Leichen, ein gutes Bier, einen trefflichen Bedienten, Aussicht auf zahlreichen Besuch, einen bescheidenen und willigen Professor, die schönste Muse zum Arbeiten und vieles Andere aufgegeben, ohne Sicherheit, einen Ersatz zu finden, zum Theil mit der Sicherheit, es schlechter zu bekommen.« Der wichtigste Beweggrund aber, der ihn festhielt, figurirt in dieser bunten Aufzählung nicht, nämlich sein Verhältniß zu Pfeufer. Die beiden waren im Laufe der Zeit nicht nur nahe Freunde geworden, sondern hatten auch wissenschaftlich einander so nöthig, daß sie gar nicht ausdenken konnten, wie es werden solle, wenn sie sich trennen müßten. Pfeufer's Vorbildung mangelte eine sichere anatomisch-physiologische Grundlage und er konnte das Versäumte gar nicht besser nachholen, als im steten und engen Verkehr mit dem belehrten Gelehrten und dem geistvollen Forscher Henle. Dieser hinwiederum brauchte Pfeufer's bedeutende klinische Erfahrung, seinen diagnostischen Scharfblick und seinen Ideenreichthum, um sein Buch über allgemeine Pathologie zu fördern, da er selbst ja sich von der Thätigkeit am Krankenbette fern gehalten hatte. Beide wurden sich erst recht bewußt, wie nöthig sie sich gegenseitig waren, als die Furcht vor einer Trennung auftauchte.

Kaum acht Tage, nachdem Henle seine ablehnende Antwort nach Tübingen gesandt hatte, erhielt



Pfeufer einen Ruf nach Heidelberg, und nun ging die Ueberlegung natürlich von Neuem an! Die Bedingungen waren gut, Pfeufer hatte für eine Familie zu sorgen, er schwankte. Als nun vollends von Tübingen an Henle geschrieben wurde, man betrachte seine Ablehnung nicht als eine definitive, sondern wäre zu namhaften Opfern bereit, um ihn zu gewinnen, da war die Situation eine recht schwierige geworden.

Die beiden Freunde verlebten aufgeregte Tage und beriethen sehr ernst und eingehend die Zukunft. Endlich beschloßen sie, ihren ersten Regungen zu folgen, sich nicht zu trennen, sondern durch gegenseitige Belehrung und Unterstützung das zu lernen und zu leisten, was sie sich vorgenommen hatten.

Der Jubel in Zürich war natürlich groß, als die beiden gefeierten Lehrer ihren Entschluß verkündigten. Die Studenten brachten beiden einen glänzenden Fackelzug, Pfeufer dankte auf die Ansprache aus dem Fenster und sprach über die schöne Stellung der Züricher Universität im freien Lande, wo die Theilnahme an jedem Fortschritt gestattet sei; Henle ging auf die Straßse herab und sprach seine Freude darüber aus, daß er sich nicht in der Annahme getäuscht habe, daß ihm die Studenten sein Bleiben dankten, und daß ihm nun die enge Zusammengehörigkeit von Lehrern und Schülern so recht vor Augen träte. Seine Lebensaufgabe, Medicin mit der Anatomie und den verwandten Fächern zu verbinden, könne er in Zürich erfüllen, wo er gleichgesinnte Collegen, die mit ihm nach dem gleichen Ziele ringen und Schüler gefunden habe, denen es nicht um die bloße äußere Befähigung zur Praxis, sondern um wissenschaftliche



Begründung ihres künftigen Berufes zu thun sei. Es fällt auf, wie genau diese letzten Worte mit jenen übereinstimmen, welche der Heidelberger Student an seine Eltern geschrieben hatte.

Die Aufregung legte sich und Alles ging wieder seinen gewohnten Gang, bis im Herbst desselben Jahres (1843) ein neuer Ruf wieder neue Ueberlegungen nöthig machte. Henle wurde von der Heidelberger Facultät als einziger Candidat vorgeschlagen, um den alternden Tiedemann zu entlasten. Da er aber wenig Lust zeigte, von Zürich fortzugehen, so kam Tiedemann selbst auf den Gedanken, auch Pfeufer mit ihm zu berufen, unter der Voraussetzung, daß dieser nun, wo Henle ebenfalls in Frage stand, geneigter sei, zu kommen, als bei der erstmaligen Verhandlung. Er hatte sich nicht getäuscht und die beiden Begründer der »rationellen Medicin« beschloßen, zusammen nach der Ruperto-Carola überzusiedeln. Henle sagt über seinen Ruf: »Ich danke Gott für die schönen Jugendjahre, die er mich unerwartet nach eingetretenem Alter noch einmal in Zürich verleben liefs und will jetzt meinen Einfluß als Mann in dem neuen, großartigen Wirkungskreise geltend zu machen suchen. Ich fange an, zu erkennen, daß es eine gröfsere Freude sein muß, seine Kräfte dem Vaterlande zu widmen und unter Leuten zu leben, die gern das Gute, was wir bringen, anerkennen und uns nicht als Eindringlinge mit mißgünstigen Augen betrachten.«

Den Ruf, welchen Henle schon von Berlin her als akademischer Lehrer mitbrachte, befestigte er in seiner Züricher Zeit nur noch mehr und die vorstehenden Blätter geben ja auch davon Kunde, wie



man immer den Augenblick fürchtete, in welchem ihn die junge Hochschule verlieren würde. Die Studenten, welche dem beliebten Docenten schon durch den vor Kurzem gebrachten Fackelzug ihre Sympathien bewiesen hatten, ehrten ihn nun beim Scheiden durch Ueberreichung eines silbernen Pokales.

Von der wissenschaftlichen Thätigkeit Henle's in dieser Zeit ist vor Allem zu sagen, daß seine zoologischen und vergleichend-anatomischen Arbeiten nun zu Ende sind. Denn die Entdeckung des *Acarus folliculorum*, welche ihm in Zürich gelang, kann man kaum rechnen, überdies vermied er es später, viel davon zu reden, da ihm das komische Malheur passirt war, daß er das hintere Ende für den Kopf und umgekehrt gehalten hatte, während Berger, welcher das Thier gleichzeitig mit ihm auffand, eine richtige Deutung gab. Die große Arbeit über die Plagioptomen, gemeinsam mit J. Müller, kann man auch nicht hierher rechnen, obgleich ihr Schluss erst erschien, nachdem Henle nach Zürich übergesiedelt war, sie ist, wie schon erwähnt, eine reine Frucht Berliner Arbeit. Müller's Einfluss fehlte, um sein Interesse für die in Rede stehenden Disciplinen aufrecht zu erhalten, und er wandte seine Arbeitskraft vollständig den beiden verwandten Fächern, der allgemeinen Anatomie und allgemeinen Pathologie, zu. Beide hatten ihn schon in Berlin beschäftigt und sein »Handbuch der allgemeinen Anatomie« entstand in seinen Anfängen bereits dort, doch muß man sagen, daß erst die Zeit seiner vollen Selbstständigkeit jene Frucht wissenschaftlichen Denkens reifen ließ, welche allein genügt haben würde, um des Verfassers Namen mit unauslöschlichen Lettern in das Buch der Geschichte naturwissenschaftlicher Disciplinen einzutragen. Noch während des Erscheinens äußert sich Henle über seine Arbeit und deren Aufnahme in der Gelehrtenwelt seinem Freunde Schöll gegenüber (Neujahr 1841) folgender-



maßen: »Mit unendlicher Lust schreibe ich jetzt an meinem Handbuch der allgemeinen Anatomie. Es ist ein großes Vergnügen, wenn man sieht, wie, wenn ein paar alte Vorurtheile weggeworfen sind, hier und da ein Licht oder doch eine Dämmerung durchbricht und wie ein glücklich aufgefundenes Princip sich bei jeder neuen Thatfache wieder bewährt. Und jetzt geht es mir auch schneller von der Hand, als zu der Zeit, wo ich alle zwei Stunden mit einem halben Blatt Contagium zu Dir hineinstürmen mußte. Du hast viel von mir ausgestanden, aber ich habe viel dabei profitirt und so weiß ich, daß Du Dir's nicht leid sein läßt. Ich war damals fast noch zu bescheiden, um ohne Weiteres zu glauben, daß Dinge, die mir so nothwendig und consequent schienen, nicht schon lange allen vernünftigen Leuten eingeleuchtet haben sollten. Jetzt, da ich bei allem Mißtrauen gegen mich und trotz dem Wunsch, mit der Majorität zu stimmen, täglich neue Beweise für meine Ansicht finde und da ich sehe, wie wenig man sich anstrengt, um sie zu verstehen oder abzuweisen: jetzt erst wird es mir in meiner Haut geheuer und ich lerne ohne ängstliche Rücksichten geradeaus gehen. Mein Buch macht Aufsehen genug und die Leute sehen wohl, daß ihnen ein Stein in den Weg gelegt ist, den sie nicht so leicht wegwälzen. Die Recensenten haben nun zweierlei Mittel erfunden, um damit fertig zu werden. Die Einen fangen mit allerlei allgemeinen Lobsprüchen an, finden aber dann das Einzelne entsetzlich und meinen, dies und jenes stehe wohl zu fest, um einer Widerlegung meiner Angriffe zu bedürfen; wenn man an diesem und jenem zweifeln wolle, so bliebe wohl überhaupt wenig Sicheres mehr; die Anderen machen mich zum Eingang schlecht und stellen mich als warnendes Beispiel hin, wie ein Theoretiker nicht über praktische Dinge reden solle, dann glauben sie genug gethan zu haben und geben mir das Einzelne Schritt für Schritt zu, oder beißen sich daran die Zähne aus. Nur einige ganz junge, sanguinische und, wie es scheint, noch unbeschäftigte Menschen sperren ge-



duldig ihr Schnäblein auf und auf diese ist denn auch meine Hoffnung gesetzt.«

Wie die Zeitgenossen das fertige Werk beurtheilten, davon giebt eine Recension Kunde, welche im 32. Bande von Gersdorf, Repertorium (1842), unter der Chiffre 76<sup>1)</sup> erschien, und welche ich hier unverkürzt folgen lasse. Sie erspart mir zugleich, dem Leser, welcher das Buch nicht kennt, dessen Inhalt zu nennen. »Die neue Erfahrungswissenschaft, welche in dem vorliegenden Werke bis jetzt am vollständigsten, umfassendsten und gründlichsten dargestellt ist, gehört nicht zu den Fortschritten des menschlichen Wissens, die an Einen Gedanken, an Eine Entdeckung sich anknüpfend plötzlich ein helles Licht auf bisher unbekannte Gebiete werfen, aber auch wie der Blitz oft mehr blenden als erhellen und die Nacht wieder zurücklassen, die später erst dem wirklichen, immer nur langsam herankommenden Tage weicht. Sie gehört vielmehr zu den Erwerbungen, die wie ein sich entwickelnder Keim nur allmählig mit immer weiter greifenden Wurzeln sich in ficherem Boden befestigt, dann aber, zum starken Stamm emporgewachsen, allen Stürmen trotzt und seine Früchte trägt, auch nur langsam errungen wurden, dann aber nicht wieder verloren gehen. Sie wird sich erhalten neben allen anderen Versuchen künftiger Zeiten, die Räthsel zu lösen, die freilich mehr als ewige Aufgaben, als fortwährende Uebung, als nicht zu verthigender Anreiz für den menschlichen Forschungstrieb, denn als endlich einmal zu erreichendes Ziel der edelsten Bemühungen gegeben scheinen. Sie wird sich erhalten und immer vollkommener ausbilden unter den Händen solcher Bearbeiter, wie unser Verfasser, solcher, die mit dem heifsesten Eifer immer weiter vorzudringen die kühlfte Bedächtigkeit bei jeder neuen, wirklichen oder vermeinten Entdeckung, mit der nüchternsten Anschauung die fruchtbarste combinatorische Reflexion, mit der selbstständigsten Unter-

---

<sup>1)</sup> Von Neubert geschrieben.



fuchung das unbefangenste Eingehen auf fremde Angaben verbinden. Nur aus folcher Verbindung konnte ein so lebensvolles Bild einer Entwicklung hervorgehen, die man früher entweder bloß in abenteuerlichen Constructionen schematisirte, oder aus den wirklich gegebenen, sämmtlich bei der irgendwie weit gediehenen Zerlegung stehen gebliebenen Thatfachen kümmerlich andeutete. — Das vorliegende Buch kündigt sich als allgemeine Anatomie an, als Lehre von den Mischungs- und Formbestandtheilen des menschlichen Körpers. Es ist unnöthig, daran zu erinnern, was wir durch Bichat gewöhnt worden waren, unter allgemeiner Anatomie zu verstehen; nur das mag hier hervorgehoben werden, daß der ungeheure Abstand zwischen Bichat's Belehrungen und denen, die heute in dem gegenwärtigen Werke uns dargeboten werden, nicht etwa nur in einem extensiv größeren Reichthum an Thatfachen, sondern in den Ausgangspunkten, in der Methode und in den Hilfsmitteln der Forschung liegt, woraus denn natürlich auch ganz andere Ergebnisse hervorgehen mußten; daß Bichat, indem er bei seinen Zerlegungen durch das anatomische Messer und seinen Versuchen mit chemischen Reagentien nicht weiter kam als auf Gewebe, die, obzwar gefondert, doch noch lange nicht als die einfachen Elemente des Baues und Werkzeuge der Thätigkeit des Körpers gelten durften, auch nicht umhin konnte, diesen Geweben Kräfte und Verrichtungen willkürlich zuzuschreiben, die ihnen entweder gar nicht, oder nicht als so oder so bestimmten Geweben zukommen, daß er endlich, was die Hauptsache ist, in seinen Geweben das fertige Product, aber nicht die Genesis desselben studirte und darstellte und sich mithin bei einer Verschiedenheit derselben beruhigen mußte, die er doch, wenn er auf die obgleich damals noch unvollkommene Entwicklungsgeschichte des Fötus hinblickte, für eine ursprüngliche nicht anerkennen konnte. Je weiter aber die Entdeckungen in der Entwicklungsgeschichte vorgeritten, desto weniger konnte Bichat's Lehre von den



Gewebe fortbestehen; sie würde sich jedoch demohnerachtet noch länger gehalten haben, wenn man mit den Werkzeugen und Hilfsmitteln, deren er sich bediente, fortgearbeitet hätte. Aber man nahm nun das Mikroskop zu Hülfe, das Werkzeug, das schon in seinen rohen Anfängen so viel geleistet hatte, jetzt aber dem neuerwachten Bedürfnis sich immer vollkommener darbot; und nun begann die neue Richtung der Untersuchung, für welche unser Verfasser nicht bloß zum Geschichtschreiber geworden ist, sondern in welche er selbstthätig mit eingegriffen — wir würden sagen, in welcher er durch mehrere wichtige Entdeckungen neben anderen Forschern sich ausgezeichnet hat, wenn er nicht durch die völlig objective Behandlung des historischen Theiles seiner Arbeit eine Anspruchslosigkeit an den Tag legte, die jede, auch die verdienteste Anerkennung von sich abweist und von den Personen immer wieder zu den Gegenständen zurückführt. Wir wollen ihm darin folgen, und nunmehr den allgemeinsten Umriss des Werkes vorlegen. Es zerfällt in zwei Hauptabtheilungen. Die erste, von den Mischungsbestandtheilen des menschlichen Körpers, giebt eine gedrängte Uebersicht dessen, was uns die organische Chemie von der Zusammensetzung des menschlichen (und thierischen) Körpers zu sagen weis; nicht viel für die Hoffnungen, welche die Chemie in neuerer Zeit hat laut werden lassen, von ihrem Standpunkte und mit ihren Hilfsmitteln biologische Aufschlüsse zu geben, obgleich sie durch Erklärung der (hier natürlich nicht berücksichtigten) organischen Prozesse im lebenden Körper anfängt, diese Hoffnungen mehr zu erfüllen als seither. In dieser Abtheilung ist unser Verfasser, obgleich mit der Chemie vertraut, mehr Berichterstatter; in der zweiten, der Lehre von den Formbestandtheilen, die sich schon durch ihren Umfang als den Hauptgegenstand des Werkes ankündigt, ist er auf seinem eigentlichen Gebiete. Nächst der Einleitung, welche einen Ueberblick über die Geschichte der Histologie giebt, dann sich über den Gebrauch des Mikroskops, die dabei vor-



kommenden Schwierigkeiten, Täuschungen und Erfordernisse verbreitet (eine Erörterung, worin der Verfasser außer E. H. Weber fast gar keinen Vorgänger hatte), werden nun in dem ersten Theile die »Formen und Eigenschaften der thierischen Elementartheile im Allgemeinen« abgehandelt. Hier erhalten wir zum ersten Male im Zusammenhange und ausführlich die Lehre von der Zelle als dem ersten Formelemente organischer Bildung und der Grundlage für alle weitere Entwicklung organischer Formen. Die Schöpfer dieser nur wenige Jahre alten Lehre, R. Brown und Schleiden (für die Pflanzen), Schwann, Valentin, zu denen unser Verfasser selbst durch seine Untersuchungen über die Epithelien gehört, hatten fürs Erste genug zu thun mit Aufstellung der begründenden Thatfachen; dann versuchten Schwann und Valentin (R. Wagner's Lehrbuch d. Phys.) eine zusammenfassende Anordnung dieser Thatfachen, um die Genesis der Gewebe daraus zu erläutern; gleichzeitig erschienen Schwann's so berühmt gewordenen »Mikroskopischen Untersuchungen«, die bei der an die Spitze gestellten Absicht, die Entwicklung und die Lebenserscheinungen des Organismus auf physikalische Gesetze zurückzuführen, eine Theorie der Zellen- und aus diesen der Gewebsbildung brachten, welche aber, eben wegen dieser Absicht, theils über ihren Gegenstand hinausging, theils denselben nicht so unbefangen und nicht so erschöpfend beleuchtete, als es von unserem Verfasser geschehen ist. Dieser erste Theil, der Schlüssel zum Verständniß aller nachfolgenden Mittheilungen über die einzelnen Gewebe, enthält die Beschreibung der Elementarzellen (primären Zellen, Kernzellen), ihrer Entstehung, der physikalischen Bedingungen ihrer Bildung, ihrer Vermehrung, weiteren Entwicklung und Umbildung ihrer Functionen, der Intercellularsubstanz, und schließt mit einigen kurzen, aber inhaltsschweren Bemerkungen über den Organismus, auf welche wir noch zurückkommen. Man sieht, daß schon hier mehrere Grundprobleme der Physiologie, wenn auch nur gelegentlich, zur



Sprache kommen müssen, wie Entwicklung, Ernährung, Regeneration der Gewebe überhaupt, die aus dem bereits vorhandenen Reichthum von Beobachtungen über jene Vorgänge an und mit den Elementarzellen gedeutet, sich unter verhältnißmäßig wenige, einfache und durchgreifende Gesetze ordnen. Am ausführlichsten wird die Vermehrung der Zellen (durch exogene Zeugung oder Sprossen, endogene Zeugung oder Zelle in Zelle und durch Theilung, endlich durch den Einfluß der specifischen Gewebe auf das Cytoplastem) und sodann die weitere Entwicklung und Metamorphose der Elementarzellen beschrieben. Dieser letztere Proceß ist es, durch welchen aus den gleichartigen Anfängen aller Bildung die differenten Gewebe hervorgehen und irgend eine der hier geschilderten Umwandlungen ist allemal erforderlich für die Ausbildung der Texturen, die nun im zweiten Theile nach einander aufgeführt werden. Was ihre Anordnung in diesem zweiten Theile betrifft, so kannte der Verfasser sehr wohl die Aufgabe, die Metamorphosen der Elementarzellen zum Eintheilungsgrunde eines rationellen Systems der Histologie zu benutzen, so, daß Gruppen der Gewebe gebildet wurden, je nachdem bei ihrer Entwicklung die Zellen z. B. discret blieben, oder sich an einander reihten, verzweigten, in Fasern spalteten u. s. w., welches eben die Fortschritte der Bildung von der primären Zelle zum fertigen Gewebe sind. Aber eine solche Methode zu befolgen, hielt er noch nicht an der Zeit, er zog es vor, die einzelnen Gewebe oder Organe, wie sie anatomisch seit lange unterschieden werden, der Reihe nach in Beziehung auf ihren feineren Bau und ihre Lebens-eigenschaften abzuhandeln, und nur gelegentlich auf die Verwandtschaft zwischen den Elementartheilen derselben hinzuweisen. Auch diese Zurückhaltung hat ihre Vortheile. Der Verfasser kommt dadurch dem Verständnisse derer entgegen, die nicht selbstständige Beobachter sind, sondern die Histologie nur aus bisherigen Bearbeitungen kennen und danach die Gewebe beurtheilen. Solche Leser finden sich



in dem zweiten Theile dieses Werkes fogleich zurecht, wenn sie auch den ersten zuvörderst überschlagen; aber dieser ist doch in beständige Beziehung gesetzt mit jenem durch die überall auftretende Zelle als das bisher unbeachtete eigentliche Element eines sonst bekannten Gewebes. Die einzelnen hier abgehandelten Gegenstände sind nun folgende: Oberhaut; Nägel; körniges Pigment; Haare; Gewebe der Hornhaut; Gewebe der KrySTALLINSE, des Glaskörpers und der dazu gehörigen Häute (der Verfasser schlägt für diese die Benennung Glashäute vor); Bindegewebe (das frühere Zellgewebe, welcher Ausdruck jetzt nothwendig aufgegeben werden muß); Fettgewebe; elastisches Gewebe; Nahrungsaft (Chylus, Lymphe und Blut wegen ihrer Körperchen) und saftführende (Blut-, Chylus- und Lymph-) Gefäße; Muskelgewebe; Nervengewebe; Knorpelgewebe; Knochengewebe; Zähne; Gehörsteine; Drüsen (Haut- und Schleimdrüsen, Blutgefäßdrüsen); Häute. Jeder dieser Abschnitte giebt zuerst die genaue Beschreibung der Structur des betreffenden Gewebes, wie sie als dermalen durch die zuverlässigsten Beobachtungen ermittelt sich herausstellt; sodann die Physiologie desselben, die Schilderung seiner Lebens-eigenschaften. Darauf folgt eine Zusammenstellung vergleichender Beobachtungen aus der Thierreihe; endlich die kritische Geschichte der Bearbeitung des abgehandelten Gegenstandes durch die verschiedenen Forscher bis auf die neueste Zeit. Letztere ist nur bei dem Drüsengewebe nicht zusammenhängend im Texte, sondern in einzelnen längeren Anmerkungen zu diesem gegeben. Die Beschreibungen der Structuren sind theils durch die Figuren auf den beigegebenen fünf Tafeln, theils durch in den Text eingedruckte, ihren Gegenstand bald schematisch, bald ikonisch darstellende Holzschnitte erläutert. Referent enthält sich jeder Bemerkung über die Abschnitte von den Structuren. Hier ist vor allen Dingen zu lernen; zu lernen, was nicht bloß der Verfasser, sondern hundert andere Beobachter gesehen und beschrieben haben; und wenn von diesen selbst nur wenige



als entscheidende Autoritäten gelten, so erscheint bei einer bloßen Anzeige des Buches ein einzelnes »gesehen« oder »nicht gesehen«, gesetzt, es gründete sich auf eigene, wirkliche oder vermeinte Beobachtung, gegenüber einer solchen Fülle von Thatfachen als völlig unnützes Einreden. Wer es mit einem der hier beschriebenen Gegenstände zu thun hat, muß das Werk doch vergleichen; und der Verfasser weiß besser, als jeder Andere, daß eine nachfolgende Zeit Erweiterungen, Bestätigungen und Berichtigungen der hier niedergelegten Angaben bringen kann. — Mit der Beschreibung der Structuren würde nun die eigentliche Histologie abgeschlossen sein. Unser Verfasser ist jedoch ein reicher Mann; den Geweben, die bis in ihre letzten erkennbaren Elemente zerlegt nur vereinzelte physikalische Eigenschaften darbieten, giebt er das einem jeden eigenthümliche Leben wieder in der Physiologie; und dadurch ist das Buch zu einer Hauptquelle der Belehrung für alle Diejenigen geworden, die die Histologie nicht selbst als Naturforscher bearbeiten, sondern von ihr Aufschlüsse über physiologische und pathologische Fragen erwarten. Die physiologischen Erörterungen beschäftigen sich mit der Thätigkeit, Ernährung, Entwicklung (bei welcher natürlich die Lehren des ersten Theiles in Anwendung kommen) und Regeneration der verschiedenen Gewebe. Daß diese Partie, je nach den einzelnen Gegenständen, extensiv sehr ungleich ausfallen mußte, daß der Verfasser ebenso wie alle anderen Physiologen, seine Aufmerksamkeit vorzüglich den wichtigeren Geweben, die man sonst als die alleinigen Träger der Lebensthätigkeit anzusehen gewohnt war, zuwandte, versteht sich von selbst; aber man wird nirgends, auch bei dem scheinbar Gleichgültigsten, die Vollständigkeit in Darstellung der vorhandenen Erfahrungen und Beobachtungen vermissen, und dabei manchem Gegenstande eine interessante Seite abgewonnen finden, die er nicht sogleich zu versprechen scheint. Als ein Beispiel aber, welche Umgestaltungen sehr althergebrachte physiologische Ansichten, die zugleich be-



deutend in die Pathologie eingreifen, durch genaue histologische Untersuchung erfahren, dient die Lehre von den serösen Häuten und ihren Functionen, die hier beim Bindegewebe abgehandelt sind. Wie der Verfasser die Verwirrung, welche über die Organe der Schleimabsonderung (Häute und Drüsen) noch herrscht, zu ordnen gesucht hat, ist schon aus seinen früheren Arbeiten bekannt; hier sind diese erweitert und vervollständigt. Die sehr oft verhandelte Lehre von der Contractilität der Gefäße ist hier mit Beziehung auf die Textur ihrer Häute und auf den Einfluß der Nerven (über letztere vergleiche des Verfassers Pathologische Untersuchungen) sorgfältig revidirt. In den Abschnitten über das Blut und das Drüsengewebe erhalten wir neue Gesichtspunkte für die Beurtheilung der Secretionen. Das Höchste ist jedoch in der Physiologie des Nervensystems geleistet; auf einem Felde, wo jetzt die ausgezeichnetsten Kräfte um den Preis ringen, wie viel durch die feinste, eindringlichste Beobachtung zu erforschen sei. Unser Verfasser kennt diese Beobachtungen, und er selbst hat das Seinige dazu beigetragen; wer aber, erdrückt von der Masse des hier seit einigen Jahren aufgehäuften, oft sehr widersprechenden Materials, verzweifelt, sich in demselben orientiren zu können, und zugleich mehr nach den Beziehungen des Experimentes auf die Doctrin sucht, wird sich von diesem Abschnitte vorzugsweise gefesselt fühlen, der ihn von dem Gebiete äußerer Anschauung allmählig in das der inneren Beobachtung, an die Grenzen der Psychologie führt und auf die letztere Ausichten eröffnet, die auf eine überraschende Weise mit den Ergebnissen eines ebenso strengen als eigenthümlichen und selbstständigen philosophischen Denkers zusammentreffen. Die angestrenzte Aufmerksamkeit, welche diesen Abschnitt bei seiner zwar sehr klaren, aber, wir möchten sagen etwas unruhigen Darstellung ununterbrochen in Anspruch nimmt, die Anregung zum eigenen Nachdenken, das häufig auch zum Widerspruch sich erheben mag, bis das Ganze bei wiederholtem Lesen in seinem Zusammenhange, das Einzelne



in seiner rechten Bedeutung gefasst ist (wir rechnen dahin z. B. die ganze Exposition über Empfindung und Vorstellung und das Verhältniß der Sinnesnerven zu ihnen). Diese Aufmerksamkeit und dieses Nachdenken wird man reichlich belohnt finden. — Für die Pathologie aber halten wir die Bedeutung des Werkes noch unendlich größer, als für die Physiologie. Es handelt sich nicht bloß um einzelne Aufklärungen über diesen oder jenen Punkt, nicht bloß um eine Uebersetzung des gefunden Zustandes in den kranken, wie sie oft gedankenlos vorgenommen und dann als wissenschaftliche, »auf Physiologie gegründete« Pathologie ausgebaut wird, sondern hier ist der Anstoß gegeben, die letztere von Grund aus neu aufzubauen. Seit Paracelsus und Helmont suchte man die Krankheit in Störungen einer Lebenskraft, deren Gesetze und Vermögen niemals sicher ermeßten werden konnten und deren Verhältniß zu den auf sie geschehenden Angriffen deshalb stets schwankend blieb; man suchte sie in einzelnen Geweben und Säften, in Nerven oder Blut, die der ursprüngliche Herd aller über den Organismus sich ausbreitenden Störungen sein sollten; man gab endlich die Hoffnung auf, eine Fundamentalerklärung für die Krankheit zu finden, und überließ sich einem bloßen Registriren ihrer Erscheinungen. Henle betrachtet die Physiologie der Gewebe als die Grundlage der allgemeinen oder rationellen Pathologie, »welche die Krankheitsprocesse und Symptome als gesetzmäßige Reactionen einer mit unveräußerlichen Kräften begabten organischen Materie gegen abnorme äußere Einwirkungen zu begreifen sucht«. Niemand, der den Verfasser bereits aus den »Pathologischen Untersuchungen« kennt und das gegenwärtige Werk sorgfältig studirt, wird auf die Vermuthung kommen, daß in den obigen Worten die Wiederholung der Versuche angekündigt werde, entweder physikalisch-chemische Erklärungen oder pathologisch-anatomische Zerlegungen als die alleinigen Quellen der allgemeinen Pathologie einzuführen und somit das eigentliche Problem, die Krankheit



im lebendigen Organismus, bei Seite zu schieben. Es ist vielmehr die Aufgabe deutlich bezeichnet: Vorgänge im lebenden Körper durch die Kenntniss seiner Lebensthätigkeiten zu erklären, wobei übrigens jene anderweiten Erkenntnisquellen in ihrem vollen Werthe bleiben. Was aber hier dargeboten wird für die genetische Entwicklung der Krankheitserscheinungen, die durch den Conflict jener »unveräußerlichen Kräfte der organischen Materie« mit ebenso unveräußerlichen Kräften äußerer Einwirkungen zu Stande kommen, das lernt man erst schätzen, wenn man sich selbst bemüht hat, in der Krankheit das Gesetz der Natur zu finden, ohne in diese letztere Zweckvorstellungen hineinzugetragen oder sie als dämonisch anzustaunen. Dennoch hat sich der Verfasser — und dies bewundern wir an einem so ausgezeichneten empirischen Forscher am meisten — die teleologische Betrachtung seines Gegenstandes nicht verkümmern lassen. Dies beweisen die Bemerkungen über den Organismus und über die verschiedenen Standpunkte für die ihn betreffenden Untersuchungen (S. 216 ff.), denen wir schon vorhin ein solches Gewicht beilegte, weil in ihnen die Anerkennung eines Planes und einer Zweckmäßigkeit in der Schöpfung von Seiten gründlicher und gerade ihrer Aufgabe rein zugewendeter Naturwissenschaft ausgesprochen ist. Dem Verdienst unseres Verfassers thut es übrigens nicht den mindesten Eintrag, daß die Bezeichnung des im Organismus wirksamen Princip als der »Idee der Gattung« und der Gedanke, in den einzelnen Geweben, ihrer Thätigkeit, die Elemente der Krankheitserscheinungen aufzufuchen, jene sehr energisch und als ein die ganze Pathologie durchdringendes Princip, dieser allerdings nur innerhalb der damaligen Grenzen der Histologie und nur summarisch, schon von Neumann in seiner »Allgemeinen Pathologie« aufgestellt und durchgeführt wurde. — Zuletzt haben wir noch der historischen Zugaben zu den einzelnen Abschnitten zu gedenken. Eine künftige Geschichte der Anatomie und Physiologie seit Harvey, vorzugsweise aber



der neuern Zeit, findet hier Quellen eröffnet, aus denen bisher noch wenig geschöpft worden; und wer aus der Verschiedenheit der Angaben so vieler Beobachter die Unsicherheit der von ihnen gebrauchten Hilfsmittel, namentlich des Mikroskops, bewiesen glaubt, mag von dem Verfasser lernen, diese abweichenden Angaben aus selbstständiger Untersuchung richtig zu verstehen, zu deuten und zu vereinigen. Für eine allgemeine Culturgeschichte aber bieten diese historischen Partien eine sehr interessante Seite dar: wie lange nämlich eine gewisse Richtung menschlicher Betriebsamkeit unbemerkt fortgesetzt werden könne, anscheinend ohne bestimmtes Ziel, ohne hervorspringende Erfolge, ohne die Gemeinschaftlichkeit in den Bestrebungen, durch die sie sich allein geltend machen kann, bis endlich ihre Zeit kommt, wo sich sodann zeigt, daß durch sie längst die Bahn gebrochen ist, die nun als *via regia* verehrt wird. Leeuwenhoek, della Torre, Ledermüller, Muys, Fontana u. A. waren solche Forscher, die sich des Mikroskops bedienten, ohne zu ahnen, daß sie die Stifter einer neuen Epoche in der Wissenschaft von der organischen Natur werden würden. Ihr Denkmal ist das vorliegende Werk, dessen Verfasser schon bei seinen Zeitgenossen die Anerkennung finden wird, die Jenen erst die Nachwelt zollt.« (76.)

Man sieht, daß Henle doch durchaus Verständniß für seine Arbeit und die ihm gebührende Anerkennung fand. Wie man jetzt nach Verlauf von einem halben Jahrhundert, welches der anatomischen Disciplin ungeahnte Bereicherungen gebracht hat, über die »allgemeine Anatomie« denkt, dies ist erschöpfend in einem Nachruf gesagt, welchen Waldeyer <sup>1)</sup> dem verstorbenen Kollegen und Lehrer gewidmet hat. Er sagt von dem Werke: »In ihm hat Henle die Grundlagen der Disciplin, welche wir heute »allgemeine Anatomie« nennen, und welche nach Schleiden und Schwann

---

<sup>1)</sup> Arch. f. mikroskop. Anatomie, Bd. 26, 1886.



in Vielem anders gestaltet werden mußte, als zu Bichat's Tagen, mit festen Zügen für lange Zeit gezeichnet. Noch heute ist das fast vor einem halben Jahrhundert geschriebene Werk nicht veraltet und wird auch nicht veralten. Hiermit soll weder Bichat's unsterbliches Verdienst — Henle selbst nennt ihn den Begründer der »allgemeinen Anatomie« — irgendwie geschmälert werden, noch wollen wir damit über die Unvollkommenheiten hinwegsehen, die dem Henle'schen Werke anhaften. Letztere liegen zum großen Theile in der Eintheilung, welche er für die Elementartheile und Gewebe aufstellt. So kommt mitten zwischen die Besprechung der Nägel und der Haare das »körnige Pigment«, wobei nun pigmentirtes Epithel und pigmentirte Bindefsubstanz nicht aus einander gehalten werden. Ferner wird die Grundlage der Hornhaut noch als ein eigenes Gewebe angesehen und das Gewebe der KrySTALLlinse steht mit dem des Glaskörpers noch in einem und demselben Capitel zusammen.

Bekanntlich wurde die Gruppe der »Bindefsubstanzgewebe« erst vier Jahre später durch Reichert aufgestellt. Henle trennt noch das Bindegewebe vom Fettgewebe und elastischem Gewebe, obgleich er sie unmittelbar auf einander folgen läßt, dann aber wieder die Capitel über die Säfte und Gefäße des Körpers nebst der Betrachtung des Muskel- und Nervengewebes zwischen schiebt und nun erst das Knorpelgewebe, das Knochengewebe und das Gewebe der Zähne folgen läßt. Dabei ist jedoch nicht zu übersehen, daß die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Bindegewebe, Fettgewebe und elastischem Gewebe zum Theil schon richtig erkannt sind. Auch Befunde an den Knorpelbezügen des Kiefergelenkes veranlassen Henle, Zwischenstufen von Knorpel und Bindegewebe zuzulassen, wenngleich er das Wesentliche der Zusammengehörigkeit nicht erkennt. Interessant ist es, zu sehen — was beiläufig bemerkt sein mag —, daß ein so feiner Beobachter, wie Henle, die richtige Natur der Fasern im sogenannten elastischen oder Netzknorpel nicht erfaßte. Es wird



in der »Allgemeinen Anatomie« folgendes System aufgestellt:

I. Thierische Elementartheile im Allgemeinen:

- a) Elementarzellen,
- b) Weitere Entwicklung und Metamorphose der Elementarzellen,
- c) Interellularsubstanz.

Hier wird dann eine Betrachtung des »Organismus« eingefchoben.

II. Die Gewebe:

- a) Oberhaut,
- b) Nägel,
- c) Körniges Pigment,
- d) Haare,
- e) Hornhaut,
- f) KrySTALLINSE, Glaskörper und dazu gehörige Häute,
- g) Bindegewebe,
- h) Fettgewebe,
- i) Elastisches Gewebe,
- k) Nahrungsfaft und Nahrungsfaft führende Gefäße,
- l) Muskelgewebe,
- m) Nervengewebe,
- n) Knorpelgewebe,
- o) Knochengewebe,
- p) Zähne,
- q) Gehörsteine,
- r) Drüfen,
  - 1. Haut- und Schleimdrüfen,
  - 2. Blutgefäßdrüfen,
- s) Häute.

Vergleicht man aber diese gewifs fehr unvollkommene Eintheilung des Stoffes mit einer, wenige Jahre früher von einem der bedeutendsten Anatomen vorgenommenen, so wird doch der enorme Fortschritt, den Henle that, in die Augen



springen. E. H. Weber bringt 1833 in der vierten Auflage von Hildebrandt's Anatomie, die er namentlich im ersten Theile vollständig neu bearbeitet hat, folgendes System:

1. Materien des Körpers, welche in den Gefäßen, in geschlossenen Höhlen und in der Substanz der Organe selbst vorkommen. (Hierunter werden die chemischen Bestandtheile verstanden.)
2. Die flüssigen und die festen Substanzen des Körpers. (Letztere werden eingetheilt in leimgebende und nicht leimgebende.)
3. Kleinste, durch das Mikroskop sichtbare Theile. (Formlose, halbflüssige Materie, Körnchen, Materie von zelligem Gefüge, Fasern, Röhrchen, Blättchen.)
4. Gewebe.
  - a) Einfache (nicht zusammengesetzte), hierzu werden gerechnet:
    - $\alpha$ ) Horngewebe (Epithelien, Nägel, Haare).
    - $\beta$ ) Zahngewebe (Schmelz, Zahnbein oder Knochensubstanz der Zähne).
    - $\gamma$ ) Gewebe, von denen es streitig ist, ob sie zu den einfachen Geweben zu rechnen sind oder nicht (KrySTALLINSE, Hornhaut, innere Haut der serösen Höhlen und der Blutgefäße).
  - b) Zusammensetzende Gewebe.
    - $\alpha$ ) Zellgewebe,
    - $\beta$ ) Gewebe der allgemeinen Gefäßhaut,
    - $\gamma$ ) Gewebe der Nervensubstanz.
  - c) Zusammengesetzte Gewebe. (Gewebe, die keine deutlich sichtbaren Nerven und weniger dichte und kleine Haargefäße haben.)
    - $\alpha$ ) Knorpelgewebe,
    - $\beta$ ) Knochengewebe,
    - $\gamma$ ) Sehniges Gewebe,
    - $\delta$ ) Elastisches Gewebe,
    - $\epsilon$ ) Gewebe der serösen Säcke.



d) Gewebe, welche deutlich sichtbare Nerven und zahlreichere und dichtere Netze blutführender Canäle enthalten:

$\alpha$ ) Muskelgewebe,

$\beta$ ) Gewebe der Lederhaut,

$\gamma$ ) Gewebe der Schleimhaut,

$\delta$ ) Gewebe der Drüsen,

$\epsilon$ ) Erectiles Gewebe,

$\zeta$ ) Theile, welche zu Lebensbewegungen fähig sind, und in denen dennoch keine deutlichen Muskelfasern sichtbar sind. (Hierher wird z. B. das Gewebe des Uterus, das der Iris, der Tunica dartos u. a. gezogen.)

Wie viel weiter, allerdings auf den Schultern von Schwann stehend, aber in Vielem auch durch gleichzeitige und nachfolgende eigene Arbeit Henle gekommen war, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Und, wollen wir bei den großen Mängeln, welche des Letzteren System 1841 noch zeigt, nicht vergessen, daß wir auch heute noch nicht zu einem viel besseren Standpunkte vorgedrungen sind. Gerade in der neueren Zeit sind die Bestrebungen nach einer allgemein annehmbaren Classification der Elementartheile und Gewebe wieder in den Vordergrund getreten und haben unter Anderen Rollet, Kölliker, His, O. Hertwig, Rauber, Kollmann und besonders E. Haeckel sich daran versucht; wir werden aber gestehen müssen, daß sich bei jedem solchen Unternehmen noch die erheblichsten Schwierigkeiten in den Weg stellen und wohl von jedem der vorgeschlagenen Systeme nur einer befriedigt ist — der Autor selbst — und vielleicht nicht einmal dieser!

Henle hat später — in seinen Jahresberichten und Vorlesungen — sein System vereinfacht, ist jedoch bis zuletzt einem rein morphologischen Eintheilungsprincipe treu geblieben, ohne sich etwa um physiologische oder genetische Verhältnisse zu kümmern. Er theilte uns beispielsweise im



Jahre 1858, in seiner Vorlesung über allgemeine Anatomie, das Gebiet folgendermaßen ein:

- I. Elementartheile, allgemeine Histologie. (In diesem Abschnitt wurde die Zellenlehre abgehandelt.)
- II. Gewebe.
  - A. Einfache Gewebe:
    - 1) Gewebe mit kugeligen Elementen.
      - a) In flüßigem Blafem (Blut, Lymphe, Chylus, Schleim und Eiter, Milch und Colostrum, Samen).
      - b) In feftem Blafem (Epithelium, Fettgewebe, Pigmentgewebe).
    - 2) Gewebe mit faferigen Elementartheilen (Bindegewebe, elastifches Gewebe, Linsengewebe, glattes Muskelgewebe, gestreiftes Muskelgewebe, Nervengewebe).
    - 3) Compacte Gewebe (Knorpelgewebe, Knochengewebe, Zahngewebe).
  - B. Zusammengesetzte Gewebe:
    - 1) Gefäße,
    - 2) Drüfen,
    - 3) Häute,
    - 4) Haare.

Der Unvollkommenheit dieses Systems war sich Henle genau bewußt; er erkennt fie bereits im ersten Bande seines Jahresberichts (1856) an und im letzten (1871), als er sich den Vorwürfen Rollett's gegenüber zu vertheidigen hat, giebt er auch offen den Grund an, warum er dieser Eintheilung nicht entfagt. »Rollett«, schreibt Henle a. a. O., »tadelt die Eintheilung der Gewebe, die ich diesen Berichten zu Grunde zu legen pflege. Ich bin um fo weniger im Stande, dieselben zu vertheidigen, da seine Einwürfe größtentheils mit denen zusammentreffen, die ich mir (I. Bd. des Berichtes) gemacht habe. Ich darf nur sagen, dafs ich, so lange ich mich dieser Eintheilung bediene, niemals Schwierig-



keiten gefunden habe, das thatfächliche Material in die gegebenen Rubriken einzuordnen. Und darauf müssen sich, meiner Meinung nach, die Ansprüche an ein histologisches System beschränken, bis wir im Stande sind, ein solches wirklich synthetisch, d. h. mit Rücksicht auf das Verhältniß der vollendeten Elementartheile zu den primitiven Zellen zu begründen.«

Die einzelnen Abschnitte seiner »Allgemeinen Anatomie« hat Henle alle gleichmäfsig und in vorzüglich klarer Darstellung bearbeitet; überall hat er die durch Schleiden und Schwann geschaffene neue Basis zu Grunde gelegt und — man möge sich vergegenwärtigen, was es befragen will, eine ganze Disciplin in kaum zweijähriger Frist völlig umzugestalten — die von ihm sich vorgefetzte Aufgabe: die Histologie auf die Zellenlehre zurückzuführen, zum gröfsten Theile glücklich gelöst. Ebenso, wie in der Aufstellung des Systems, gewahrt man den bedeutenden Fortschritt am besten, wenn man Henle's Einzeldarstellungen mit denen vergleicht, die noch wenige Jahre zuvor von Anderen geliefert worden waren. Dafs dabei an manchen Orten Unvollkommenheiten und Unrichtigkeiten bestehen blieben, kann bei der Mangelhaftigkeit der damaligen Hülfsmittel und bei dem grofsen Umfange des Gebietes nicht Wunder nehmen. Ich verweise z. B. auf die Darstellung der Drüsen, in der Henle wohl am wenigsten glücklich gewesen ist, ungeachtet die Bearbeitung dieses Capitels vieles Interessante bietet. Die Worte, mit denen Henle diesen Abschnitt seines Buches einleitet, zeigen auch klar an, wie er sich der grofsen Schwierigkeiten einer Alles umfassenden Adenologie vollauf bewußt war. »Die Classe der Drüsen«, heifst es da, S. 889, »ist eine derjenigen, welche eine Wissenschaft in ihrer ersten Jugend leichtsinnig schafft und welche zu begrenzen und zu rechtfertigen ihr in Zeiten der Reife grofse Mühe kostet.« — Und wir haben jetzt noch genugsam damit zu thun!

Das ganze umfangreiche Werk zeigt auf jeder Seite die eigene gewissenhafte Arbeit des Verfassers, und es ist



das überhaupt von allen Lehrbüchern Henle's zu fagen: sie sind in jeder Zeile fein eigenstes Werk! — Nicht unerwähnt soll die äusserst sorgfältige, gewissenhafte und kritische Bearbeitung der Geschichte und Literatur bei den einzelnen Capiteln fein, ebenso die überall hervorgehobenen Beziehungen zur Physiologie. Beides kann für alle Zeiten in der That als Muster dienen.

Dafs bei so strenger eigener Prüfung und Bearbeitung der Dinge eine grofse Menge neuer Funde beigebracht wurde, ist wohl selbstverständlich; ich möchte nur an die Darstellung der Hornhaut und an die der Blutgefäfse, deren glatte Muskulatur hier zuerst genau beschrieben wird, erinnern.«

Ich glaube diesen Urtheilen aus alter und neuer Zeit nichts weiter beifügen zu sollen.

Die »Allgemeine Anatomie« war eine reformatorische That, zu welcher Henle die Anregung noch ganz aus dem um Johannes Müller versammelten Kreise geschöpft hatte, in welchem ein selten zielbewusstes Arbeiten nach gemeinsamen Gesichtspunkten, ein getrenntes Marschiren nach gemeinsamem Ziel stattfand. Es war auch ein grofses Glück für den Fortschritt der Naturerkenntnifs zu nennen, dafs der geniale Meister nicht minder geniale Schüler gefunden hatte, welche in täglichem angeregtem Ideenaustausch gemeinsam vorrückten. Mit Recht konnte Henle in vertrautem Gespräch gelegentlich äufsern, dafs vielleicht er selbst der Begründer der Zellentheorie geworden wäre, wenn er nicht zufällig eine persönliche Abneigung gegen Schleiden gehabt hätte, mit welchem dagegen Schwann in nahem Verhältnifs stand. Mit der wissenschaftlichen Aufgabe, an deren Lösung Henle nunmehr herantrat, war es ganz anders. Die »rationelle Pathologie« im weitesten Sinn des Wortes war ganz und gar eine Frucht feines eigenen Geistes. Auf dem Gebiete dieser Disciplin ist freilich der Name Pfeufer's mit dem Henle's untrennbar verbunden, aber man mufs, ohne dem Andenken des hervorragenden Klinikers irgendwie zu



nahe treten zu wollen, doch fagen, daß Henle's Ideen und Beobachtungen die Grundlage des ganzen Gebäudes bildeten, dessen Ausbau ihm allerdings ohne seinen treuen Freund und Arbeitsgenossen nicht möglich gewesen sein würde. Das erste Bedürfnis, welches sich für die beiden Gelehrten bei Beginn der gemeinsamen Arbeit herausstellte, war die Gründung einer neuen Zeitschrift für sich selbst und ihre Anhänger und Schüler. Eine Zeitschrift, welche der verstorbene Pommer herausgegeben hatte, gab den äusseren Anlaß, indem die neu begründete äusserlich die Erbschaft derselben übernahm. Das erste Heft der in Zürich bei Schulthess erscheinenden Zeitschrift für rationelle Medicin wurde im Herbst 1842 ausgegeben und Henle hoffte, daß es Sensation machen werde. An der Spitze desselben findet sich ein Aufsatz unseres Gelehrten über »Medicinische Wissenschaft und Empirie«, welcher als Programm aufzufassen ist. Ich werde später bei Besprechung der »rationellen Pathologie« auf ihn zurückkommen. Ausser dieser Abhandlung sind im ersten Bande der Zeitschrift nur noch zwei Aufsätze aus Henle's Feder zu finden: Ueber Hypertrophie und Geschwülste durch gehemmte Resorption, worin die Wechselbeziehungen zwischen Blut- und Lymphstrom beleuchtet werden, und: Ueber Tonus, Krampf und Lähmung der Bronchien und über Expectorations, worin er für die damals noch nicht erwiesene Contractilität der Bronchien durch Wirkung glatter Muskeln eintritt. Der Aufsatz enthält eine Fülle von feinen Bemerkungen über die Physiologie und Pathologie der Athmung. Ich will nur eine derselben wiedergeben, welche der Gelehrte später wieder als Grundlage für einen seiner anthropologischen Vorträge benutzt hat. Er sagt bei Gelegenheit der Besprechung des Krampfes der Bronchien: »Beobachtet man sich genauer in der unbehaglichen Stimmung, welche durch gespannte Erwartung, Bangigkeit vor einem öffentlichen Auftreten, Verdruss über eine ungerechte Kränkung u. s. f. herbeigeführt wird, so findet man, daß das Leiden sich hauptsächlich auf die Brust concentrirt und daß



es erstens in einem kaum Schmerz zu nennenden Gefühl von Wundsein hinter dem Sternum und zweitens in einer widrigen Hemmung besteht, welche sich der Inspirationsbewegung entgegensetzt und sie nur bis zu einer gewissen Excurfion kommen läßt. Die Unzulänglichkeit des Zwerchfells und der gewöhnlichen Inspirationsmuskeln drängt sich dem Bewußtsein auf und man versucht mit ungewöhnlichen Hilfsmitteln eine tiefe Inspiration zu bewerkstelligen. Gelingt sie nicht, so wird dadurch die Unannehmlichkeit der Situation gesteigert; gelingt sie, so fühlt sich die gepresste Brust erleichtert. Dies ist die Geschichte des Seufzers. Ich habe schon an einem anderen Orte im Vorübergehen darauf aufmerksam gemacht, wie unsere Sprache unter dem Schein einer Metapher den Zustand richtig bezeichnet. Mit dem Stein auf dem Herzen, dem Centner auf der Brust drückt sie die Last der Atmosphäre aus, gegen welche die Respirationsmuskeln vergeblich ankämpfen.«

Die übrigen Mitarbeiter am ersten Band der Zeitschrift gehören, abgesehen von Pfeufer, dem engeren Kreise näherer Bekannter und Schüler der Herausgeber an. Man findet Hodes, Valentin, Bruch, Löwig, Pappenheim, Dr. Heine aus der Pfalz, ein Freund Pfeufers, sowie des letzteren Vater, Dr. Christian Pfeufer in Bamberg, und eine Anzahl Schweizer Aerzte. Augenscheinlich hat die Füllung des ersten Bandes noch Mühe gemacht, denn das Erscheinen der vierzig Bogen zog sich über zwei Jahre hin. Der zweite, ebenfalls noch in Zürich erschienene Band wird ganz von einem Jahresbericht Henle's über die Arbeiten im Gebiet der rationellen Pathologie seit Anfang des Jahres 1839 eingenommen, welchem nur ein paar Seiten von Verhandlungen der Züricher med. chir. Gesellschaft folgen. Der Bericht schließt sich an die in Müller's Archiv 1838 und 1839 von ihm gegebenen Berichte an, doch weicht seine Arbeit im Zusammenhang mit der immer mehr fortschreitenden Klärung seiner Anschauungen von dem früher befolgten Plane ab. »Es kommt nicht mehr allein darauf an, pathologisch-anatomische Thatfachen auf-



zuzeichnen; in dieser Hinsicht macht unser Bericht nicht einmal auf Vollständigkeit Anspruch, da es an Sammlungen der zerstreuten wirklichen und sogenannten interessanten Fälle nicht gebricht. Dagegen ist es mein Bestreben, die Entdeckungen zusammenzustellen, welche über das Wesen und den organischen Grund der Krankheitsformen Aufschlüsse versprechen, sowie die Versuche, welche gemacht wurden, um den Zusammenhang der Erscheinungen auf dem, von der Physiologie bezeichneten Wege zu ermitteln. Da es sich hierbei nicht bloß um Facta, sondern auch um den Modus ihrer Verknüpfung handelt, so ist Theoretisiren und Polemisiren nicht zu vermeiden.«

Ueber Form und Gehalt feiner Berichte, welche allen Lesern für classisch galten, wird weiter unten noch zu sprechen sein.

In der letzten Zeit seines Züricher Aufenthaltes veröffentlichte Henle gemeinsam mit seinem Professor Kölliker eine Monographie »Ueber die Pacini'schen Körperchen«, ein öffentliches Zeugniß für das vortreffliche Einvernehmen zwischen beiden.

Ehe nun die wissenschaftliche Thätigkeit Henle's weiter besprochen wird, ist es Zeit, ihn erst wieder auf dem nächsten Abschnitt seines Lebensweges zu begleiten.



## 9. Heidelberg II.

---

Bei seiner Uebersiedelung nach Heidelberg lagen für Henle die Verhältnisse ganz anders und viel günstiger, wie bei dem Eintritt in Zürich, er kehrte nicht nur in die gewohnten und sympathischen Verhältnisse des Vaterlandes zurück, sondern er kam auch an eine Universität, in welcher er durch seine frühere Studienzeit bereits heimisch war, wo er seine alten Lehrer nun zu Collegen haben sollte und überdies begleitete ihn sein vertrauter Freund Pfeufer. Zu dem allen kam noch die grössere Nähe der Heimath, konnte er doch Mainz, wo seine vor Kurzem verwittwete Schwester Krämer lebte, sehr leicht erreichen und war auch von Coblenz, dem Wohnort des Vaters, nicht allzu weit entfernt. Noch von Zürich schreibt er kurz vor seiner Abreise: »Ich habe die besten Vorsätze, der Briefpost von nun an wenig und dagegen den Dampfschiffen recht viel Einnahme zuzuwenden. Es ist herrlich, dass wir einander so nahe rücken und ausserdem würde ich mich, wenn es nie geschehen wäre, jetzt über meine Auswanderung von hier freuen, da aufs Neue der brutalste Fremdenhass hier ausgebrochen ist und die Professoren in einer Weise öffentlich geschimpft werden, dass man seinen Abschied nehmen würde, wenn man ihn nicht



schon hätte.« Er wollte am 20. April in Heidelberg eintreffen. »Es ist dies der gesetzliche Anfang der Vorlesungen. Hoffentlich herrscht aber dort, wie überall, Ungefeßlichkeit genug, um nach den ersten Begrüßungen und Einrichtungen mir zu einem Besuch in Mainz Zeit zu lassen, um mich durch eine kleine Zerstreung zur ernstlichen Hofrathscarrière vorzubereiten.« Die letztere wurde sodann programmäßig angetreten und zwar mit einem Gehalt von achtzehnhundert Gulden, dreihundert Gulden mehr als in Zürich. Er meint die Aussicht auf zweitausend bis dreitausend Gulden Honorar zu haben, falls es ihm und Pfeufer gelingen würde, der medicinischen Facultät wieder zu ihrer alten Blüthe zu verhelfen. Von Tiedemann hatte er sich so unabhängig wie irgend möglich gemacht, als zweiter Professor der Anatomie bedingte er sich einen eigenen Assistenten und eigene Fonds zu seinen Arbeiten und Experimenten aus und es wurde ihm privatim die Zusicherung gegeben, er würde in die Direction der gesammten Anstalt eintreten, wenn Tiedemann sie niederlegen oder wenn er ganz abgehen sollte. »Dass Pfeufer mitgeht«, so sagt er, »ist keine geringe Erhöhung des Glückes. In der That preisen wir jetzt gar oft unser Schicksal, das uns aus fernen Gegenden hier zusammengebracht, um uns für immer zu verbinden.«

Der Glanz der Heidelberger Facultät, welcher ihn seiner Zeit als Studenten nach dem Neckar geführt hatte, war verblichen; dies hatte seinen Grund darin, dass sich in den langen Jahren kein Regenerationsprocess in dieser Facultät vollzogen hatte, sie war vielmehr im Wesentlichen ganz unverändert geblieben. Tiedemann, Puchelt, Chelius, Nägele, alle



hatten ihre Lehrstühle noch inne, alle waren aber natürlich alt geworden; sie waren unberührt von der neuen Zeit, welche gerade in Henle und Pfeufer ihre bedeutendsten Vertreter hatte. Man muß es als eine Selbstverleugnung und als entschiedenes Verdienst Tiedemann's anerkennen, daß er es war, welcher die Berufung beider Gelehrten betrieb, man muß es aber andererseits wieder menschlich finden, daß sich schließlich die Veteranen der Facultät zusammenschlossen, um gegen die jungen Himmelsstürmer Front zu machen. Freilich waren die Motive dazu nicht immer ganz einwandfreie; die alten Herren hatten Söhne zu versorgen und Schüler unterzubringen, und in übergroßem Eifer geschah wohl nach dieser Richtung Manches, was besser unterblieben wäre.

An Pfingsten 1844 schreibt Henle an die Seinen: »Ich bin hier noch ziemlich fremd und gedenke es mit Gottes Hülfe, wenn nicht ganz neue Elemente der Gesellschaft für mich auftauchen, auch zu bleiben. Denn unter diesen alten Scharteken von Universitätszöpfen heimisch zu werden, wäre, wie Pfeufer und ich uns sagen, eine Degradation. Hier bleibt nichts übrig, als das Alte welken zu lassen und eine neue Colonie zu gründen. Regierung und Studenten scheinen uns dazu nach Kräften helfen zu wollen. Die Regierung, der jetzt die Augen geöffnet sind, ist erstaunt, wie die Facultät Heidelberg's Ruf und herrliche Lage benutzt hat, um sich in behaglicher Ruhe zu mästen und gegen Eindringlinge abzuschließen. Alles, außer den Wohnungen, Landhäusern und Weinbergen der alten Herren, ist in einem erbärmlichen Zustande. Die Studenten merken aber schon ganz wohl, daß ihnen jetzt



etwas Neues und Entwicklungsfähiges geboten wird. Sie sind voll Enthusiasmus für unsere rationelle Medizin und nachträglich wüthend über die Langeweile, in der man sie hier erzogen hat.« Auch nachher noch klagten die Briefe fortdauernd über die Langeweile, welche er in der Heidelberger Gesellschaft findet.

Es wäre nun aber unrichtig, wenn man glauben wollte, diese Gesellschaft wäre wirklich ganz so schlimm gewesen, wie Henle sie im ersten Semester seines dortigen Aufenthaltes schildert, er hatte außer Pfeufer noch Gervinus, Heufser und den gleichalterigen Jolly, mit welchen er bald vertraut und befreundet wurde; es lag auch viel an ihm selbst. Er hatte Kopf und Herz so voll von seinen eigenen Angelegenheiten, daß er auch eine kurzweiligere Gesellschaft nicht allzu amüfant gefunden haben würde. Eine Liebesgeschichte eigenthümlichster Art, nur erklärlich durch die romantische und sentimentale Sinnesart, welche den Gelehrten seit seiner Kindheit auszeichnete, liefs ihm für andere Dinge kein Interesse und keine Gedanken übrig. Sie führt uns wieder nach Zürich zurück. Dort wohnte Henle, wie schon erzählt, in dem gleichen Hause, wie sein Freund Löwig. Bei diesem letzteren war Elise Egloff, ein Mädchen von etwa drei- bis vierundzwanzig Jahren, als Kindermädchen im Dienst, welche sich, um es kurz zu sagen, sterblich in den Gelehrten verliebte. Sie verfolgte ihn sehnfüchtig mit ihren Blicken, wenn er das Haus verlies und lauschte mit Entzücken seinen Worten, wenn sie ihn bei den Dinern, die er bei Löwig's einnahm, bedienen durfte. Wie sie später eingestand, vergoß sie, hinter der Thür stehend, Thränen der Rührung, wenn er bei seinen Freunden zum Piano



fang. Obgleich sich das junge Mädchen wohl hütete, ihren Gefühlen irgend welchen Ausdruck zu geben, so konnten ihm dieselben um so weniger verborgen bleiben, als auch Frau Löwig selbst ganz ohne Absicht seine Blicke auf sie lenkte; diese nahm in aller Unbefangenheit öfter Gelegenheit, vor ihm die guten Eigenschaften ihrer Dienerin hervorzuheben und ihre Schönheit zu betonen, was sie gewiß unterlassen haben würde, wenn sie gewußt hätte, welche Leidenschaft sie dadurch anfachte. Henle fand sehr bald die reizenden Eigenschaften des Mädchens selbst heraus und näherte sich demselben mehr und mehr. Ob er eine Tändelei beabsichtigt hatte, oder ob er vielleicht im Anfang glaubte, nur einer augenblicklichen und rasch vorübergehenden Laune zu folgen — wer will dies heute feststellen! Soviel ist jedenfalls sicher, daß schon nach kurzer Zeit die Sache eine andere und unerwartete Wendung nahm, wovon er selbst erzählt: »Meine Lifette war ein liebes und plauderhaftes Gretchen; ich war zum Faust gelehrt und gereift, und wenigstens für diesen Fall bezaubernd genug. Aber Mephistopheles fehlte und so passirte mir das Lächerlichste, was einem Cavalier von Welt in solchem Verhältniß begegnen kann: ich interessirte mich nicht bloß für die Schönheit, sondern auch für die Seele des Mädchens. Mich gewann ihre Ehrlichkeit und Gutmüthigkeit, ihre Wärme und ebenso ihr Stolz, der ihr doppelt gut anstand, da sie sonst ihre abhängige Lage wohl fühlte und mit Ergebung trug.« Er dachte nun nicht mehr daran, ein leichtsinniges Spiel mit ihr zu spielen, wenn dies jemals in seiner Absicht gelegen hätte, was man bei dem sonstigen Leben Henle's füglich bezweifeln kann.



Er fand aber andererseits auch nicht den Muth und die Kraft, das arme Kind, welches seine tiefe und warme Liebe nicht mehr zu verbergen vermochte, von sich zu stoßen. Aus Löwig's Haus war sie geschieden, da beide Theile einfahen, daß das Wohnen unter einem Dache wenig passend war, sie zog zu einer Freundin und ging als Näherin aus, in welcher Eigenschaft sie auch noch immer in das Löwig'sche Haus kam. Die Beiden befanden sich in einem seelischen Conflict, welcher nicht hoffnungsloser gedacht werden konnte, sie liebten sich, konnten sich nicht lassen und fahen doch Beide ein, daß sie sich, so wie die Sache stand, nicht in Ehren angehören konnten. Seine Absicht, die Rolle des Verliebten mit der eines väterlichen Freundes zu vertauschen, mißlang gänzlich. »Es war zu spät und die fröhlich geschlossene Bekanntschaft — so sagt er — wurde nunmehr eine reiche Quelle von Thränen für sie und von Zweifeln und Beklemmungen für mich. Wochenlang konnte ich sie vermeiden; wenn ich sie dann wieder einmal sah, bleich und mager, und von Löwig's erzählen hörte, daß sie so verändert, und wie jene fürchteten, auf bösen Wegen sei, so suchte ich sie wieder auf und dachte sie zu trösten und zu einem ruhigeren, um die Zukunft unbekümmerten Genuß der Gegenwart zu bereden. Wir hatten uns wieder eben ein paar Mal gesehen, als ich einen Brief von ihrer Freundin erhielt, die mich dringend aufforderte, von Elisen abzulassen und mir ihren verzweifelten Zustand schilderte. Ich hatte etwas Niedererschlagenderes und Beschämenderes nie erfahren und beschloß, es solle nun um jeden Preis anders werden. Wir wurden einig, daß sie Zürich verlassen sollte und



ich rieth ihr, nach der französischen Schweiz zu gehen um dann in angenehmer Stellung später in einer ordentlichen Familie leben zu können. Einige Tage später, als ich sie im botanischen Garten, dem Ort, den wir zum Austausch unserer Erfahrungen und Gedanken bestimmt hatten, wiederfah, hatte sie Alles aufgegeben. Sie könne von Zürich nicht fort; wenn sie nur ein paar Mal die Woche, auf dem Wege zu Löwig's, an meinem Kamin vorbeigehen und das Feuer darin brennen sehen könne, wolle sie glücklich sein.« Es tauchten alle möglichen anderen Pläne auf, ohne daß doch schliesslich beide zu einem Resultat gekommen wären, und Henle hätte auch anders sein müssen als er war, wenn er die tiefe und hoffnungslose Liebe des schönen und gemüthvollen Mädchens nicht von Herzen erwidert hätte. Da gab der Ruf nach Heidelberg allen Erwägungen eine andere Richtung, und er schreibt hierüber seiner Schwester Marie: »Ihr und die Welt habt wohl nicht geahnt, daß in der Frage, ob Deutschland oder die Schweiz uns besitzen solle, ein Nähmädchen mit zu Rathe faß und fast den Ausschlag gegeben hätte.« Nun endlich, wo eine Trennung in nächster und ernstlichster Aussicht stand, da kam ihm der Gedanke, ein Wesen aus ihr zu bilden, das er vor den Augen der Welt und was die Hauptsache war, vor den Augen seiner Familie als seine Geliebte erklären könnte. »Ich weiß nicht«, sagt er, »warum mir dies so spät erst einfiel, aber als es mir einfiel, war es mir sogleich sehr wahrscheinlich, daß bei so viel Energie, bei ihrem natürlichen Verstand und ihrer Grazie der schwierige Versuch gelingen könne und daß dies der einzige Weg sei, mir eine vielleicht sehr



glückliche, im ungünstigsten Fall aber vorwurfsfreie Zukunft zu sichern.« Ohne Schwanken war sie bereit, sich zu dem von ihr so heiß Geliebten emporzuarbeiten, ohne Hoffnung, nur im Wunsche, ihm geistig näher zu kommen; denn er hatte auch jetzt noch nicht die feste Absicht, sie als seine Gattin in sein Haus zu führen, er wollte vielmehr, da er sich selbst und seinem richtigen Urtheil mißtraute, seine ganze Zukunft in die Hände seiner Schwester Marie legen, deren Geist und Herzen er rückhaltlos vertraute. Er schreibt ihr: »Auf ein wenig Geschichte, Mythologie und dergleichen konnte es bei meiner Intention natürlich nicht abgesehen sein, sondern darauf, daß mein Pflegling das Benehmen sich erwerbe, welches nur im Umgang mit Gebildeten erworben werden kann und daß sie die feineren Nüancen des Gefühls und Geschmacks, die das Leben verschönern, kennen und schätzen lerne. Die Schule sollte nur das Roheste abschleifen und sie fähig machen, in einen gebildeten Kreis einzutreten, um sich dort weiter zu entwickeln. Auf wen konnte ich dabei meine Hoffnung setzen, als auf Dich, theuerste Schwester? Du weißt, und ich habe es Dir in Zeiten gesagt, wo es weniger als absichtsvolle Schmeichelei aussehen konnte, daß ich mir unter allen Frauen am liebsten eine nach Deinem Vorbild ausgesucht hätte. Auch war ich von Dir überzeugt, daß Du Dir große und kleine Opfer gern auferlegen würdest, um mir zu einem Glück zu verhelfen, das Du zu schätzen weißt, daß Du von Allen zuletzt die Geduld verlieren würdest, wenn der Erfolg den Erwartungen nicht entsprechen wollte, und daß Du zuerst von Allen mir aufrichtig, frei von Vorurtheilen, zureden und frei von weich



müthiger Schonung abrathen würdest, je nachdem Dir Deine Pflegebefohlene erschiene.« Er hatte sich zweifellos mit dieser Ergebenheit in das Urtheil seiner Schwester selbst getäuscht, denn man darf sicher glauben, daß er tausend Gründe gefunden hätte, geltend gemachte Bedenken zu bekämpfen. Hätte er sich aber sogleich, nachdem er den in seiner Lage einzig richtigen, ehrlichen und logischen Entschluß gefaßt hatte, seiner Elise eine höhere Bildung zu Theil werden zu lassen, im Sinne dieses erst weit später geschriebenen Briefes an seine Schwester gewandt, und deren Rath über den einzuschlagenden Weg erbeten, so wäre dies gewiß richtig und gut gewesen und hätte dem Mädchen eine schwere Zeit erspart. So aber scheute er sich, allerdings begreiflicher Weise, Marien sogleich ins Vertrauen zu ziehen und entdeckte sich nur deren Gatten, seinem Schwager Mathieu. Dieser machte eine für Elisen passende Pension in Traben an der Mosel ausfindig, wohin sie im März 1844 reiste. Er introducirte sie dort als eine Verwandte von sich und die beiden Männer erfanden eine ganz romantische Fabel, um die Sache plausibel zu machen. Sie sollte die Enkelin der ältesten Schwester von Mathieu's Mutter sein, welche in der Franzosenzeit gegen den Willen der Familie einen Douanier geheirathet hätte, mit diesem außer Landes gezogen sei und so verschollen wäre. Sie sei unterdeß gestorben und noch früher Elisen's Eltern. Von Constanz aus, wo sie wahrscheinlich geboren sei, habe sie die Familie Mathieu ausfindig gemacht und sie in ihrer Noth um Hülfe angesprochen. In den gewechselten Briefen figurirte sie unter dem Namen Rigolette, um das Geheimniß um so sicherer



bewahren zu können. Es bestand der Plan, sie nach Beendigung ihres Aufenthaltes in der Pension in das Mathieu'sche Haus zu bringen und Schwester Marie selbst auf den Gedanken kommen zu lassen, daß sie die richtige Frau für den Bruder sei. Schöll, welcher bei einem Pfingstbesuch in Trier ins Geheimniß gezogen worden war, machte einige unvorsichtige Aeußerungen, so daß Schwester Marie, welcher überhaupt die ganze Erzählung nichts weniger als wahrscheinlich erschien, sehr argwöhnisch wurde und Combinationen machte, welche von der Wahrheit nicht eben weit abwichen. Nun konnte der schöne und künstlich eingefädelte Plan nicht aufrecht erhalten werden und der Liebhaber mußte seiner Schwester die Eröffnungen machen, von welchen oben die Rede war. Wie man bei dem so innigen Verhältniß zwischen den Geschwistern nicht anders erwarten konnte, sagte sie ihm ihre werththätige Hülfe zu, unterdrückte aber auch die offene Bemerkung nicht, daß es ihr lieb sei, erst jetzt ins Vertrauen gezogen zu sein, wo doch an eine Aenderung der einmal geschaffenen Verhältnisse nicht mehr zu denken sei. Bald suchte sie nun ihren nunmehrigen Schützling in Traben auf, wo sie Elisen zwar vortrefflich aufgehoben fand, aber doch in einer Umgebung, welche sich sonderbar genug ausnahm, da ihre Mitpensionärinnen Kinder, im höchsten Fall vierzehn bis fünfzehn Jahre alt, waren. Die Begegnung befriedigte nach keiner Seite hin, da beide ihre Befangenheit nicht zu überwinden vermochten, was Niemanden befremden wird. Man kann überhaupt das Mitleid mit der Armen nicht unterdrücken, und Schöll, welcher sie ebenfalls besucht hatte, schreibt in vollkommen richtiger Erkenntniß



der Lage: »Sie machte mir einen sehr vortheilhaften Eindruck. Ich fand sie wahrhaft anmuthig und war innerlich lebhaft bewegt und gerührt. Denn wie es einem geht, erst, da ich sie persönlich gegenüber hatte, fühlte ich mich ganz in ihre so eigenthümliche Lage, die mich ergriff und mit tiefer Theilnahme erfüllte. Die Sorge faßte mich an, daß ihr diese Situation auf die Länge sehr angreifend werden müsse. Schon sich ins fremde Land und zu Leuten zu gewöhnen, die bei aller Freundlichkeit ihr darum fremd bleiben müssen, weil sie von ihrem bisherigen Leben und ihren wahrsten Interessen nichts wissen dürfen und können, ist eine Aufgabe. Nun sich dabei dem verspäteten Unterricht und seiner Anstrengung hinzugeben, steigert sie nicht wenig. Dazu der Contrast dieser Anspannung in der Nüchternheit mit den vorhergegangenen vollen und verhältnißmäfsig langen Genüssen. Dazu noch die geheime Leidenschaft und Sehnsucht im Herzen, und endlich über die Zukunft dieses ihr nothwendig allein wahren und wichtigen inneren Lebens die Ungewissheit und zagende und nagende Hoffnung — das ist sehr viel!« Man könnte die Seelenstimmung der in ihrer Lage Bemitleidenswerthen nicht besser schildern. Wäre ihr Geliebter nicht so romantisch angelegt gewesen, wie er es war, vielleicht hätte sich ein anderer, wahrscheinlich mehr profaischer, aber für das Mädchen auch weniger aufregender Weg finden lassen, welcher zu demselben Endziel geführt hätte, und Henle schreibt später selbst: »Ich wollte Niemandem rathen, das Experiment noch einmal zu wiederholen. Eine minder zärtliche Schwester und eine weniger verliebte Braut hätten es nicht durchgeführt.«



Durch nichts aber liefs diese sich von dem vorgesteckten Endziel abbringen. Sie, welche keinen orthographischen Brief zu schreiben vermochte, deren ganze Literaturkenntnifs in einem Bande von Pfeffel's profaischen Versuchen bestand, welche die grossen Dichter kaum dem Namen nach kannte, arbeitete mit eiserner Energie und brachte es in einem kurzen Jahre so weit, dafs sie in das Mathieu'sche Haus übersiedeln konnte, ohne befürchten zu müssen, in dem feingebildeten Kreise, in welchem Leute, wie Aug. Reichensperger ihre witzige und zuweilen scharfe Kritik übten, anzustossen. Freilich mußte sie sich noch vielfach in Acht nehmen, um nicht aufs Glatteis zu gerathen, aber bei ihrer angeborenen Klugheit wufste sie im rechten Augenblick zu schweigen und zu hören. Es ist geradezu erstaunlich, zu sehen, wie sich die Briefe in kurzer Zeit nach Form und Inhalt verändert hatten. Nur in einem Dinge wollte es ihr nicht gelingen, die ihr so erwünschten Fortschritte zu machen, nämlich in der Musik. Zu dieser fehlte das Talent, und so eifrig sie auch das Clavierpiel betrieb, sie mußte endlich die Hoffnung aufgeben, ihrem Geliebten in das Reich der Töne folgen zu können. Im Mathieu'schen Hause war die Aufnahme, welche sie fand, eine sehr freundliche und liebevolle, der Hausherr bemühte sich, ihr durch Vorlesen der classischen Dichter diese nahe zu bringen, die Hausfrau unterrichtete sie durch Wort und Beispiel in all' den tausend kleinen und grossen Dingen, welche der Frau eines in erlesenen Kreisen und unter dem Geistesadel verkehrenden Mannes nöthig sind. Trotzdem aber wollte ein wirklich warmes Verhältnifs zwischen beiden Frauen gar nicht zu Stande kommen.



Sehr erklärlich! Auch jetzt wollte Henle merkwürdiger Weise den Schleier des Geheimnisses noch nicht gelüftet sehen, von ihm selbst war kaum die Rede, die Liebe zwischen ihm und Elisen wurde nicht berührt, denn immer noch wurde die Fiction aufrecht erhalten, als sei es möglich, dem Verhältniss eine andere Wendung zu geben, wenn die Bildungsversuche fehlschlügen. Dies mußte natürlich die Arme einschüchtern und in steter Spannung erhalten. Andererseits achtete natürlich Schwester Marie ängstlich auf jede Bewegung ihres Schützlings, denn sie war in steter Sorge, ob es ihr auch gelingen würde, dem über Alles geliebten Bruder eine Frau zu übergeben, welche ihn so völlig befriedigte, wie er es im Allgemeinen und bei seiner edlen Handlungsweise in diesem speciellen Falle verdiente. Dazu kam noch, daß bei Elisen, welche ohnehin leidenschaftlichen Temperamentes war, die in der Tiefe glühende Liebe zuweilen gewaltsam an die Oberfläche drängte, während Marie durch die feine Bildung des Geistes und Herzens, welche ihr eigen war, die Fähigkeit gewonnen hatte, ihre inneren Gegensätze auszugleichen und nach außen hin eine stets ruhige Stimmung zur Schau zu tragen. Es waren schwere Zeiten, welche unser Gelehrter gerade über die Menschen verhängt hatte, welche ihm unter Allen die liebsten waren, und hätte er bei seinem weichen Herzen genau in deren Seelen lesen können, er wäre entweder an den Rand der Verzweiflung gekommen, oder, was weit wahrscheinlicher ist, er hätte mit energischer Hand den gordischen Knoten durchhauen, indem er sogleich und ohne zu zögern, seine Elise heimgeführt hätte. Nun, endlich schlug auch ohne gewaltsame Mittel die



Erlösungsfunde und ein Alp wälzte sich von aller Brust, als, wenigstens für den nächsten Kreis, die Verlobung zur Thatfache wurde. Im October 1845 machte Henle seinem Vater Mittheilung und bat um seinen Segen. Dieser äußert sich, wie man es von dem Vater solcher Kinder erwarten konnte: »Dafs ich keinen Augenblick anstehe, meine väterliche Einwilligung zu einer Verbindung zu geben, die Dein häusliches Glück begründen soll, kannst Du und könnt Ihr Euch Alle wohl denken, über Vorurtheile bin ich Gottlob erhaben, und wenn schwache Seelen die Nase etwa rümpfen, so werden stärkere und vernünftiger in Deiner Verbindung Deine Hochherzigkeit und Deinen Edelmuth erkennen, sowie ich in Deinem Glück dafür Ersatz finden werde, dafs ich gerade nicht stolz auf den Stammbaum meiner Schwiegertochter sein kann.« Zugleich wurde auch Pfeufer eingeweiht und endlich wurde im Anfang des Jahres 1846 die Sache ganz publicirt. Nun aber wollte Henle nicht mehr länger warten und kaum waren die Osterferien gekommen, da eilte er nach Trier und feierte im März mit seiner schwer erkämpften Braut glückliche Hochzeit!

Es wäre nun in hohem Grade irrig, wenn man glauben wollte, dafs die aufgeregte Zeit des sich abspielenden Romanes den Gelehrten abgehalten hätte, seinen wissenschaftlichen Arbeiten obzuliegen. Diese brachten ihm im Gegentheil Ablenkung und Erholung und er schreibt an seine Schwester: »Uebrigens habe ich Alles, was von Liebeshöfnung und Furcht in meiner Brust lebt, in einem kleinen, reinlichen Häufchen in eine Ecke zusammengekehrt, so dafs ich den Tag über



nichts davon merke. Nur Nachts, wenn ich erwache, bläſt es zuweilen ein vorübergehender Sturm auseinander und dann legt es ſich mir, nach Umſtänden, bald beklemmend, bald froh aufregend ums Herz. — Meine gefaſte Stimmung verdanke ich, wie ich glaube, größtentheils einer Arbeit, die mich ganz in Anſpruch nimmt und die ich mit einem Eifer verfolge, wie ich ſeit langer Zeit nichts mehr getrieben habe. Es iſt mein Handbuch der allgemeinen Pathologie, an dem ich langſam, aber mit vieler Freude fortſchreite, da ich die Zuverſicht habe, daſs es beſſer wird, als irgend etwas der Art, was ich bis jetzt geſchrieben habe.« Wie ſeine Tageſeintheilung erkennen läſt, hatte er auch wirklich nur wenig Zeit, tagsüber an anderes als an ſeine wiſſenſchaftliche Thätigkeit zu denken. »Ich habe die Vormittage ganz frei«, ſo ſagt er, »und benutze ſie für die allgemeine Pathologie. Um zwölf Uhr nehme ich ein mittag-ähnliches Frühstück, welches meine Hausleute mir bereiten. Von zwei bis vier leſe ich, von vier bis fünf höre ich bei Gervinus ein ſehr intereſſantes Colleg über neuere Literatur, von fünf bis ſechs leſe ich wieder. Um ſechs Uhr eſſe ich im badiſchen Hof Mittag, mit vier ganz angenehmen, vornehmen Studenten, einem Engländer, zwei liefländiſchen Baronen und einem Herrn von Humboldt, Neffen des berühmten. Dann gehe ich ins Theater oder Concert oder in Gefellſchaft, oder ich ſchreibe an Euch. Nach einem ſo geſchäftreichen Tage muſs ich dann wohl früher als ich ſonſt gewohnt war, ſchlafen gehen und fühle mich wohl dabei.«

Die Vorleſungen nahmen einen immer größeren Aufſchwung und es ſtrömten, wie er ſelbſt ſagt, die



Studenten in Schaaren herbei. Wer Heidelbergs Universitätsgeschichte kennt, der weiß auch, welchen Klang in jener Zeit die Namen Henle und Pfeufer hatten und wie die Facultät durch die beiden Dozenten emporblühte. Es fehlte denn auch nicht an Anerkennung. Vor Allem fühlten die Heidelberger Studenten selbst den Wunsch, dem gefeierten Lehrer Henle ihre Verehrung zu bezeugen und sie thaten dies durch einen Fackelzug im Februar 1845. Ueber diesen schreibt ein Heidelberger Blatt: »Unter die Männer, welche im vergangenen Jahre unsere Hochschule gewonnen hat, gehört auch der von Zürich berufene Professor Henle. In der kurzen Zeit seines Wirkens an unserer Universität wufste er sich nicht nur die Liebe und das Vertrauen seiner Zuhörer zu erwerben, sondern auch in weiteren Kreisen wurde er als edler Mensch und gefinnungsvoller Mann bekannt. Man beschloß daher, ihm auch durch ein äußerliches Zeichen die Achtung, die man gegen ihn hegt, kund zu geben. Die Anregung zu einem glänzenden Fackelständchen ging zwar zunächst von seinen Zuhörern aus, aber bald schlossen sich Jünglinge aus allen Facultäten an, und so bewegte sich gestern Abend eine festgeschlossene Schaar zahlreicher akademischer Bürger vor Henle's Wohnung. Nachdem die Musik ihr Spiel vollendet hatte, sprach ein Zuhörer des Gefeierten folgende Worte: Wir sind hier versammelt, um ein, wenn auch nur geringes Zeichen der Anerkennung einem Manne werden zu lassen, den wir als Denker und Forscher hochhalten, als Lehrer bewundern, als Menschen lieben. Als Denker und Forscher kämpft er unermüdlich und rastlos an der Spitze derer, die



gegen den trostlosen Empirismus in unserer Wissenschaft ringen und streiten. Schon ist durch sein Bemühen das Eis, das unsere Wissenschaft erstarrend bedeckte, geborsten. Schon treibt der Baum frische, kräftige Frühlingsknospen, der leidenden Menschheit zum Heile, dem denkenden Forscher zur Befriedigung. Mit Stolz rühmt sich das deutsche Volk des Astronomen Kepler; wie dieser durch die Tiefe seines Geistes, durch teleskopische Forschung uns in die unermesslichen Weiten des Sternenzeltes geführt, so hat er durch mikroskopische Forschung die unendlichen Nähen des organischen Lebens uns geoffenbart. Wir bewundern ihn, sage ich, als Lehrer; denn ihm ist es gegeben, einfach und überzeugend, frei von allem Nimbus geschraubter Gelehrsamkeit, die Wahrheit darzustellen. Wahrlich, eine seltene Eigenschaft! — Wir lieben ihn als Mensch, als Mann; denn nicht ist durch die Wissenschaft in seinem Herzen der Sinn für Menschenwohl, der Sinn für das Vaterland erstorben. — Aus voller Brust ertöne nun dem verehrten Manne ein tausendstimmiges Hoch!

Henle erwiderte hierauf ungefähr also: Meine Herren, das mich überraschende Zeichen ihrer Anerkennung nehme ich mit Dankbarkeit und Stolz an. Ich will nicht, was man so oft auszusprechen pflegt, sagen, es gelte nicht der Person, sondern der Sache. Ich sage, es gilt meiner Person. Doch was mag wohl der Grund dieser Anerkennung sein? Ich glaube, es ist kein anderer, als der, daß ich einer der Ihren bin. Reicher Schutt ist vorhanden, den wir wegzuräumen haben. Mit vereinten Kräften suchen wir dies zu thun. Ich gebe Ihnen für jetzt die Wahrheit; Andere werden



kommen und unser Gebäude weiter fördern. Wir sind Commilitonen, wahrlich, ein herrlicher Name! Kriegskameraden sind wir in dem Feldzuge, in dem wir auf neue Entdeckungen ausgehen. Stimmen Sie mit mir ein in ein Hoch auf das kameradschaftliche Verhältniß in unserer Wissenschaft und auf unserer Universität!

Mit lautem Jubel leisteten die versammelten Commilitonen dieser Aufforderung Genüge. Ein Theil der akademischen Bürgerschaft hat durch dieses Ständchen gezeigt, wie sie die Männer der Wissenschaft und des Lebens zu ehren suchen; denn nicht allein dem tief-sinnigen Forscher, sondern auch dem freisinnigen Bürger, als welcher Henle bekannt ist, galt dieses Ständchen. Die Stubengelehrten, welche abgezogen von allem Antheil am Leben, ihr trockenes Dasein hinbringen, taugen für unsere Zeit nicht mehr. Freudig werden alle Männer, welche als Träger der Wissenschaft zugleich auf ihre Zeit einzuwirken suchen und nicht auf ihren Studirstuben vor jeder freien Regung zurückbeben, von der vorwärtsstrebenden Jugend begrüßt. Möchte bald die Zeit kommen, wo auf allen Universitäten der Professorenhochmuth, der Gelehrtendünkel, der Kasten-geist verschwunden ist und freimüthige, thatkräftige Lehrer die Lehrstühle einnehmen«.

Dieser Zeitungsbericht giebt sehr gut die Stimmung, wie sie damals in Heidelberg herrschte, wieder, wiewohl die Worte Henle's augenscheinlich unvollständig und ungenau reproducirt sind. Die ganze Ovation war eine durchaus ungewöhnliche, da ja sonst niemals ein akademischer Lehrer, und wenn er auch noch so berühmt und gefeiert ist, ohne jeden äußeren Anlaß in solcher Art geehrt wird. Es muß doch



mindestens ein Geburtstag oder ein, wenn auch noch so kleines, Jubiläum vorliegen. Nicht lange nachher erhielt auch der zweite der Dioscuren, Pfeufer, ein ähnliches Ständchen. Man sieht eben aus Allem, welche tiefgehende Bewegung die neuen und reformatorischen Ideen in der akademischen Jugend hervorgerufen hatten. Noch ungewöhnlicher aber war ein zweiter Fackelzug. In den Osterferien 1845 machte Henle eine Reise über Braunschweig, wo er seinen Verleger Vieweg aufsuchte, zu seinen Geschwistern Schöll nach Weimar. Auf dem Rückwege machte er erst in Leipzig Station, wo er mit seinem Freunde Eduard Magnus ein Rendezvous verabredet hatte und Felix Mendelssohn besuchte, der Beide zu Tisch einlud und sie nachher mit seinem herrlichen Spiel regalierte. Von da fuhr er nach Halle zu D'Alton und Volkmann, um mit ihnen gemeinsam Untersuchungen anzustellen. »Am zweiten Abend«, so erzählt er, »wo ich bei Dunker eingeladen war, erschien eine Nachtmusik und eine Deputation von Medicin-Studenten, welche mir eine sehr schöne Rede hielten und ein Hoch ausbrachten, auf welches ich, schon mit der Ruhe eines an dergleichen gewöhnten Mannes, aus dem Fenster antwortete. Der Redner sagte unter Anderm, man beschuldige Halle, daß seine Mediciner sich hauptsächlich der Praxis zuwendeten und keinen Sinn für Theorie hätten. Allein sie hätten sich bloß von den schlechten Theorien der jüngstvergangenen Zeit fern gehalten. Jetzt, wo ich von der Physiologie aus eine neue Basis errichtet, seien sie so eifrig, als irgend einer in Verfolgung dieses Weges u. f. f. Meine Antwort war nicht gerade schön, aber doch fließend.



Es beklemmte mich etwas, daß die hallischen Professoren daneben stehn und zusehen mußten, wie ein Fremdling herausgestrichen wurde.« Wenn auch zugegeben werden muß, daß man in jener Zeit, wo Demonstrationen aller Art an der Tagesordnung waren, sich leichter zu etwas derartigem entschloß, wie in der heutigen so zugeknöpften Zeit, welche ihre bescheidenen Ideale nicht auf dem Boden der Wissenschaft sucht, so war eine Ovation für einen durchreisenden Gelehrten, wie sie die Halle'schen Mediciner in Scene setzten, einzig in ihrer Art und erweist, wie mächtig und unwiderstehlich Henle's Lehren die Jugend anzogen und mit sich fortrissen.

In derselben Zeit theilte ihm ein Naturforscher in Venezuela mit, daß er eine neuentdeckte Pflanze mit dem Namen *Henlea* belegt habe, ein nordamerikanischer Physiologe, welcher Heidelberg passirte, besuchte ihn und führte sich damit ein, daß er sagte, sein anatomischer College in der Heimath würde es ihm nie verzeihen, wenn er in Heidelberg gewesen sei und ihn nicht gesehen habe. Schon acht gelehrte Gesellschaften hatten ihn zum Ehrenmitglied oder Correspondenten gewählt und die Badische Regierung drückte ihm und Pfeufer Ostern 1845 ihre Anerkennung durch Ernennung zu Hofräthen aus. Er schreibt darüber seinem Vater: »Du weißt, wie ich darüber denke. Eine große Freude ist mir's nicht, daß ich meinen hübschen und wohlverdienten Professorstitel nicht mehr hören soll; unter obwaltenden Umständen, da wir uns nicht eben zahm gegen die Regierung gezeigt und keinen Schritt zur Erreichung dieser Ehre gethan haben, und nachdem kaum ein Jahr seit unserer



Anstellung verflossen ist, haben wir es indess immerhin als eine Auszeichnung anzuerkennen, die uns einen gewissen Einfluß für die Folge verspricht und unseren katzenbuckligen Collegen gar nicht erwünscht kommt. Betrübt ist, daß ich kein Recht mehr habe, Schöll<sup>1)</sup> zu necken. In Halle habe ich einige vergnügte Tage zugebracht und ein Ständchen von Studenten in Empfang genommen, welches mir mehr Vergnügen gemacht hat, als die sogenannte Gnade des Landesherrn.« Bis zu seinem Lebensende stand der Gelehrte auf dem gleichen Standpunkt, stets war er innig erfreut über eine Anerkennung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit und es waren ihm die oft naiven Kundgebungen der studirenden Jugend die erfreulichsten; den Stufen der Beamtenhierarchie und den Ordensauszeichnungen aber stand er kühl gegenüber und schätzte sie nur insoweit, als sie ihm gewisse Bequemlichkeiten des äußeren Lebens eröffneten.

Nachdem nun in den Osterferien 1846, wie erzählt, die Trauung stattgefunden hatte, machte das junge Paar eine Hochzeitsreise nach Wien, um von dort über Weimar nach Heidelberg zurückzukehren. In Wien überboten sich die dortigen Mediciner, den berühmten Collegen zu feiern und vor Allen thaten sich Hyrtl, der Henle seit Langem bekannt und befreundet war, Oppolzer und Rokitansky hervor. Besonders wohlthuend war es unserem Gelehrten, daß seine junge Frau einen nicht geringen Theil der ihnen Beiden dargebrachten Huldigungen für sich beanspruchen durfte, indem sie sich bei den veranstalteten Festen und

---

<sup>1)</sup> Schon längere Zeit Weimarscher Hofrath.



auserlesenen Diners stets als Dame von Welt erwies, welcher Niemand anah, dafs sie noch vor zwei Jahren ein Nähmädchen gewesen war. Als sie dann in Weimar einmal mit den Geschwistern Schöll im Theater waren, fandte fogar der Grofsherzog seinen Adjutanten aus der Hofloge, um sich zu erkundigen, wer die ihm durch ihre Schönheit auffallende Fremde sei. Solche unverdächtige und schwerwiegende Zeugnisse für die Vorzüge seines geliebten Weibes thaten ihm unendlich wohl.

Endlich erreichten sie die Heimath und er schreibt über seine Ankunft: »Auch der letzte Genufs, nach dem ich mich vergeblich bisher gesehnt hatte, ist mir hier zu Theil geworden. Meine gute Frau war wirklich aufser sich vor Entzücken und wufste mir's auch mitzutheilen, als sie hier im eigenen Hause zu räumen und zu ordnen fand. Und so sind meine Träume alle, nur ein wenig später, als projectirt war, in Erfüllung gegangen!« Die Einrichtung im neuen Heim war natürlich von ihm allein beschafft worden; auch hierbei aber kam seine originelle und reflectirende Art zu Tage. Er sagte sich, dafs es wichtig sei, gut und bequem auszuruhen, wenn man müde von des Tages Last und Hitze nach Hause käme; er schaffte darum sehr grofse und möglichst bequeme Sophas und Chaiselongues an und stellte nur kostbare Plüschessel in seine Zimmer. In diesen letzteren wollte er so viel Licht wie irgend möglich haben, welches er an sich sehr liebte und welches er auch zu seinen Bücherstudien nöthig hatte; am liebsten würde er deshalb an den Fenstern gar keine Gardinen angebracht haben und er bequemte sich dem einmal herrschenden Geschmack nur ungern



so weit an, daß er möglichst billige und dürftige Gardinen kaufte. Was die Mahlzeiten anlangt, so hielt er durchaus auf eine gute und schmackhafte Kost; ob man aber den Braten von Silber oder dem ordinärsten Steingut speiste, dies erklärte er für ganz gleichgültig; er beschaffte daher nur das letztere. Eine Frau, welche in behäbiger Häuslichkeit aufgewachsen war, würde rasch harmonische Ordnung geschafft haben, Elise aber, der hierin die nöthige Erfahrung mangelte, liefs es natürlich so, wie ihr Gatte es eingerichtet hatte. Man wird nicht verkennen, daß dem Gelehrten eine reformatorische Umgestaltung des Hauswesens weit weniger gut gelang, als eine solche seiner Wissenschaft. So selig nun auch das Paar in dem gegenseitigen Besitz war und so gut und rücksichtsvoll die junge Frau auch von den Bekannten und Freunden ihres Gatten aufgenommen wurde, so war für diesen doch die Zeit des reinen Familienglückes, welches er so ersehnt hatte und so sehr verdient hätte, noch nicht gekommen. Schon auf der Hochzeitsreise war Elise von einem lästigen Husten gequält gewesen und am 8. Mai bereits, kaum in Heidelberg angelangt, wurde sie von Blutspeien befallen. Pfeufer, welcher schon bei der ersten Begegnung über den Husten erschrocken war, wurde nun sehr besorgt und zwar, wie die Folge zeigte, mit Recht. Rasch wiederholte sich der beängstigende Zufall und man mußte nun wohl oder übel damit rechnen, daß ein Brustleiden vorhanden war. Wenn sie auch den Keim dazu vielleicht schon lange mit sich herumgetragen hatte, so ist es doch sehr möglich, selbst wahrscheinlich, daß die Aufregungen und die gewaltige, geistige Arbeit der beiden letzten Jahre



den unheilvollen Ausbruch des Leidens beschleunigt hatten. Unter solchen Umständen war natürlich an eine grössere Gefelligkeit nicht zu denken. Pfeufer's Familie und diejenige Herwegh's, welcher im Frühling 1846 nach Heidelberg übergesiedelt war, bildeten bis zum Herbst fast den einzigen Umgang. Als Ruhe und Schonung einen Stillstand herbeigeführt hatten, wurde beschlossen, die Herbstferien in der Schweiz zuzubringen. Henle hatte Verlangen, seine alten Freunde wiederzusehen und den berechtigten Wunsch, ihnen zu zeigen, was aus seiner Frau, welche sie noch in ihren früheren Verhältnissen gekannt hatten, geworden war. Als sie vor zwei Jahren spurlos, wie von der Erde verschlungen, aus Zürich verschwunden war und auch später nichts von sich hören liefs, war man ernstlich besorgt um ihr Verbleiben und es gingen abenteuerliche Gerüchte verschiedener Art um über alles Mögliche, was ihr zugestossen sei. Henle dachte es sich prächtig, wenn er nun mit ihr am Arm die Bekannten überraschte. Er bewog auch seine Schwester Marie Mathieu, die Reise mitzumachen, verabredete mit Pfeufer ein Zusammentreffen unterwegs, und so fuhr man denn wohlgemuth und guter Dinge den Alpen zu. Kaum aber in Zürich angelangt, begann das Lungenleiden in stürmischer Weise hervorzutreten und nur der aufopfernden Pflege ihrer Reisegefährten, sowie der ausgezeichneten Behandlung Pfeufer's, der mittlerweile zu den Reisenden gestossen war, hatte sie eine verhältnismässig rasche Besserung zu danken. Pfeufer wich nicht von ihrem Krankenlager und selbst der dringende Wunsch hochgestellter und fürstlicher Personen, ihn in Heidelberg zu consultiren, konnte



den wahrhaft edlen Freund nicht bewegen, Henle in seiner Noth und bangen Sorge zu verlassen. Nach ihrer Herstellung hatte noch die junge Frau die große Freude, sich ihren Verwandten, welche in Gottlieben bei Constanz lebten, in ihrem Eheglück zu präsentiren. Dieselben betrieben ein Bäckereigeschäft mit Landwirthschaft und die alte Großmutter trug noch ihre angestammte und kleidsame Bauerntracht. Die guten Leute waren ihrem städtischen Besuch gegenüber etwas verlegen und nur mit Mühe konnte wenigstens einer von ihnen bewogen werden, sich beim Essen mit seinen Gästen an den Tisch zu setzen, die übrigen wohnten der Handlung stehend bei. Beim Abschied wurde Frau Elise ein Sack getrockneten Obstes verehrt, welchem sie auf der ganzen Reise ihre ungetheilte Sorge widmete und ihn auch glücklich mit nach Hause brachte. In sehr gebessertem Zustande traf sie endlich mit ihrer Begleitung Ende October wieder in Heidelberg ein. Die Besserung hielt an und jetzt erst kam Henle zu einem wirklich behaglichen Genuß seiner Häuslichkeit. »Jetzt erst«, so schreibt er, »fange ich recht an, das Behagliche meiner neuen Lage im Vergleich zu früheren Jahren zu empfinden. Ich lasse mich careffiren, wenn ich Abends müde von der Vorlesung heim komme, lasse mich bedauern, wenn mir trotz allem Suchen die rechten Gedanken nicht kommen wollen; strecke mich auf eins oder das andere unserer bequemen Sesselchen und erwarte die schüchternen Studenten. Nur meine großen Gesellschafts- und musikalischen Pläne sind einstweilen gescheitert; ich werde mich auf ernste Abende beschränken, wo bei etwas kaltem Fleisch und kühlem Wein warme



Discuffionen mit Studenten und Privatdocenten stattfinden follen und Elife nur hinter den Couliſſen mitwirkt.«

Die Unmöglichkeit einer anderen Gefelligkeit wurde neben der für die Lunge feiner Frau nöthigen Schonung auch dadurch bedingt, daß einer baldigen Entbindung derſelben entgegengeſehen werden dürfte. Im December konnte denn auch der glückliche Vater den Seinen die Geburt eines Söhnchens, welches Carl genannt wurde, anzeigen. Er meldet: »Das Kind fieht fehr in feines Vaters Familie; es fing fogleich an, an feinem Daumen zu faugen und die Zunge herauszuftrecken, woraus ich ſchlieſſe, daß es auch im Begehrungsvermögen und Temperament nach dem Vater arten wird.« Wie ſchon Elife vor der Geburt des Söhnchens ſich beſſer befunden hatte, ſo blieb es auch nachher und jetzt konnten die zahlreichen Gefellſchaftſchulden abgetragen, konnten Bälle und andere Feſtlichkeiten beſucht werden. »Meine gute Elife«, ſo erzählt er, »iſt eine treffliche Wirthin, ſowohl in Bezug auf die materiellen Anſtalten, welche ihr nie mißrathen, als auf ihr zu Munterkeit und Frohſinn animirendes Weſen, als auch endlich darin, daß ſie, wenn ſie Tags vorher und noch am Vormittag blaß und brouillirt ausgeſehen hat, im Moment, wo die Verſammlung beginnt, immer ihren beau jour hat und ihren Mann ſtolz macht und die Augen der Gäſte ſo angenehm beſchäftigt, daß ſie in füßſem Selbſtvergeſſen fehr viel eſſen und trinken.« Beſonders einmal hatte ſie Gelegenheit, ihre Hausfrauenkunſt zu zeigen. Die Familie Chelius war die einzige noch einzuladende. Dieſelbe lebte auf einem fehr groſſen Fuſs und ſtellte



in Heidelberg eine Art kleinen Hof dar. Sie hatten Frau Elise immer sehr von oben herab behandelt, und Chelius selbst stand mit Henle nicht eben zum Besten. So wurde denn zwar eines Sonnabends hingeschickt, um sie zu Sonntag einzuladen; da aber eine Abfrage sicher erwartet werden konnte, so waren irgend welche Vorbereitungen nicht getroffen worden. Als nun aber statt dessen die Zusage kam, war der Schrecken groß. Bis in die Nacht hinein wurde nach Braten und Fisch herumgeschickt und wurden Gäste gesucht. Das Diner selbst gerieth sehr gut und Pfeufer, der natürlich dem Freunde vor Allem aushalf, liefs alle Funken seines Witzes sprühen, so dafs die Sache trefflich und höchst animirt verlief. Als Henle nach dem Fest seinem Freund, der mit Chelius ganz schlecht stand, Complimente über seine vortreffliche Unterhaltung machte, sagte Pfeufer nur trocken: »Dazu hat man ja gerade keine Bildung, dafs man sich mit Menschen, welche man nicht leiden kann, doch gut zu unterhalten vermag.«

Jetzt konnte sich Henle auch in Ruhe der Gefelligkeit im Kreise seiner Collegen widmen und war von nun an ein ganz regelmäfsiger Besucher der Sonnabendsgesellschaft, welche sich im Museum zusammenfand. Er konnte sicher sein, dort seine näheren Freunde, Pfeufer, Jolly, Vangerow, Häufser u. a. m., zu finden, es wurde Whift und Billard gespielt, dazu der Unterhaltung gepflogen, nicht selten auch wohl den Freuden der Tafel gehuldigt, welche eine Anzahl der anwesenden Herren sehr zu schätzen wufsten.

Im Sommer 1847 bezog die Familie in dem Hause des Philologen Kaifer eine andere Wohnung und er-



hielt damit Hauswirth, welche sich ihrer auf das Liebevollste annahm und ihr in den schweren Tagen, welche nun kommen sollten, treue Stütze und Hülfe gewährten. Schon während des Umzuges stellte sich wieder ein Anfall von Bluthusten bei Frau Elise ein und als sie sich wieder erholt hatte, schickte sie Pfeufer nach Badenweiler. Dorthin ging auch Berthold Auerbach mit seiner jungen Frau, welche eben erst nach Heidelberg übergesiedelt waren. Obgleich es der Patientin hierdurch nicht an Zerstreung und guter Unterhaltung gebrach, wollte doch die Gesundheit nicht wiederkehren, die Krankheit wurde vielmehr immer quälender und auch die Rückkehr brachte keine Erleichterung. Nach traurigen Monaten schenkte die Bemitleidenswerthe, welche durch die Geduld, mit der sie ihre Leiden trug, die Umgebung rührte, Anfangs 1848 einem Töchterchen das Leben, dessen Geburt durch die furchtbaren Hustenanfälle, welchen die Mutter ausgesetzt war, beschleunigt wurde. Das Kind, Elise, schwebte wochenlang zwischen Leben und Tod, die arme Frau, welche, wie bei ihrem ersten Kinde, eine Wendung zum Besseren erhofft hatte, wurde immer schwächer und zu all' diesem stellte sich nun noch bei Henle selbst sein altes Beinleiden ein, so daß er nur mit Mühe und großen Schmerzen aus seinem Bett an das Lager seiner todtkranken Frau gelangen konnte. Am 21. Februar 1848 erlöste diese der Tod. Schon an das Krankenbett war von Mainz Henle's Schwester R. Krämer herzugeeeilt und hatte die nun Entschlafene aufopfernd gepflegt; jetzt wurde sie von Schwester Marie Mathieu abgelöst; die sich trotz der politischen Wirren, welche alle Zustände



schwankend und unsicher erscheinen ließen, keinen Augenblick besann, dem bedrängten Bruder zu helfen, ihn zu trösten und aufzurichten. Schwere Wochen waren noch zu überwinden, in welchen das neugeborene Töchterchen noch immer ernsteste Besorgnisse einflößte, in welchen die Aerzte, von denen natürlich Pfeufer während der ganzen Leidenszeit treulich zu seinem Freunde gestanden hatte, ernstlich erwogen, ob das Bein Henle's erhalten werden könne; endlich aber ging er der Genesung entgegen und das Kindchen fing an aufzublühen und dem Vereinsamten durch seine Aehnlichkeit mit der verstorbenen Mutter wehmüthige, aber herzliche Freude zu bereiten. —

Gar manchmal hat sich wohl später Henle selbst und hat sich dessen Familie die Frage vorgelegt, ob seine Gattin ihn dauernd befriedigt haben würde, wenn sie am Leben geblieben wäre. Obgleich es nun menschlich uns sehr begreiflich ist, daß diese Frage auftauchte, so ist sie doch selbstverständlich eine müßige. Weis doch Niemand, wie sie sich weiter entwickelt haben würde, wenn sie länger gelebt hätte. Sie besaß drei Eigenschaften, welche wohl im Stande gewesen wären, sie fort und fort zu bilden, zu fördern und zu erheben. Vor Allem erfüllte sie eine unbegrenzte Liebe zu ihrem Gatten und sie konnte sich nie genug thun an Beweisen, wie herzlich sie ihm zugethan war; um ihm zu gefallen, war ihr Nichts zu viel. Zuweilen mußte er sogar allerlei Vorwände gebrauchen, um sie, welche sich nach seiner Gesellschaft sehnte, aus seinem Studirzimmer zu entfernen, damit er seine literarischen Arbeiten fördern konnte. Ihr leidenschaftliches Temperament zwang ihm dabei große Vorsicht auf, da sie



gar leicht zum Argwohn kam, daß seine Liebe zu ihr schwächer würde, wodurch sie dann auf das Schmerzlichste erregt wurde. Sie fühlte sich in ihrer Liebe so völlig eins mit ihm, daß sie all' das Neue und Schöne, was sie umgab, als ihm gebührend und selbstverständlich hinnahm, ohne ihm Dank dafür zu äußern, was ihrem Gatten, der ja ein gleichgestelltes und -gestimmtes Wesen um sich haben wollte, hocheureulich war. Eine zweite Eigenschaft, welche Frau Elise schmückte, war ihre ganz aufsergewöhnliche Energie, und man kann sicher sein, daß sie durch dieselbe, welche sie schon so hoch gehoben hatte, auch noch weiterhin die Lücken ausgeglichen haben würde, die ihrer Bildung natürlich noch anhafteten. Sie fühlte es sehr lebhaft, daß sie noch nicht voll auf der Höhe ihres Mannes stand und spielte sich einmal in ihrer Gegenwart ein kleines Wortgefecht ab, welches mit allen Waffen des Geistes, Witzes und der Belesenheit geführt wurde, dann wurde sie still und war ärgerlich, daß sie demselben nicht völlig folgen konnte. Sie würde zweifellos ihren ganzen Ehrgeiz daran gesetzt haben, um so weit zu kommen, daß sie für alle Fälle die Rolle der stillen Zuhöreriu hätte aufgeben können. Eine dritte Eigenschaft, welche sie ihrem Gatten nahe bringen mußte, war die Fähigkeit zu heiterem Lebensgenuss, welche ihm so völlig eigen war und welche er auch bei seiner Frau aufs Höchste schätzen mußte. Nicht unwichtig war es dabei, daß sie anfang, immer grössere Hausfrauentalente zu entwickeln und, wie erwähnt, Sicherheit gewann im Arrangement von Gesellschaften und in der Kunst, die lebenswürdige und freundliche Wirthin zu spielen. — Jetzt war Alles dahin und der Schmerz ihres Gatten



um seinen Verlust war ein tiefer und nachhaltiger. Monate lang konnte er sich nicht entschließen, unter Menschen zu gehen und besonders war es ihm lange unmöglich, in Damengesellschaft zu erscheinen, da er stets fürchtete, die Fassung zu verlieren. Er konnte es auch niemals über sich gewinnen, die Stätte aufzusuchen, wo seine Frau begraben lag, und seine Briefe, worinnen er über den Verlust von soviel Grazie, Schönheit und Adel klagt, haben etwas unendlich Rührendes. Was seine Freunde thun konnten, ihn zu trösten, dies geschah vollauf. Von Pfeufer ganz zu schweigen, waren auch seine Wirthe, Kaiser's, stets theilnehmend und hilfreich um ihn bemüht. Berthold Auerbach, welcher kurz nach Elifens Tod ebenfalls seine junge Frau im Wochenbette verloren hatte, kam täglich als lebenswürdiger und immer gern gesehener Freund, und die beiden in gleicher Lage befindlichen Männer trösteten sich gegenseitig. Nachher war Henle freilich wenig erbaut über die Art, wie B. Auerbach die so tragisch endende Geschichte seiner Heirath in einer seiner Dorfgeschichten benutzte. Er schreibt: »Wirklich empört hat mich die Art, wie er meine tragische Ehe fast nur zu Schmuck und Nebenwerk verwendet. Das heißt nicht, sich über menschliche Leiden erheben, sondern sich ein Profitchen aus denselben heraus schlagen.« Man kann sich denken, daß er noch weniger erfreut war, als er Lorle sogar die Bühne betreten sehen mußte. Moleschott, ein Schüler Henle's und damals Privatdocent in Heidelberg, war ein großer Anhänger und Verehrer des Gelehrten und konnte sich an freundlicher Aufmerksamkeit nicht genug thun. Eduard Magnus, der Maler, der schon über Henle's



Verheirathung grofse Freude geäußert hatte und feinen Geschicken immer theilnehmend gefolgt war, malte ein Bild der Verstorbenen, welches der Familie noch angehört. Da ihm in diesem Gemälde doch ein fremder Zug etwas störend war, erfreute es ihn um so lebhafter, daß eine Büste, welche er von dem Bildhauer Meyer in Heidelberg anfertigen liefs, sprechend ähnlich wurde und ihm dadurch die Sicherheit gegeben war, daß die Heldin seines so schönen und so kurzen Romanes wenigstens im Marmor fortlebte, eine Erinnerung für ihn selbst, die einzige Kunde von der Entschlafenen für ihre Kinder.

---

Vielleicht hätte er, bei der Gröfse seines Verlustes, Jahre gebraucht, um sich von demselben zu erholen, wenn er Zeit gehabt hätte, sich seinem Schmerz ganz und gar hinzugeben, doch war er daran vor Allem durch sein eigenes Befinden verhindert, da sein schweres Beinleiden noch bis in den Sommer hinein sorgfältige Pflege und Aufmerksamkeit erforderte, und dann war es die politische Lage, welche ihn natürlich ebenso sehr beschäftigte, wie Jedermann. Schon in Zürich lernten wir Henle als einen lebhaften Anhänger des jungen Liberalismus kennen, welcher die Welt durchzog, und schon damals fandte er an die Seinigen all' die Flugblätter und Brochüren, welche von der Schweiz aus nach Deutschland kamen, um in Poesie und Prosa zum Widerstand gegen Polizeistaat und Bürokratismus zu mahnen. In Heidelberg zählte er mit Pfeufer zu dem Kreise von Männern, als deren vornehmster Repräsentant Gervinus anzusehen ist, und



man braucht bloß die Namen Welcker, Häufser, Herwegh, Mittermaier, Itzstein zu nennen, um sich in die Tage der Heidelberger Vorversammlung im März 1848, in die Atmosphäre der Frankfurter Paulskirche versetzt zu sehen. Schon vor dem von der Reaction später sogenannten »tollen« Jahr hatte er sich eifrig um das Zustandekommen der »Deutschen Zeitung« bemüht und derselben stets das regste Interesse gewidmet. G. Freytag<sup>1)</sup> sagt von ihr: »Nie trat eine deutsche Zeitung imponirender vor die Nation. Die besten Liberalen Deutschlands dabei betheiligt, die Zeitung Mittelpunkt und Organ einer neuen Partei, die sich in jugendlicher Kraft rührte. Daß sie auf ganz Deutschland angelegt war und vom Süden aus vor Anderem preussische Interessen besprechen sollte, war der größte Fortschritt. Und sie hat im Ganzen die hohen Erwartungen, mit denen sie begrüßt wurde, nicht getäuscht.«

In das offene Grab Elisens tönten die Schüsse der Februarrevolution von Paris herüber, welche in dem benachbarten Baden mit seiner leicht erregbaren Bevölkerung ein lebhaftes Echo erweckten. Gerade im Kreise der deutschen Zeitung verfolgte man natürlich jeden Athemzug der von Stunde zu Stunde höher gehenden Volksbewegung mit gespanntester Aufmerksamkeit und so sah man die Männer, welche in Heidelberg den Liberalismus repräsentirten, tagtäglich zusammen, um in ernster Berathung über Deutschlands Zukunft Gedanken auszusprechen, welche nicht selten für das ganze Volk ausschlaggebend wurden.

<sup>1)</sup> Karl Mathy; Geschichte seines Lebens. 2. Aufl. Leipzig 1872, S. 245.



Da Henle durch sein Beinleiden ans Zimmer gefesselt war, so kamen die nächsten Freunde zu ihm, um an seinem Lager des Rathes zu pflegen. Schwester Marie Mathieu, welche im Nebenzimmer der Wünsche des Kranken gewärtig war, erzählt, wie einmal Dahlmann, Gervinus, Schloffer, Häufser, Pfeufer bei ihm versammelt waren, um wieder zu überlegen, welche Gestalt Deutschland zu geben sei, da habe Schloffer, nachdem er eine Weile der Ueberlegung schweigend zugehört hatte, ausgerufen: »Es wird nichts, es wird nichts, es thut mir leid um meine Kassandra'sität, aber aus dieser ganzen Bewegung wird nichts!« Damals schoben die Genossen den so wenig in die allgemeine Begeisterung hineinpaffenden Ruf auf Schloffer's Neigung zu pessimistischer Weltanschauung; nachher aber zeigte sich, daß sein klarer, historischer Blick das Richtige gesehen hatte.

Bei der rasch wachsenden Bewegung wurde die Aufregung von Tag zu Tag größer und von allen Seiten kam Kunde von Bewegungen und Aufständen leichter oder ernsterer Art. Henle's Zuhörer hatten sich stillschweigend zu einer Art von Depeschendienst organisirt und warteten auf dem Bahnhofe die neuesten Nachrichten ab, um sie eiligst dem populären und beliebten Lehrer zu überbringen, und Henle hatte in seinem Zimmer eine Liste aufgehängt, um auf derselben die fortgeschickten und entflohenen Fürstlichkeiten zu verzeichnen. Gerade in Heidelberg aber zeigte die Volksbewegung auch ihre Schattenseiten. Den gemäßigten Liberalen von der deutschen Zeitung standen die radicalen Republikaner aus ganz Baden gegenüber, deren Haltung immer drohender wurde.



Machten die Freischaaren, welche in Baden selbst und an dessen Grenzen angesammelt waren, einen Einfall in die Stadt, dann durften die bei ihnen misliebigen Elemente darauf gefast sein, einer Plünderung und Mißhandlungen aller Art ausgesetzt zu sein. Im April kam es sodann zu dem republikanischen Aufstande in Südbaden; man bildete ja am 17. d. Mts. sogar eine republikanische Statthalterschaft unter dem bisherigen Regierungsdirector Peter. An der Grenze, in Straßburg, stand Herwegh, der von Paris, wohin er seinen Wohnsitz verlegt hatte, mit einer bunten Schaar von deutschen Freischärlern, Schweizern, Polen, Ungarn, Franzosen und Italienern herbeigeeilt war, um seine badischen Gesinnungsgenossen zu unterstützen. Seine Frau war nach Mannheim zu reichen Freunden gereist, um neue Mittel zu schaffen und trat ganz unerwartet am 13. April Morgens in Heidelberg bei Henle und Pfeufer ein. Sie war halb männlich gekleidet und befand sich in wilder Erregung. Die Reise hatte sie gewagt, da sie hoffte, bei ihren alten Freunden Sympathie für ihr Unternehmen zu finden. Dies war nun keineswegs der Fall und die Beiden boten Alles auf, um sie und durch sie ihren Mann von der Nutzlosigkeit und Thorheit des geplanten Kriegszuges zu überzeugen. Die Gründe verfingen aber bei ihr nur halb und sie erklärte schliesslich, es könne nun Alles nichts mehr helfen, ihr Mann könne nicht mehr zurück; die Leute hätten sich ihm anvertraut und er könne sie nicht im Stiche lassen. Schliesslich erboten sich beide Freunde, zu sehen, was sie persönlich ausrichten könnten und reisten mit ihr. Henle, dessen Bein in entschiedener Besserung begriffen war, begleitete sie



nach Straßburg, um persönlich auf Herwegh einzuwirken, Pfeufer fuhr nach Karlsruhe zum Minister, um zu versuchen, ob er nicht dem schlimm in der Klemme steckenden Dichter mit seinen Schaaren die Wege zu einem friedlichen Einzug in Baden ebenen könne. Wer die Geschichte des Jahres 1848 kennt, der weiß, daß Alles vergeblich war und daß Herwegh den Rhein überschritt, um den badischen Freischaaren zu Hülfe zu kommen. Auf die Nachricht von ihrer totalen Niederlage bei Kandern am 20. April und von der Einnahme Freiburgs am 23. April versuchte er den Rückzug, stieß aber bei Dossenbach unvermuthet auf die Württemberger und wurde gänzlich geschlagen. Er entkam, wie bekannt, in unrühmlicher Weise unter dem Spritzleder eines Wagens versteckt, welchen seine Frau lenkte. Er hatte seine Rolle damit im Ganzen ausgespielt und verlor den Zusammenhang mit seinen alten Freunden Henle und Pfeufer gänzlich, zuletzt auch deren Achtung.

Das Beinleiden, von welchem Henle in dieser Zeit geplagt war, verhinderte ihn an der Theilnahme an dem mehr oder weniger lächerlichen Soldatenspiel, Bürgerwehr genannt. Ihr gehörte im Uebrigen Alles an, Hoch und Nieder, Jung und Alt. Jolly commandirte ein Studentencorps als Hauptmann und trat als solcher hervor, als die »Sinsheimer« am Osterfonntag 1848 in hellen Haufen nach Heidelberg kamen, um die Republik zu proclamiren. Auch die anderen liberalen Professoren waren eingereiht und übten sich fleißig in den Waffen. Am 28. März schreibt Frau Mathieu nach Hause: »Gestern zog das ganze hochverehrte Professorenheer, Vangerow, Jolly, Häufser etc.,



als sie eben im Rathhausaal Exercierstunde hatten und durch die Nachricht alarmirt wurden, man sei im Begriff, das Zollamt zu stürmen, mit der Flinte auf dem Rücken zum Schutz herbei, fanden aber beim Herannahen nur drei Bauern im Wortwechsel mit einem Zollbeamten und zogen beschämt und verhöhnt wieder ab.« Die Erregung der Gemüther war überhaupt so groß, daß man Alles, auch das Abenteuerlichste glaubte und weiter verbreitete. Man befand sich überall selbst ganz erträglich, bedauerte aber alle anderswo wohnenden Bekannten und Verwandten, welche es nach den Gerüchten und Zeitungsnachrichten ganz erschrecklich schlecht haben mußten. Nach dem Osterfest wurden dann die drohenden republikanischen Schaaren durch die regulären Truppen der Reichsarmee abgelöst, welche Heidelberg passirten und dort einquartiert wurden, bald waren es Hessen, bald Nassauer, bald wieder andere. Einmal passirte dabei Henle eine komische Verwechslung. Ein nassauischer Adjutant war ihm als Einquartierung angefragt worden. Er empfing den in seinen Epauletten gar stattlich herschreitenden Krieger artig, wie man eben Officiere zu behandeln pflegt, und setzte sich mit ihm bei Braten und einer guten Flasche Wein zu Tisch. Die geführte Unterhaltung brachte ihm keine sehr hohe Meinung von der Bildung seines Gastes bei. Als dieser dann gar am andern Morgen seine Stiefel eigenhändig wuschte, schüttelte er schon bedenklich den Kopf. Beim zweiten Diner, welches er mit ihm à deux einnahm, erschien ein Soldat, um dem Adjutanten einen dienstlichen Befehl vom Feldwebel zu überbringen. Das erstaunte Gesicht des Quartierwirthes



mochte jenen bewegen, wegwerfend zu äußern, der Feldwebel könne warten. Als aber die Ordonnanz verschwunden war, äußerte er, er wolle doch nachsehen, was der Kerl (nämlich der Feldwebel) eigentlich wolle, womit er verschwand. Sofort eingezogene Erkundigung ergab, daß die Bataillonsadjutanten in der nassauischen Armee Unterofficiere waren, was Alles erklärte. Der Professor konnte nun natürlich nicht wohl plötzlich seine Umgangsformen dem Adjutanten gegenüber ändern und so blieb es dann bis zu dessen Abzug bei der einmal angefangenen Art des Verkehrs.

Eine halb komische, halb tragische Folge der herrschenden Unsicherheit war der absolute Geldmangel; Niemand wollte zahlen, weder die Regierung, noch die Studenten, so daß unser Gelehrter einmal durch acht Gulden Dividende der Feuerversicherung, ein anderes Mal durch drei Gulden sechsenddreißig Kreuzer Einquartierungsentschädigung vom absoluten Bettelstab gerettet wurde. Man machte sich aber deshalb wenig aus der Calamität, weil eben alle Leute von ihr heimgefucht waren. Auch dauerte es nicht lange, bis wieder geordnetere Zustände eintraten, schon Mitte Mai merkte man am alltäglichen Leben Heidelbergs verhältnißmäßig wenig, welche Stürme vorübergebraust waren. Die Studenten hatten sich trotz Allem in genügender Zahl eingefunden und die Vorlesungen nahmen ihren regelmässigen Gang. Im Innern freilich glimmte das Feuer weiter und die republikanischen Elemente suchten in ganz Baden dasselbe wieder zu hellen Flammen zu entfachen. Auch die Universität wurde dadurch betroffen, indem deren



Studentenschaft einmal streikte. Henle erzählt davon: »Die Regierung hat einen demokratischen Studentenverein aufgelöst; unsere Radicalen haben den Studenten vorgefagt, daß das ihrer Ehre zu nahe gehe, wenn man den Verein der Studenten auflöse, während die bürgerlichen fortbeständen. So schickten sie eine Deputation nach Karlsruhe, bestehend aus Morstadt und einigen Privatdocenten ohne Zuhörer — ich sollte auch dabei sein, dankte aber für die Ehre —, und da diese die Zurücknahme des Verbotes nicht erwirkten, so zogen die Studenten nach Neustadt aus; die meisten höchst ungern. Etwa hundert blieben zurück und schickten jetzt den Abgegangenen vernünftige Briefe nach; Vorlesungen aber besuchen auch sie nicht. Doch ist gar kein Zweifel, daß sie alle gegen Ende der Woche, mit oder ohne Satisfaction, einzeln oder in feierlichem Zuge wieder zurückkehren werden.« Sie kamen in der That wieder und die Demonstration ging aus, wie sie selbst in jener Zeit ausgehen mußte, — resultatlos. Es wäre schlimm und würde den ganzen festgefügtten und weise eingerichteten Bau unserer Hochschulen, des Stolzes Deutschlands, bedrohen, wenn es jemals so weit kommen könnte, daß die jungen Leute, welche lernen und heranreifen sollen, eine active politische Rolle spielten. Die Studenten schmollten ein paar Tage mit Henle wegen seiner Haltung in der ganzen Sache, dann ward auch er wieder in die Rechte des allbeliebten Lehrers eingesetzt. Im Museum, dem Versammlungsort der Professoren, waren es die Debatten über das Frankfurter Parlament, welche selbstverständlich alles Andere in den Hintergrund drängten. Man war von seinen Leistungen in der ersten Zeit



sehr befriedigt und Henle bedauerte es entschieden, nicht auch Mitglied desselben geworden zu sein, doch war er bei der Wahl zu demselben durch seine Trauer und noch mehr durch sein eigenes schweres Leiden verhindert, zu candidiren. Im Sommer 1848 aber waren es andere Verhältnisse, welche es ihm wünschenswerth machten, ruhig bei seiner Arbeit zu bleiben. Sein Vater hatte sich in seiner Gutmüthigkeit von gewissenlosen Menschen mißbrauchen und um den ganzen Rest seines Vermögens bringen lassen. Sein Sohn mußte sogar, um ihn herauszureißen, nicht unerhebliche Anleihen machen, in dieser Zeit ein schweres Stück Arbeit. Sein treuer Freund Magnus schaffte Rath, aber nun hieß es, alle Kräfte anspannen, um sogleich wieder an die Abtragung der contrahirten Schulden zu gehen. Dazu kam noch, daß er, die Unmöglichkeit, seine Kinder richtig zu beaufsichtigen einsehend, dieselben seiner Schwester Rosalie Krämer in Mainz zur Pflege übergeben hatte. Die traurigen Gedanken aber und schmerzlichen Erinnerungen an sein verlorenes Glück, welche in seiner absoluten Vereinsamung mit erneuter Macht auf ihn einstürzten, glaubte er durch intensive Arbeit an seiner »rationellen Pathologie« am besten bannen zu können. So war denn der Rest des Sommers ebenso einsam, wie arbeitsvoll und nur eine Ferienreise nach Weimar zur Familie Schöll, welche gemeinsam mit Schwester Krämer von Mainz unternommen wurde, bot willkommenste Erholung und Aussprache.

Die Physiognomie Heidelbergs und Deutschlands im Ganzen änderte sich auch im Herbst nicht, die Volksversammlungen nahmen kein Ende, sie verliefen



auch oft genug stürmisch; so erzählt Henle, daß einmal Hitzig von Zürich gekommen sei, seine alten Freunde zu besuchen; er habe bei dieser Gelegenheit eine Volksversammlung auf dem Schloß mitgemacht und sei, weil er in ein Hoch auf Mathy eingestimmt habe, prompt hinausgeworfen worden. Die Truppenmärsche dauerten fort und bald waren Preussen, bald Nassauer als Einquartierung im Hause.

Wer die Geschichte kennt, der weiß, daß das beginnende Jahr 1849 schon allerlei Anzeichen einer tiefgehenden Gegenströmung gegen die begeisterte Erhebung des Jahres 1848 brachte. Die Haltung Preussens, besser Friedrich Wilhelm's IV., die Vorgänge in Frankfurt, Oesterreich, kurzum Alles zeigte, daß die Zeit für eine Verwirklichung der schönen Träume des deutschen Liberalismus noch nicht gekommen war. Auf der anderen Seite sorgten die extremen republikanischen Elemente des Volkes dafür, daß es der Partei, welche einen besonnenen und zielbewußten Fortschritt anstrebte, nicht zu wohl wurde. Dies Alles machte sich natürlich in Baden, speciell in Heidelberg, jenem Centralpunkt liberaler Gesinnung, ganz besonders fühlbar, und Henle schreibt im Januar an die Seinen: »Ihr erfahrt aus der deutschen Zeitung, daß wir hier wie Katzen und Hunde hinter einander sind, wir beide, Pfeufer und ich, von der Geheimrathsclique und den badischen Blättern verfolgt, von den Studenten betrommelt und beklatscht und mit Adressen beworfen. Es wäre ganz hübsch, wenn meine Elise noch lebte, sich darüber zu freuen; so hat es nur den Vortheil, mich wieder lebhafter an Pfeufer anzuschließen.« In der



deutschen Zeitung erschienen zu dieser Zeit einige Artikel, wie später bekannt wurde, von Gervinus, welche die Schäden und den Schlendrian an der Universität Heidelberg aufdeckten. Es wurden nur wenige Professoren, nämlich: Vangerow, Jolly, Pfeufer, Henle, Rau, gelobt, die übrigen aber stark mitgenommen. Wie es nicht anders zu erwarten war, erregten dieselben einen wahren Sturm von Aufregung, und die Artikel erreichten, daß der Curator Dahmen, welcher als unfähig hingestellt wurde, in der That das Feld räumen mußte. Die Partei der alten Reactionäre, deren Muth schon durch die allgemeinen Zeitverhältnisse gewachsen war, wurde in eine grenzenlose Wuth versetzt und so ist es nicht zu verwundern, daß der alte Tiedemann, noch immer nomineller Director des anatomischen Institutes, einen ernstlichen Vorstoß gegen Henle, welchem er schon seit längerer Zeit gram war, unternahm. Der Neubau der heute noch in Gebrauch befindlichen Anatomie näherte sich seiner Vollendung und Tiedemann hatte den Wunsch, daß ihm der Ruhm, das Institut hergestellt zu haben, ganz und ungetheilt zufalle. Er hatte deshalb die innere Einrichtung hinter Henle's Rücken mit dem ausführenden Architekten vereinbart und vollziehen lassen. Besonders war das Auditorium fertig gemacht worden, während Henle verreist war; dasselbe wurde von Henle für unbrauchbar erachtet und der zur Untersuchung von Karlsruhe herübergekommene Baudirector schloß sich ihm in diesem Urtheil an. Darüber war nun Tiedemann so erzürnt, daß er sich bei einer Conferenz mit den leitenden Baumeistern hinreißen ließ, Henle erst einer infamen Lüge zu bezichtigen.



und ihm dann zu sagen, die Juden seien immer die Unverschämtesten. Henle trug die Sache sogleich dem Ministerium vor und erklärte seinen Austritt aus der Facultät. Die Sache erregte berechtigtes Aufsehen und wurde auch an anderen Hochschulen bekannt. In Zürich war eben der anatomische Lehrstuhl wieder frei geworden und da Henle im Unmuth über die langsame Abwicklung der peinlichen Angelegenheit den Wunsch geäußert hatte, Heidelberg ganz zu verlassen, so bot man ihm von dort die Rückkehr an und war hochofreut über die Aussicht, ihn wiedergewinnen zu können. In der That machte er auch Miene, aus den Osterferien nicht wieder nach Heidelberg zurückzukehren, was endlich zum großen Bedauern der Züricher Freunde das Ministerium bewog, Tiedemann den gebührenden Verweis zu ertheilen und ihm die Erstattung einer schriftlichen Ehrenerklärung aufzugeben. Da Henle auch in Aussicht gestellt wurde, daß Tiedemann von der Direction des Institutes ganz zurücktreten würde, so beschloß der hohe Rath von Pfeufer, Gervinus, Vangerow und Jolly, es sei seine Ehre nunmehr genügend rehabilitirt, theilten ihm dies mit und forderten ihn auf, wieder heimzukehren. Dies geschah und er nahm seine Vorlesungen zur Freude und Befriedigung der ganzen Universität, wie auch des Ministeriums wieder auf.

Gerade in diesen Tagen war ein Ereigniß eingetreten, welches ihn verfühlich stimmen mußte und ihm die Welt in rosigem Lichte erscheinen ließ, er hatte sich am 9. April 1849 mit Marie Richter verlobt! Seine Stimmung im vorhergegangenen Winter war die denkbar unglücklichste gewesen. Alles kam



zusammen, um ihm den Mangel einer geordneten und gemüthlichen Häuslichkeit, in welcher er sich von den politischen Aufregungen, von der schweren Berufsarbeit, von dem eben erzählten Aerger hätte erholen können, recht fühlbar zu machen. Er schreibt auch an seine Schwester im Februar: »Ich mache unaufhörlich Pläne für eine künftige Einrichtung. Keiner will sich schnell in Erfüllung bringen lassen, nur das ist positiv, daß mein jetziges Leben scheußlich ist und wenn ich je einen Augenblick Zeit gewinne, mir ins Herz zu sehen, so weiß ich nicht, ob ich Dir beistimmen kann, daß diese graue Dämmerung dem ehemaligen Wechsel zwischen den brennendsten Farben der Leidenschaft vorzuziehen sei.« Seine ganze Familie bemitleidete ihn auch tief und hatte den dringenden Wunsch, ihn wieder in normale und befriedigende Verhältnisse zurückkehren zu sehen. Als er daher in jenen Osterferien bei Vater und Schwester Helene in Coblenz einkehrte, arrangirte diese letztere eine Begegnung des Bruders mit ihrer Freundin, in der stillen Hoffnung, daß beide Gefallen an einander finden möchten. Die Hoffnung erfüllte sich über Erwarten und wenige Tage genügten, den Gelehrten den Entschluß zu einem Antrag fassen zu lassen, welcher sogleich Annahme fand.

Marie Richter war die Tochter eines preussischen Officiers, welcher im Augenblick in schleswig-holsteinischen Diensten stand und die dortige Artillerie commandirte. Er hatte den größten Theil seiner Dienstzeit in den Rheinlanden zugebracht und stand zu drei verschiedenen Malen in Coblenz in Garnison. Hier hatte sich die Familie mit der Familie Henle be-



freundet und die Töchter unterhielten mit einander lebhaften Verkehr, obgleich der Altersunterschied zwischen ihnen nicht ganz gering war. Mit Jacob Henle war die Familie Richter zufälliger Weise nie in Berührung gekommen, da derselbe sich ja nur in den Ferien ganz vorübergehend in Coblenz aufhielt. Er kannte also die junge Dame nicht, während sie ihn wohl einmal auf der Strafe gesehen hatte. Gleich bei dem ersten Zusammentreffen Beider war, wie gesagt, der Eindruck, welchen das jugendfrische Mädchen auf den Gelehrten machte, ein ausschlaggebender und auch sie war rasch dem liebenswürdigen und geistvollen Mann, der ihr durch die Erzählungen seiner Schwester nicht mehr fremd war, von Herzen zugethan. Die Verlobung fiel mit der Abreise der Familie Richter von Coblenz zusammen. Man hatte den Haushalt aufgelöst, die Möbel verkauft und war im Begriff, nach Berlin überzusiedeln, wo *Chambre garni* bezogen werden sollte, bis es möglich werden würde, dem Vater nach Schleswig-Holstein zu folgen, was im Augenblick der kriegerischen Operationen wegen nicht gerathen war. Auf dem Dampfschiff nach Cöln erfolgte die Erklärung und die Mutter gewährte dem neuen Brautpaar noch einen ungestörten Tag in Düsseldorf, ehe man einerseits nach Berlin, andererseits nach Heidelberg abreifte. Schwester Marie Mathieu, welche sich auf der Heimreise von einem kurzen Besuch in Coblenz auf der Rheinfahrt angeschlossen hatte, schreibt von Düsseldorf aus an ihren Mann: »So weit menschliche Einsicht und Voraussicht reicht, dürfen wir uns über diese Verbindung freuen, denn Marie Richter besitzt alle Eigen-



schaften, von denen man erwarten darf, daß sie das häusliche Leben verschönern und hat vom ersten Moment ihres Zusammentreffens mit unserem Bruder sich aufs Herzlichste zu ihm hingezogen gefühlt, und eine innige Neigung ist ja für ihn Lebensbedingung. Dabei ist sie ein frisches, angenehm aussehendes Mädchen, und wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, auch seinen Kindern eine gute Mutter sein.« — Das scharfe Auge seiner Schwester hatte richtig gesehen und Henle sollte mit dieser Verbindung einer Zeit des reinsten und schönsten Familienglückes entgegen gehen, welches dem vom Schicksal so hart Getroffenen ebenso zu gönnen war, wie der trefflichen Braut, welche fortan ihre einzige Lebensaufgabe darin fand, die Frau ihres Mannes, die Mutter ihrer Kinder zu sein. Im Augenblick freilich trennten sich die Verlobten nicht eben leichten Herzens, ihr Vater, der noch nicht einmal vom Glück seiner Tochter unterrichtet war, den Gefahren des Krieges preisgegeben, der Bräutigam selbst in dem unruhigen Baden, wo man von einem Tag zum andern nicht sagen konnte, was werden würde, dabei die Ungewissheit der Zukunft selbst, indem ja Henle in diesen Tagen fest entschlossen war, auf seine Stelle zu resigniren, wenn ihm Tiedemann nicht vollkommene Satisfaction geben würde. Es wurde die Möglichkeit einer Uebersiedlung nach Zürich besprochen, ja selbst eine Auswanderung nach Amerika ins Auge gefaßt; der Tag, welcher den Neuverlobten in Düsseldorf noch blieb, konnte wahrlich nicht dem Genießsen ruhigen Glückes gewidmet sein und es schien, als sollte auch die neue Verbindung dem Gelehrten wieder ebenso viel innere



Aufregung bringen, wie die frühere. Auch nachdem sich das Paar getrennt hatte, konnte von einer Correspondenz mit lyrischem Grundton keine Rede sein, dazu donnerten die Kanonen im Norden, die Reden im Süden zu sehr hinein.

Wir wissen, daß mit dem Ministerialentscheid in der Tiedemann'schen Affaire die Zukunft Henle's wenigstens insoweit gesichert war, als er nun nicht mehr daran dachte, Heidelberg zu verlassen, nun aber kamen die wilden Tage der badischen Revolution. Am 14. Mai schreibt er an seine Geschwister: »Damit Euch zugleich mit den Nachrichten von der Verwirrung, in der wir leben, auch die beruhigende Kunde erreiche, daß es hier wenigstens passabel geht, schreibe ich Euch und den anderen Lieben, daß wir ohne sonderliche Schmerzen und Aufregung aus dem monarchischen Leben in das sogenannte bessere, republikanische, übergegangen sind. In diesem Augenblick steht kein Bataillon im Lande mehr unter den Fahnen, in allen Städten gleichzeitig Soldatenkrawalle, Raftatt von den Truppen, die ihre Officiere fortgejagt, besetzt, der Großherzog mit seiner ganzen Familie entflohen, Blind und Struve, die man heute Nacht gewaltsam befreite, und Fickler als provisorische Regierung in Karlsruhe etablirt, im Begriff, ein Ministerium zu bilden. Dazu in Rheinbayern eine schlagfertige republikanische Armee, von, wie man sagt, vierzigtausend Mann, die den Unseren bald genug zu Hülfe ziehen wird und weit und breit keine zuverlässigen Truppen, als die Preussen, die nur als Feinde und also nur in großer Macht das Land besetzen können, und dagegen die Aussicht, daß sich die



straflose Infubordination bald auf die Truppen der Nachbarstaaten erstrecken wird: dies ist unsere und Deutschlands Lage. Sie sieht im Allgemeinen trostlos genug aus; hier bemühen wir uns indeß, unsere Zuhörer beisammen zu halten.

Wie es mir von nun an geht, werdet Ihr ebenso wohl aus den Zeitungen, als aus meinem Briefe erfahren. Unsere Gesichter sind lang, das meinige wird aber zuweilen wieder breit, wenn ich, wie soeben, einen der lieben heiteren Briefe meiner Marie lese. Wir hoffen, daß eine Revolution, die gleich mit dem äußersten Extrem anfängt, nicht gar zu lange Bestand haben kann, und sehen jetzt nur mit Besorgniß den Nachrichten aus den benachbarten Ländern, aus Rheinhessen und Rheinpreußen entgegen. Wenn Gott will, kann er uns immer noch durch einen kühnen Entschluß des preussischen Königs retten. Gruss und Handschlag. Euer treuer Bürgerbruder Jacob.«

Es dauerte nicht lange mehr, bis die Lage Heidelbergs so kritisch wurde, daß die Professoren es gerathen fanden, ihre Familien auswärts in Sicherheit zu bringen, und Henle schreibt über den weiteren Verlauf der Dinge seiner Schwester in Mainz am 15. Juni: .

»Ich bitte sehr um Entschuldigung, daß ich diesen Sonntag nicht Dein Gast sein kann. Heidelberg ist im Augenblick viel zu gemüthlich und interessant, um es zu verlassen. Gemüthlich, weil die Struve'sche Legion uns verlassen hat und die Blousenmänner, die jetzt mit langen rothen Federn und Gewehren herumgehen, so gar gutmüthig aussehen; ferner, weil kein Mensch Geld hat und Niemand sich dieses



Mangels schämt und dadurch der Verkehr ganz auf den Zustand zurückgeführt ist, wie er im Paradies gewesen sein muß, wo Eva gewiß auch ohne Geldbeutel auf den Markt ging. Interessant ist es, weil wir jeden Augenblick erwarten, erobert zu werden und weil es so wichtig ist, zu sehen, wie die bis dahin runden Physiognomien lang und die langen rund werden. Herrn W. kannst Du erzählen, daß das hiesige neue Zellengefängniß den Namen Pfarrhaus erhalten hat, weil alle Augenblicke irgend ein reactionärer Pfarrer aus der Umgegend dahin abgeliefert wird, Katholiken und Protestanten in christlicher Duldung Wand an Wand. Pfeufer, Jolly und ich setzen unsere gemeinschaftlichen Mittagessen der Reihe nach jeden Tag bei einem anderen fort und finden, daß es ganz unnöthig gewesen wäre, zu heirathen, wenn wir früher auf den Gedanken dieser Art von Garçonwirthschaft gekommen wären.«

An dem Tage, an welchem diese Zeilen geschrieben wurden, begannen die ernstesten Operationen der Reichstruppen am Neckar. Mieroslawski, welcher die revolutionären badischen Truppen befehligte, hatte dieselben erst zurückgedrängt, mußte dann aber seine Front ändern, um sich den von Germersheim und Philippsburg heranrückenden Preußen entgegenzuwerfen. Am 21. wurde die Schlacht von Waghäusel geschlagen, in welcher erst mit wechselndem Glück gekämpft wurde, bis die Preußen endgültig die Oberhand behielten und dann war nach wenigen Tagen Alles zu Ende. Henle schreibt über diese bewegte Zeit an seine Geschwister:

»Mein letzter Brief verkündete Euch den Anfang,



dieser verkündet Euch das Ende der badischen Revolution. Die Zeit, die dazwischen liegt, war zum Briefschreiben nicht geeignet. Tröstliches war nicht zu berichten, Klagen war lebensgefährlich; jede Stunde war ein Provisorium, aus welchem man hoffen mußte, in einen besseren oder total schlimmen Zustand überzugehen. Mit dem Gedanken an den letzteren wollte man seine Lieben nicht ängstigen, von dem ersteren wollte man lieber die Erfüllung abwarten. Während man sich den düstersten Ausichten in unsere und Deutschlands Zukunft nicht erwehren konnte, war schon die Gegenwart unlieblich genug. Der Hochmuth der Lumpen, die uns beherrschten, die Galgengesichter, die das Signal zu ernsterem Angriff zu erwarten schienen, das Toben in den Straßen und Wirthshäusern, die innere Angst und äußerliche Zustimmung der charakterlosen Philister, die aufzehrende Einquartierung im Hause, die drohende Noth, da die Cassen nicht zahlen konnten und die Studenten nicht wollten, das waren so die Eindrücke des täglichen Lebens. Die Siegesberichte der Unseren schlugen uns nieder; ihrer Niederlagen konnte man nicht froh werden, wenn man die Züge Verwundeter unter den Fenstern vorüberfahren, die elend Verstümmelten im Spital liegen sehen mußte, die der nichtswürdige Leichtsinns einiger Schufte und die Feigheit der Ehrlichen um ihr Blut betrogen hatte. Peinliche Empfindungen dieser Art hatte Jeder zu tragen; mich speciell plagten noch die Sorgen, daß ich meiner lieben Braut statt der behaglichen Zukunft, die ich ihr versprochen, zunächst nur ein Leben voll Unruhe und Entbehrungen verschaffen könnte, oder gar unseren Brautstand verlängern



müßte, um indess eine neue Heimath zu suchen. So hatte ich alle meine Abstractionskraft nöthig, um im täglichen Verkehr, bei Vorlesungen und Arbeiten, die ich zum Erstaunen meiner Freunde noch bis vor wenigen Tagen fortbetrieben habe, meine Haltung mir zu bewahren. Am vorigen Freitag aber, vor acht Tagen, den 15. d., begannen die Operationen in der Pfalz und an der Bergstrasse und seitdem waren wir völlig im Gefängniß; nicht einmal aufs Schloß oder über die Brücke liefs man uns passiren. Seitdem war fast täglich Kanonendonner zu hören und wenn er aussetzte, war's erst recht fatal, die Entscheidung abermals verschoben zu sehen. Hessen, Mecklenburger, Nassauer und dergleichen kleines Volk mühte sich vergebens ab, den Neckar zu überschreiten, und wir schauten, Pfeufer, Jolly und Vangerow, die ihre Familien fortgeschickt hatten, und ich jeden Nachmittag aus Pfeufer's Garten mit Fernröhren, ob denn nicht endlich die Preussen herankommen und dem langweiligen Spiel um Menschenleben ein Ende machen wollten. Vorgestern (21.) nun kam Ernst in die Sache. Den Abend vorher war die Nachricht eingetroffen, daß die Preussen von Germersheim angegriffen hätten. Unser ganzes Heer und das Hauptquartier, das bis dahin hier gelegen hatte, zog unverzüglich ab. Am Donnerstag hatten die Preussen das entscheidende Gefecht mit unserer Revolutionsarmee zu bestehen. Die badischen Truppen, insbesondere die Artillerie, schlugen sich mannhaft; die Volkswehr und die Freischaaren aber liefen bald davon und so wurde gegen Abend die Flucht und Niederlage der Unserigen allgemein. Nachdem man



noch den ganzen Nachmittag die geduldigen Mauern mit erlogenen Nachrichten von der Zerspaltung und Gefangennahme der Preussen, vom Uebergang zweier Landwehrregimenter u. s. f. f. beklebt hatte, klärten uns die Massen der Verwundeten, die von fünf Uhr an hereingefahren wurden, über den wahren Sachverhalt auf. Es war eine schreckliche Nacht. Alle Hausthüren mußten geöffnet bleiben, bis gegen zwei Uhr dauerte der Zuzug der Flüchtigen, alle Waffengattungen, Soldaten und Freischaaren durcheinander. Man konnte nichts Anderes mehr fühlen, als Mitleid mit den Erschöpften, Todmüden, die zum Theil vierundzwanzig Stunden nicht geruht und nichts als trockenes Brod genossen hatten und nicht mehr so lange munter zu erhalten waren, bis man ihnen Erfrischung und Lager bereitet hatte. Ich beherbergte in dieser Nacht sieben Mann, natürlich nur die Wenigsten in Betten. Ein großer Theil fiel an diesem Tage von der sogenannten Sache der Freiheit, todt oder lebendig, ab. Am Abend hatten sich auch schon von jenseits des Neckars die Preussen angekündigt; einige Posten auf der Brücke wurden von ihren Schützen zusammengeschossen, ein paar Kugeln fielen in die Stadt. Gestern zogen nun die Führer, um deren Hals es sich handelt, mit allen den Truppen von hier ab, die sie noch mit der Hoffnung, nach der Schweiz durchzubrechen und mit der Furcht vor der Rache des Großherzogs an sich ketten konnten. Es war Standrecht verkündet für Jeden, der zurückbliebe, für jeden Bürger, der die Truppen zum Abfall verführe. Dennoch gingen viele heim, viele hielten sich hier verborgen, zwei zu Officieren avancirten Unterofficieren habe ich selbst mit



meinen Kleidern zur Defertion verholffen. Nur die schweizerische Freischaar unter Becker und Böning blieb zum Schreck der Bürger, denen man schon vorher die Waffen abgenommen hatte, in der Stadt zurück, wilde, zum Theil der Criminaljustiz verfallene Menschen aus allen Ländern. Sie wollten unsere Vertheidigung übernehmen, füllten eine Mine der Brücke mit Pulver, um sie nöthigenfalls zu sprengen und machten den Philistern nicht geringe Sorge durch die Pechkränze, die sie am Abend, jeder Mann zwei, »fassten«, um, wie sie sagten, ein Exempel zu statuiren, wenn man sie im Stich liefse. Viele schliefen in dieser Nacht nicht; die Wenigen, welche schliefen, wozu auch ich gehörte, wurden aber um zwei Uhr durch einen scharfen Granatenschuß geweckt, der über die Stadt hinaufste. Als diesem keine Erwiderung folgte, zogen von vier Uhr an die ersehnten Preußen, etwa zehntausend Mann, von zwei Thoren herein. Durch das dritte waren die Freischärler schon um elf Uhr entwichen. Rothe Bänder und Bärte fielen noch vor der Morgendämmerung, alte Aristokratengesichter, die man seit Wochen vermist hatte, kamen aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Wir haben Einquartierung von allen Sorten, Kürassiere, rothe und blaue Hufaren, Ulanen, Schützen u. s. f. Zwei Officiere mit ihren Burschen liegen schwer auf mir, doch will ich sie aufs Beste pflegen; sie werden überall mit dem Gefühl des Dankes aufgenommen und schon gehen sie mit den badischen Soldaten, gegen die sie gestern noch kämpften und denen die Augen schnell aufgegangen sind, Arm in Arm durch die Straßen. Unsere Armee hat eine schwere Lection verdient; sie ist ihr ge-



worden, aber ich fasse wieder Hoffnung, daß eben durch diese ernste Strafe unsere Zustände wesentlich gebessert seien. Unsere materiellen Verluste sind groß, aber die Hülfsmittel des Landes sind es ebenfalls und ich verzweifle nicht, daß auf einige magere Jahre wieder fette folgen können, wenn nur die Politik Preussens sich diesen Triumph mit Maß zu Nutze macht und nicht zu übermüthig in die alten Geleise einlenkt. — »Heute (d. 24.), nachdem der größte Theil der fremden Garnison wieder gegen Karlsruhe abgezogen ist, sieht die Stadt aus, als hätten wir alle unterdessen erlebten Schicksale nur geträumt und wir müssen an unsere Tasche fühlen, um uns durch dies negative Zeugniß der Positivität unserer Erinnerungen zu versichern. Den Mieroslawskischen Belagerungszustand sind wir los; dafür erhebt sich nun von heute an der königl. preussische, der zwar naturgemäßer und anständiger, aber doch auch nicht so behaglich ist, wie Viele ihn sich gedacht haben. Denn die Soldaten, namentlich die Landwehrmänner, verzeihen es keinem Badener, daß sie unferetwegen seit Wochen auf dem Marsch und seit Monaten von Weib und Haus getrennt sind; sie unterscheiden nicht zwischen Terroristen und Terrorisirten, wie ich heute beinahe zu meinem Schaden selbst erfahren hätte, als ich einem bedrängten Collegen beispringen und die Leute von der guten Gesinnung der anständigen Einwohner überzeugen wollte. Es ist wieder ein Beweis von dem eigenthümlichen guignon, das mich verfolgt, daß, während ein Haufe sich an Professor Delßs vergriff, der die Leute aus dem Museum, als einer geschlossenen Gesellschaft, wegschicken wollte, während ich in



dem darüber eingeleiteten Wortwechsel versicherte, daß gerade das Museum der Sitz der wohlgefinnten und gebildeten Bürger sei, in demselben eine Anzahl versteckter Gewehre gefunden und herbeigeschleppt wurde, die mir freilich ein arges Dementi gaben. Ich war äußerst vergnügt, als ich unter beständigen Versicherungen der guten Museumsgefinnung das Weite gewonnen hatte und nahm mir vor, meine Collegen künftig ungestört prügeln zu lassen.«

Mit den Preussen zogen auch die verschwunden gewesenen Studenten wieder fast vollständig in die Ruperto-Carola ein, so daß Alles wieder in das gewohnte Geleise gebracht war, nur die Familien, welche durch den Verlust ihrer Ernährer oder Söhne in tiefe Trauer versetzt worden waren, wurden in wehmüthigster Weise an die vergangenen, wildbewegten Wochen erinnert. Zu ihnen gehörte auch Tiedemann, der einen Sohn beklagte, welcher sich als Artillerieofficier der aufständischen Armee angeschlossen hatte, ergriffen und nachher standrechtlich erschossen wurde. Das Mitleid mit dem alten Widerfacher, der auch noch durch andere Schicksalsschläge, welche ihn in dieser Zeit trafen, schwer niedergebeugt war, nahm dem bestehenden Conflict viel von seiner Schärfe; derselbe wurde dadurch ganz beendet, daß Tiedemann seinen Abschied nahm und seinem jüngeren Collegen das Feld vollständig überliefs.

Ungeduldig erwartete Henle den Schluß des Semesters, denn die beginnenden Ferien sollten ihm die Hochzeit bringen. Er sehnte sich um so mehr nach der Vereinigung mit seiner Braut, als er seit seiner Verlobung nur vier kurze Tage an Pfingsten



mit ihr verbringen durfte, wo er sie in Berlin auffuchen konnte. Selbst die Correspondenz litt durch die Ungunst der so unruhigen Zeitläufte. Anfang August eilte er nach Holstein, wohin unterdessen die Familie seiner Braut übergesiedelt war. Obgleich die eigentliche Garnison des Vaters Rendsburg war, nahmen die Damen doch in Kiel Wohnung, da die fast nur von Soldaten bevölkerte Garnison wenig geeignet schien, ein Hochzeitsfest dort zu begehen. In Neumünster, wo der von Norden und der von Süden her kommende Zug zusammen kamen, sollten Schwiegervater und Schwiegersohn zusammentreffen, um gemeinsam die Reise nach Kiel fortzusetzen. Ein Brief Marien's mit der Benachrichtigung davon und dem Signalement ihres Vaters war verloren gegangen, so daß Henle ahnungslos das Coupé bestieg. Allmählig kam er durch mancherlei Indicien auf die Idee, daß ein Officier, der von ihm durch eine lebhaft plaudernde Gesellschaft getrennt, in der anderen Ecke des Wagens saß, Vater Richter sein müsse. Um sich zu vergewissern, ließ er ihm eine Rechnung über Kanonenwischer, welche er ihm überbringen sollte, durch die Zwischensitzenden überreichen. Der Empfänger nickte ihm seinen Willkommensgruß zu; auf der nächsten Station konnten sie sich die Hände schütteln und als alte Freunde kamen sie in Kiel an, wo sie jubelnden Empfang fanden. Im Fluge vergingen einige schöne Tage und am 11. August fand die Hochzeit statt. Die Neuvermählten reisten über Hamburg nach Süden, besuchten die Verwandten in Weimar und Coblenz und gingen nach Mainz, um die Kinder abzuholen und sie mit nach Heidelberg



zu nehmen. Henle giebt über diese Reise folgende Erzählung:

»Verehrte Frau Pfeufer; die erste Zeit unserer Ehe ist so reich an stürmischen Ereignissen gewesen, daß vier Wochen vergehen konnten, ehe ich Ihnen und meinem liebsten Freunde, von dem ich nicht weiß, ob ihn diese Zeilen in Heidelberg finden werden, von der Erfüllung meines Glückes Nachricht gebe. In Hamburg geriethen wir in eine Emeute gegen die durchziehenden Preußen, die das noch immer etwas schwarzweißse Herz meiner jungen Frau mit Sorgen erfüllte; in Weimar nahmen uns die Vorbereitungen zum Göthefest und endlich die Feierlichkeiten selbst lebhaft in Anspruch. In Mainz, wo wir auf ruhige Stunden hofften, war indess unser treffliches Kindermädchen am Nervenfieber gestorben und mein Junge, der uns einen Tag durch seine Liebenswürdigkeit mit elterlichem Stolz erfüllte, bekam am zweiten Tage eine heftige Brustentzündung, die nicht nur mich, sondern auch seine Aerzte um sein Leben besorgt machte.«

Der erste bessere Tag wurde zur Reise nach Heidelberg benutzt, aber auch dort noch hatte die junge Frau mehr als erwünschte Gelegenheit, ihre Leistungsfähigkeit zu erweisen, indem der kleine Sohn einen schweren Rückfall bekam und dabei das Haus nicht von Logirbesuchen leer wurde. Sie zeigte sich zur innigsten Freude ihres Gatten den gestellten Aufgaben nicht nur vollkommen gewachsen, sondern machte ihm sein Heim noch dadurch besonders lieb, daß sie nicht nur Freude an Musik hatte, sondern sich auch ausübend an der dem Gatten so erwünschten Hausmusik betheiligen konnte. Die nächsten



Jahre flossen ruhig dahin, das einzige, freilich wichtige Ereigniß im Schoofse der Familie war die Geburt einer Tochter, Anna geheissen, welche fröhlich und gesund mit den Kindern erster Ehe heranwuchs. Der Verkehr hatte sich nicht wesentlich ausgebreitet, eher etwas eingeschränkt und zum ersten Male genoss der Gelehrte die Wohlthat eines ruhig dahinfließenden und sorgenfreien Lebens.

In Bezug auf seine amtliche Stellung blieb ihm Aerger und Verdrießlichkeit nicht erspart, denn die mit Gewalt hereinbrechende Reaction machte keinen Unterschied zwischen rothen Republikanern und »Gothanern«, d. h. gemäßigten Liberalen, die Partei der Alten trug den Kopf wieder hoch und hatte das Ohr der maßgebenden Persönlichkeiten in Karlsruhe; in der traditionellen Uneinigkeit, welche so lange Zeit die Ruperto-Carola beherrschte, hatte sich das Rad wieder gedreht und die Oberhand hatten Andere gewonnen. Den »Gothanern« war diese Aenderung nicht nur deshalb sehr wenig angenehm, weil es bequemer und erspriesslicher ist, etwas durchsetzen zu können, als das Gegentheil, sondern auch deshalb, weil die Interessen der Universität unter dem nunmehrigen Regiment augenscheinlich litten, und es weiß ja in der That Jedermann, daß Heidelberg in den fünfziger Jahren in unerfreulicher Weise zurückging. Zu diesem Rückgang trugen aber nicht nur die engherzigen Maßregeln bei, welche getroffen wurden, sondern auch deren unmittelbare Folge, die unbehagliche Stimmung, in welche die jüngeren und zugkräftigen Professoren durch dieselben versetzt wurden. Bei Neuberufungen gelang es nur schwierig und nach



schweren Kämpfen, oft auch gar nicht, Candidaten durchzusetzen, welche einen wissenschaftlichen Ruf mitbrachten, das Verforungsbedürfnis der vorhandenen Söhne und anderer Protegirtten behielt oft genug die Oberhand. Speciell in der medicinischen Facultät spitzten sich die Dinge stark zu; Tiedemann war, wie gesagt, abgetreten, Nägele war gestorben, der alte Gmelin hatte seine Entlassung genommen, so daß nur noch Chelius, Pfeufer und Henle übrig geblieben waren, wenn man vom alten Kliniker Puchelt abieht, der nur noch als Ballast mitgeschleppt wurde. Chelius, der die Reaction gegen die beiden Anderen repräsentirte, that natürlich Alles, um Candidaten durchzusetzen, welche ihm genehm waren. Der Geburtshelfer Lange war ein Compromißmann, mit der Berufung von Bunsen aber hatten die »Gothaner« noch einen durchschlagenden Erfolg, über den sie sich nicht wenig freuten. Des Kampfes müde, sehnte sich aber doch Alles nach einer ruhigeren und angenehmeren Stellung. Dittenberger, ein Gefinnungsgenosse des Henle'schen Kreises und demselben nahestehend, ging nach Weimar, Pfeufer war glücklich, einen Ruf nach seiner bayerischen Heimath zu erhalten, und nun war selbstverständlich auch Henle's Bleiben nicht länger. Pfeufer gab sich der Hoffnung hin, daß es ihm gelingen würde, seinem Freund ebenfalls in München eine Stätte zu bereiten, dieser aber nahm rasch entschlossen den an ihn ergehenden Ruf nach Göttingen an und schreibt seiner Schwester: »Daß wir nicht mit einander ziehen, schmerzt uns Beide, doch meine ich sagen zu müssen, unsere Freundschaft habe ihren Gipfel erreicht und werde besser jetzt gewaltsam zerrissen, als durch



äufsere Verhältnisse abgekühlt.« Er hatte recht; die Erinnerung an die schönen und erfolgreichen Jahre, welche sie zusammen verlebt hatten, die Erinnerung ferner an Freud und Leid, welches sie treulich mit einander getragen hatten, bildete einen Kitt, welcher sich das ganze Leben hindurch nicht lockerte, und als Pfeufer aus demselben geschieden war, da traf mancher gedankenvolle, der Vergangenheit geweihte Blick die Büste des Verstorbenen, welche Henle an seinem Schreibtisch stehen hatte.

Im Herbst 1852 trennte sich der Heidelberger Freundeskreis und während die Anderen ostwärts zogen, wandte sich Henle gen Norden, um dort eine Heimath zu finden, welche er nicht mehr verlassen sollte.

---

Henle war nach Heidelberg als zweiter Professor berufen, ebenso wie ja auch Pfeufer nur zur Entlastung Puchelt's dienen sollte. Beide aber eroberten sich im Sturm eine Position als Lehrer, welche diejenige der ersten Vertreter ihrer Fächer weit hinter sich liess. Die Forschungs- und Darstellungsmethode der beiden Freunde war ihren Zuhörern etwas ganz Neues und Unerhörtes, die lebenswürdige Persönlichkeit Beider fesselte die Studenten, ihre Begeisterung riss sie mit sich fort und wenn man heute noch einen alten Heidelberger von damals reden hört, findet er kein Ende, die herrliche Zeit politischen und wissenschaftlichen Aufschwunges zu preisen. So sehr die beiden Freunde zusammengehörten und so wenig man sich Heidelbergs medicinische Facultät nur mit einem von ihnen denken konnte, so ging doch selbstverständlich die



Lehrthätigkeit des Klinikers und die des Theoretikers im Einzelnen weit aus einander. Henle vertrat, da Tiedemann sehr bald nach seinem Eintritt vollständig feierte, die Anatomie in ihrem ganzen Umfange, die Physiologie, vergleichende Anatomie, auch die allgemeine Pathologie. Trotzdem er sich nach einer Entlastung sehnte, las er doch neben dem Allen noch ein Colleg über Anthropologie, welches nicht in seinem speciellen Lehrauftrag lag. Die Studenten drängten sich zu seinen sämmtlichen Vorlesungen und wir sehen selbst in den bewegtesten Semestern von 1848 und 1849 seine Hörsäle immer gefüllt. Dasjenige Colleg aber, welches in der Heidelberger Zeit Henle's Ruhm am weitesten unter der studirenden Jugend ausbreitete, war die erwähnte Anthropologie. Zuhörer aus allen Facultäten strömten herbei und die dort gehörten Dinge bildeten den Gesprächsstoff auch bei den geselligen Zusammenkünften der jungen Leute. In Bezug auf die Nachhaltigkeit des verursachten Eindruckes konnten sich damals der Anthropologie nur die Vorlesungen von Gervinus an die Seite stellen. Die beiden Freunde hörten auch gegenseitig mit größtem Interesse bei einander. Wie aus der anhangsweise abgedruckten Einleitung in die Anthropologie hervorgeht, stellte sich Henle auch durchaus nicht auf den ausschließlichen Standpunkt des Anatomen, sondern berührte selbst die Tagesfragen, welche die Welt bewegten. Dafs er den Stoff durchaus philosophisch und zwar im besten Sinne philosophisch verarbeitete, bedarf bei ihm weiter keiner Versicherung. Er theilte seine Vorlesung in drei Theile: Erstens von den negativen Functionen (Verdauung, Circulation);



zweitens von den animalen Functionen (Anatomic und Thätigkeit der Nerven, psychische Thätigkeiten); drittens von der Reproduction.

Wie sehr die Vorlesung gefallen hat und wie intensiv sie die Zuhörer beschäftigte, dafür mag kein Geringerer als Gottfried Keller als Zeuge dienen. Henle hatte den Dichter auf der Reise, welche er mit seiner ersten Frau und seiner Schwester Mathieu nach der Schweiz unternahm, bei seinem Freund Schulz kennen gelernt. Er war durch einige seiner Gedichte schon auf ihn aufmerksam geworden, konnte aber seiner bekannten Schweigfamkeit wegen wenig mit ihm anfangen. In den Reiseaufzeichnungen heisst es: »Für uns war es ziemlich dasselbe, ob ein junger zahmer Bär oder Poet mit uns zu Tische sass, denn ausser einigem unarticulirten Gebrumme bekamen wir nichts von ihm zu hören.« Henle hatte aber auf den Dichter um so gröfseren Eindruck gemacht, denn er besuchte ihn sogleich, nachdem er im Herbst 1848 nach Heidelberg gekommen war, hörte seine Vorlesung über Anthropologie und verflocht sie dann später in seinen »Grünen Heinrich«. Im 4. Bande S. 44 f. der ersten Ausgabe heisst es über sie: »Neben einer Menge junger Leute seines (Heinrich's) Alters, welche höchst selbstständig und rücksichtslos ihre Plätze einnahmen und behaupteten, erschienen Viele vorgerückteren Alters, gut oder schlecht gekleidet, welche schon stiller und bescheidener unterzukommen suchten, und sogar einige alte Herren mit weifsem Haar, selbst rühmliche Lehrer in anderen Gebieten, nahmen entlegene Seitenplätze ein, um dort zu sehen, was es noch für sie zu lernen gäbe. So mochten über hundert Zuhörer versammelt sein, welche



des Vortragenden harrten, Jeder mit anderer Empfänglichkeit, anderen Absichten und anderen Erfahrungen, so dafs eigentlich Jeder im wahren Sinne des Wortes hier ein Autodidakt war, das heifst, ein Solcher, der sich am Ende selbst zu dem macht, was er ist und wird. Dies wurde in der That augenscheinlich, als der berühmte Mann endlich in die Thür trat, sich das Haar zurecht strich, rasch und anständig nach seinem Känzelchen eilte und dort mit achtungsvoller Anrede seinen Vortrag begann, nicht wie Einer, der streng und trocken lehren will, sondern wie ein Künstler, welcher durch Artigkeit, Wahl der Worte, Verbindung der Gedanken, durch Geist und Witz sich hervorthun möchte und sichtlich bestrebt ist, sich den Beifall auch der geringsten seiner Zuhörer zu erwerben. Aus der leichten Anordnung und dem rednerischen fließenden Vortrage des Gegenstandes, ohne alle geschriebene Vorlage, machten sich nicht im mindesten die mühseligen Studien und die gewissenhaft sorgfältigen Arbeiten fühlbar, welche sie gekostet hatten; die schnell vorübergehende anschauliche Rede schien mehr eine Anregung und Aufforderung zu eigener Belehrung, als eine feststehende unveränderliche Lehre zu sein, bei Jedem wieder etwas anders wirkend und fein unmittelbares Selbsturtheil weckend. Der gleiche Gegenstand führte den Einen sofort und vielleicht für immer zu philosophischem Denken, den Anderen zu umfassender Naturbetrachtung, den Dritten zur besonderen Erforschung des menschlichen Körpers oder zur Heilkunst, der Vierte endlich, durch die Darstellung des Nahrungsprocesses, verfiel gar auf nationalökonomische Studien und wurde vielleicht ein grofser Poli-



ticus, während der Fünfte, Sechste und Siebente die gleichen Dinge nur anhörten und niederschrieben, um sie in einem halben Jahre gänzlich zu vergessen und später als große Theologen, Seelenkundige und Sittenlehrer von Fleischeslust, Herzensverstocktheit, Augen- und Ohrendienst zu reden, ohne eine klare Vorstellung von den betreffenden Organen zu besitzen.« Nur in der Frage nach dem freien Willen war der Dichter mit dem Anthropologen nicht einverstanden; während ihn dieser verneint, wünscht ihn jener entschieden aufrecht erhalten zu sehen.

In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte sich Henle damit, »anthropologische Vorträge<sup>1)</sup>« niederzuschreiben, in welchen er Gedanken ausführt, welche in jener Vorlesung ausgesprochen worden waren. In dem Vorwort zu diesen »Vorträgen« spricht sich der Verfasser zugleich über den Inhalt und den Geist, in welchem die ursprüngliche Vorlesung gehalten worden war, aus. Es heißt: »Ursprünglich entstammen sie akademischen Vorlesungen über Anthropologie, die ich in Heidelberg in den Jahren 1847 bis 1852, also vor der Zeit, da die Naturwissenschaften populär zu werden begannen, einem aus allen Facultäten zusammengesetzten Auditorium vortrug. Die ausgesprochene Absicht der Vorlesungen war, die Analogien der leiblichen und psychischen Thätigkeiten zu erörtern, und zu versuchen, wie weit die in Physiologie und Pathologie erprobte Forschungsmethode auf psychologische Fragen anwendbar sei. Seitdem sind die Quellen der Belehrung über die körperlichen

---

<sup>1)</sup> Braunschweig, Vieweg, 1876 und 1880.



Functionen in Büchern, Zeitschriften und Reden reichlich genug geflossen. Ich wollte die zum Gemeingut gewordenen Resultate nicht wiederholen und doch auch nicht darauf verzichten, die auf dieselben gegründeten Folgerungen einem weiteren Kreise zur Beurtheilung vorzulegen. Möchte es mir gelungen sein, die aus dem Zusammenhang gelösten physiologischen Thatfachen so verständlich und so vertrauenswürdig hinzustellen, daß man sie sich als Erklärungsgründe für die Erscheinungen des Seelenlebens, die Jedem aus eigener Anschauung zugänglich und bekannt sind, gefallen lasse.« Wer den Wunsch hat, die originelle, feinsinnige und tiefe Denkweise kennen zu lernen, von welcher seine Vorlesung getragen war, der kann nichts Besseres thun, als jene beiden Hefte zur Hand zu nehmen<sup>1)</sup>. Jedem, der nicht auf der Oberfläche bleiben mag, sondern es liebt, die Dinge auch in die Tiefe zu verfolgen, wird darin eine Fülle von Anregung und Belehrung finden.

Was die literarische Thätigkeit Henle's in seiner Heidelberger Zeit anlangt, so gehört dieselbe ganz und gar der »rationellen Pathologie« an, wenn ich von einem Nachzügler absehe, einem kleinen Aufsatz über Gregarina, welcher durch eine Arbeit Kölliker's angeregt, über Beobachtungen berichtet, welche schon im Jahre 1836 bis 1837 gemacht worden waren.

---

<sup>1)</sup> Die einzelnen Vorträge sind betitelt: Ueber die Grazie. Glauben und Materialismus. Naturgeschichte des Seufzers. Physiologie des Affects. Geschmack und Gewissen. Von den Temperamenten. — Ueber den Geschmackssinn. Vom Willen. Teleologie und Darwinismus. Ueber Physiognomik. Der medicinische und der religiöse Dualismus.



Die »rationelle Pathologie« ist ein Product langjähriger Denkarbeit; sie reicht bis ins Jahr 1840 zurück, denn die damals veröffentlichten »pathologischen Untersuchungen«, von welchen oben erzählt wurde, sind als die ersten Vorarbeiten zu derselben anzusehen. Es wurde ja auch erwähnt, daß dort fundamentale Gedanken ausgesprochen sind, welche gewissermaßen den Rahmen für das spätere Handbuch abgeben konnten. Bekannt ist dem Leser ferner, daß Henle seine Vereinigung mit Pfeufer in derselben Facultät freudig begrüßte, da er von ihm erwarten durfte, daß er, der scharfsinnige Praktiker, die richtige Ergänzung zu seinen theoretischen Gedanken und Ideen bilden würde, eine Ergänzung, deren Wichtigkeit und Nothwendigkeit ihm klar bewußt war. Die Abfassung der pathologischen Jahresberichte bot ihm die Möglichkeit, die Literatur in ihrer Gesamtheit in sich aufzunehmen, und die Zeitschrift für rationelle Medicin endlich war dazu geschaffen worden, um dauernd auf das Publicum im Sinne der »rationellen Pathologie« einzuwirken. Man sieht also, daß das Handbuch selbst nur die Krönung des Gebäudes darstellte. Der Leser wird nun billig fragen, was ist eigentlich »rationelle Pathologie«? Denn es ist keineswegs ein Ausdruck, welcher sich dauerndes Bürgerrecht in der medicinischen Nomenclatur errungen hat. Er wurde vielmehr von Henle-Pfeufer erfunden und war nur kurze Zeit im Gebrauch. Er war der Schlachtruf der neuen Schule im Kampf gegen die alten Anschauungen; als dieser Kampf gewonnen war, verstummte auch der Ruf. Um jenen Kampf, bei welchem das Handbuch der rationellen Pathologie das schwerste Geschütz darstellte, zu verstehen, muß man erst die kämpfenden Parteien kennen lernen und diese schildert uns Henle selbst in der Abhandlung, mit welcher er die Zeitschrift für rationelle Medicin inaugurirt, sowie im Schlußwort, mit welchem er sie 1869 beendet. Er sagt, daß drei Richtungen in der Medicin mit einander kämpften, die naturphilosophische, ins Leben gerufen durch das System Schelling's, welches neben allen anderen Regionen



menſchlicher Forſchung auch die Phyſiologie und Medicin beherrſchte; die empiriſche, ins Leben gerufen durch das Miſtrauen, welches die Maſſen ſtets gegen jede Reflexion haben, eine Schule, welche nur die Erfahrung gelten lieſſe und einen Cultus der Thatſachen ausgebildet habe; und eine dritte, ſo ſagt er wörtlich, »die gewiſſermaſſen zwifchen beiden in der Mitte ſteht und bald einen bedeutenden Wirkungskreis erlangen wird, wenn ſie ſich zu mäſſigen weiſt und nicht fogleich Alles zu beherrſchen verlangt. Ich will dieſe Methode die rationelle nennen, weil ſie die Abſicht hat, ſich ſowohl von den Urfachen der Phänomene, als der Wirkungsweiſe der Mittel Rechenschaft zu geben. Sie bemüht ſich, die Symptome in ihrer Abhängigkeit von einander und in ihrem Zusammenhange mit inneren organiſchen Veränderungen aufzufaſſen und dieſe Veränderungen zu begreifen als Folgen abnormer äußerer Einwirkungen auf die mit eigenthümlichen Kräften begabte organiſche Materie. Aufſchlüſſe hierüber erwirbt ſie ſich auf doppeltem Wege, mittelſt der pathologiſchen Anatomie und des Experimentes. Durch die Coincidenz gewiſſer Krankheitserſcheinungen mit beſtimmten materiellen Veränderungen wird ſie zur Annahme eines urfächlichen Verhältniſſes zwifchen beiden geführt; experimentirend ſetzt ſie, ſo weit es möglich iſt, willkürlich die Urfache, und verſichert ſich, indem ſie die Folgen beobachtet, der Richtigkeit der Schlüſſe.

Ich ſagte, daſs die rationelle Methode die Mitte halte zwifchen der theoretiſchen und der empiriſchen; jener gleicht ſie darin, daſs ſie die Wahl der Mittel durch die Einſicht in ihre Wirkung zu rechtfertigen ſucht, ſie unterſcheidet ſich aber von ihr dadurch, daſs ſie ihre Sätze nicht von einem oberſten Princip ableitet. Indem ſie Thatſachen ſammelt und vergleicht, das Zufällige in denſelben abſondert und das, was ſo Vielen gemein iſt, hervorhebt, gelangt ſie zu Geſetzen über die Beziehung einerſeits der Symptome, andererseits der Krankheits- und Heilungsurfachen zu Veränderungen der Organifation. Ihr Weg iſt alſo der der



Empirie, aber, wenn ich so sagen darf, in einer gebrochenen Linie. Der echte Empiriker geht direct von den Krankheits-symptomen zur Heilung; erschlossen ist nur, aus dem Zusammentreffen von Behandlung und Genefung, der Causal-nexus zwischen beiden. Da die rationelle Methode nicht von einem obersten Princip, sondern vom Einzelnen ausgeht, so macht sie keinen Anspruch darauf, das ganze Gebiet unserer Kenntnisse zu beherrschen, sie gesteht vielmehr zu, daß die Medicin, nach dem jedesmaligen Standpunkte der Hülfswissenschaften und der ärztlichen Erfahrungen selbst, ihre zugänglichen und unzugänglichen Seiten habe, und hält sich, mit Goethe zu reden, an jene, um dadurch auch diesen etwas abzugewinnen.«

Das Programm der rationellen Pathologie läßt sich mit wenigen Worten folgendermaßen ausdrücken: Soweit es möglich ist, hat man die pathologischen Vorgänge durch die Physiologie, in welche sie voll und ganz hineingehören, zu erklären; wo dazu die Kenntnisse nicht ausreichen, gilt es, durch Hypothesen wenigstens den richtigen Weg zu suchen. »Es wird immer ein ansehnliches, allein der Hypothese zugängliches Gebiet übrig bleiben, und wenn unsere Erfolge fördernd, unsere Mißgriffe warnend beigetragen haben, der Hypothese ihre richtige Stelle anzuweisen, so hat die Fahne der rationellen Medicin nicht umsonst geweht«, so sagt unser Gelehrter im Schlußwort zu seiner Zeitschrift.

Man kann sich in unserer Zeit gar keine rechte Vorstellung davon machen, daß man damals solche Sätze zu vertheidigen hatte und Flemming sagt sehr richtig in seinem Nachruf<sup>1)</sup>: »Kein besseres Zeugniß für seinen Erfolg als dies: daß die Principien, die er als Pathologe aufstellte und verfocht, uns Heutigen in Fleisch und Blut gegangen sind; so völlig, daß wir zu vergessen anfangen, wie eine gegen-

---

<sup>1)</sup> Jacob Henle: Biolog. Centralblatt. V. Bd. No. 10. 15. Juli 1885.



theilige Richtung einst überhaupt möglich war, wie sie bestritten werden mußte, und wie viel Gedanken, Sorge und Ausdauer unter Anderen ein Mann, wie Henle, an diesen Kampf gesetzt hat. Denn wer weiß heute noch viel von den naturphilosophisch-medicinischen Systemen, die zur Zeit, wo Henle jung war, die ärztliche Wissenschaft beherrschten? Man muß dafür schon bei den Aelteren nachfragen; die Jungen haben jetzt nicht viel Zeit, Geschichte der Medicin zu studiren, und viel Gelegenheit, sie rasch zu vergessen. Dafs jene alten Systeme heute alt heißen und der Historie angehören, ist zum nicht geringen Theil Henle's Verdienst.«

Der Gelehrte selbst war sich über den Erfolg und die Schicksale seiner Studien und Kämpfe ganz klar; in sein Handexemplar der »rationellen Pathologie« hat er später Schopenhauer's<sup>1)</sup> Ausspruch eingetragen:

»Der Wahrheit ist ein kurzes Siegesfest beschieden zwischen den beiden langen Zeiträumen, wo sie als paradox verdammt und als trivial geringgeschätzt wird.«

Die Mehrzahl der Aerzte war zu jener Zeit noch immer in dem Wahn befangen, von welchem sich weder Naturphilosophen noch Empiriker losmachen konnten, dafs die Krankheit ein Parasit sei, welcher sein eigenes Leben führe, welcher auch sterbe, selbst erkranken könne, Nachkommenschaft erzeuge.

Wie wenig sich selbst hochbedeutende Gelehrte jener Zeit über die herrschenden Irrthümer erhoben, erhellt daraus, dafs ein Schönlein, das grösste praktische Genie seiner Zeit, ein ausgezeichneter Diagnostiker und unbefangener Beobachter, ganz unwillkürlich die Krankheiten so vollständig zu Organismen umwandelte, dafs er sie in ein dem botanischen ganz gleichartiges System brachte, und wenn man das noch von 1845 ab erschienene Buch seines Schülers Fuchs<sup>2)</sup> aufschlägt und dort von einer Eintheilung der Krank-

---

<sup>1)</sup> Die Welt als Wille und Vorstellung. Vorrede zur ersten Auflage.

<sup>2)</sup> Lehrbuch der speciellen Nosologie und Therapie.



heiten in drei Classen, zwölf Ordnungen und sechsunddreissig Familien lieft, wenn man sieht, wie z. B. Ikterus, Urämie und Menstruationsanomalien in eine »Familie« oder Intermittens, Neuralgien und Anästhesien als Krankheiten des sensitiven Nervenlebens in eine »Ordnung« zusammengeworfen werden, so begreift man, wie Henle's wissenschaftliche Begeisterung keine Rücksichten in der Bekämpfung des Alten kannte.

Woher es kam, dafs die Medicin in den vergangenen Jahrzehnten zu ihrem grossen Schaden so ganz der Physiologie und ihrer Forschungsmethode entfremdet war, erklärt sich daraus, dafs diese in Verkennung ihrer Aufgabe die experimentelle Richtung gänzlich verlassen und sich lediglich mit vergleichender Anatomie beschäftigt hatte. Der Bell'sche Lehratz von der Bedeutung der Wurzeln der Spinalnerven hatte dann die Physiologen mit einem Mal zur Befinnung gebracht, und es war besonders Joh. Müller, welcher unter den Ersten wieder in das allein zum Ziele führende experimentelle Fahrwasser einlenkte. Alle experimentirenden Physiologen aber waren nunmehr, bewusst oder unbewusst, gern oder ungern, Mitarbeiter am Reformwerk und halfen, die Pathologie auf die richtige Bahn zu führen.

So kam es, dafs nun dem Buche Henle's der Weg geebnet, dafs nun das Publicum für dasselbe vorhanden war, welches beim Erscheinen der pathologischen Untersuchungen noch fehlte. Dafs das Handbuch aber einen solch' beispiellosen Erfolg hatte und überall einen so jubelnden Empfang fand, dies versteht man nur, wenn man die ganze Zeit berücksichtigt, in welche dasselbe fällt. Im staatlichen Leben wie in der Wissenschaft fand man in der trockenen »Biedermeier-Zeit« für Alles eine actenmäfsige Rubrik, man brauchte nur in das Fach zu greifen, um ebenso die Polizeiacten eines Staatsbürgers, wie die einer Thier- und Pflanzenart oder die einer Krankheitsform hervorzuholen. Bestrafung fand dasjenige, was sich nicht in die peinliche Ordnung des Systemes einzwängen lassen wollte. Alles seufzte nach Befreiung von



den beengenden Schranken und suchte die Fesseln zu sprengen, welche engherzige Jahrzehnte geschmiedet hatten. In der Naturwissenschaft äufserte sich der Drang in den bedeutungsvollsten Entdeckungen und Fortschritten, welche weit weniger lange brauchten, um Erfolg zu haben, wie die gleichzeitigen politischen Bestrebungen nach freier Bewegung und nach Einigung des künstlich Getrennten. In der Physik schlang die Meyer-Helmholtz'sche Theorie von der Erhaltung der Kraft ein festes Band um scheinbar heterogene Theile der Wissenschaft, Wöhler's Entdeckungen von der künstlichen Darstellung des Harnstoffes schlug die Brücke zwischen anorganischer und organischer Chemie. Mulder hatte die Identität des pflanzlichen und thierischen Eiweisses erkannt und Schleiden-Schwann hatten die Gleichartigkeit im Aufbau der ganzen organisirten Welt nachgewiesen. Last not least gehören auch noch in diese Zeit die ersten Bestrebungen Darwin's, die beschreibenden Naturwissenschaften von den Fesseln der Species zu befreien. Henle also war es vorbehalten, durch sein Buch Pathologie und Physiologie zu verbinden, aus den theoretischen und praktischen Zweigen der Medicin eine Einheit zu schaffen, welche bestehen wird, so lange man wissenschaftliche Medicin treibt, und sollte es einmal einem theoretischen Fach einfallen, den Zusammenhang mit der praktischen Medicin lösen zu wollen, diese letztere wird es nicht zugeben und darf es nicht, wenn sie nicht allen Boden unter den Füßen verlieren und wieder in Zustände zurückfinken will, welche des heute schon erreichten hohen Standpunktes unwürdig sind. —

Nachdem nun der Leser über Zeit und Umstände unterrichtet ist, wende ich mich zur Besprechung des Druckwerkes selbst.

Das zweibändige Handbuch der rationellen Pathologie beginnt 1846 zu erscheinen und wird 1853, d. h. also ungefähr mit der Uebersiedelung Henle's nach Göttingen, beendigt. Der erste Band stellt nach einer Einleitung die ärztlichen Methoden dar, dann folgt eine Besprechung der



medizinischen Disciplinen, wobei die Stellung der rationellen Pathologie präcificirt wird; es wird ihre Methode, ihr Inhalt, ihre Eintheilung besprochen und eine wirklich meisterhafte geschichtliche Uebersicht der medicinischen Systeme gegeben. Nun folgt der rationellen Pathologie allgemeiner Theil, in welchem der Stoff in folgender Weise gruppirt ist:

I. Begriff und Wesen der Krankheit.

- 1) Definition.
- 2) Wesen der Krankheit.
- 3) Krankheitsproceß.

II. Allgemeine Aetiologie.

- 1) Allgemeine Wirkung der Reize.
- 2) Krankheitsanlage.
- 3) Aeufsere Urfachen.

III. Die räumlichen Beziehungen der Krankheit.

- 1) Die Krankheitsymptome.
- 2) Oertliche und allgemeine Krankheiten.
- 3) Sympathie und Antagonismus.

A. Normale Sympathien.

I. Sympathien durch das Blut.

II. Nerven-sympathien.

Anatomisch-physiologische Vorbemerkungen.

- 1) Sympathien der cerebrospinalen Nerven.
- 2) Sympathien der Eingeweidenerven.
- 3) Sympathien des Bindegewebes.
- 4) Sympathien der Gefäßsnerven.
- 5) Sympathien des Denkor-ganes.

III. Sympathien, deren Quelle unbekannt ist.

B. Abnorme Sympathien.

I. Abnorme Sympathien durch das Blut.

II. Abnorme Nerven-sympathien.

IV. Die zeitlichen Beziehungen der Krankheit.

1) Vom Krankheitsverlaufe.

Dauer der Krankheit. Typus.

Periodicität.

Rhythmus.



2) Von den Ausgängen der Krankheit.

In Genefung; in eine andere Krankheit; in Tod.

Die erste Abtheilung des zweiten Bandes ist so umfangreich, wie die zweite Abtheilung und der erste Band zusammen genommen. Sie ist dem speciellen Theil der rationalen Pathologie gewidmet und behandelt:

I. Pathogenie.

I. Anomalien der Säfte, insbesondere des Blutes.

I. Anomalien der Qualität der Säfte.

I. Qualitative Anomalien der Säfte an sich.

A. Des Blutes.

1) Anomalien der physikalischen Charaktere und der Gerinnung.

2) Anomalien der chemischen Zusammensetzung.

A. Anomalien der Blutmischung durch abnorme Proportion der normalen Bestandtheile.

B. Anomalien des Blutes durch Beimischung neuer und fremder Substanzen.

3) Anomalien des mikroskopischen Verhaltens.

B. Qualitative Anomalien des Chylus und der Lymphe.

II. Die Dyskrasien.

A. Dyskrasien von Aufnahme fremder Stoffe ins Blut.

B. Dyskrasien durch Zurückhaltung von Excretionsstoffen.

C. Dyskrasien, bei welchen eine Aenderung der Hauptbestandtheile des Blutes nachgewiesen oder wahrscheinlich ist.

D. Dyskrasien durch übermäßige Erzeugung auscheidender Bestandtheile.

E. Zweifelhafte Dyskrasien.



II. Anomalien der Quantität der Säfte.

II. Anomalien der Bewegung und Vertheilung der Säfte.

1) Gefäßsleere. Collapsus.

2) Gefäßfülle. Turgor.

Aetiologie.

Symptomatologie.

Hämorrhagie.

3) Anomalien der Thätigkeit der Saugadern.

III. Anomalien der Ernährung.

1) Atrophie.

2) Hypertrophie.

Die zweite Abtheilung des zweiten Bandes enthält:

II. Symptomatologie.

I. Symptomengruppe der Organe des animalen Lebens.

A. Symptome der motorischen Organe.

B. Symptome der subjectiven Nerven.

II. Symptomengruppe der Verdauungsorgane ;

III. der Respirationsorgane ;

IV. der Kreislaufsorgane ;

V. der Harnwerkzeuge ;

VI. der Geschlechtsorgane.

III. Aetiologie.

I. Krankheitsanlage.

II. Aeufsere Schädlichkeiten.

Der erste Band erschien, wie erwähnt, im Jahre 1846 ; er hatte kaum die Presse verlassen, so mußte er auch schon neu gedruckt werden ; noch in demselben Jahre erschien die zweite Auflage.

Wenn man jenen ersten Band aufschlägt, dann begreift man es, daß er den Leser mit sich fortreißen mußte. Es giebt wenig Bücher auf dem weiten Gebiete der Medicin, vielleicht gar keines, in welchen der deutsche Stil so leicht und graziös gehandhabt wird, in welchen die Kraft der vorgetragenen Gründe so wirksam durch die Kraft und Schönheit der Darstellung unterstützt wird. Man war damals nur die naturphilosophischen Schriften gewohnt, ungenießbar



nicht allein durch den sonderbaren Inhalt, sondern auch durch das Gewand, in welches dieser gekleidet war. Ausdrücke und Wendungen waren für den Uneingeweihten Hieroglyphen, auch dem Wissenden bereiteten sie Schwierigkeiten und nun kam diese durchaus neue durch und durch philosophische und dabei so ungemein einleuchtende Betrachtung in dieser Form! Die Jugend wäre nicht zu begreifen gewesen, wenn sie nicht dem Apostel der neuen Lehre zugejubelt hätte und Kundgebungen, wie jener Hallenser Fackelzug, erweisen in der That besser, als alle Auseinanderfetzungen die unerhörte Popularität des Autors und seines Buches.

Schon in der Vorrede zum ersten Bande giebt sich die ganze Eigenart unseres Gelehrten zu erkennen. In geistvoller und feiner Art versetzt er dem Gegner Streiche, welche dadurch am meisten schmerzen, daß Henle die Lacher auf seine Seite zu bringen weiß. Nachdem er es vertheidigt hat, daß er zur Aufstellung zahlreicher Hypothesen seine Zuflucht nehmen müsse, sagt er: »Am beträchtlichsten ist noch immer die Zahl derjenigen Aerzte, welche mit einem scheinbar wohlwollenden Blick auf die bewegten Elemente der Gegenwart abwarten zu müssen glauben, bis sich aus denselben ein solider, Bestand versprechender Kern gebildet habe und einstweilen mit der bestehenden, wenn auch noch so durchlöcherten Theorie zufrieden sind. Diesen erlaube ich mir, eine Parabel vorzutragen: Ein Pedant hatte lange Zeit eine Nachtigall besessen und sich an ihrem Gefange erfreut. Da starb das Thier. Der Pedant, dem die Stille und Einsamkeit unbehaglich war, ging aus, um einen anderen Vogel zu kaufen. Es waren aber nur einige ausgehobene Nester zu Markte gebracht; die Verkäufer wußten zum Theil nicht, ob die Eier befruchtet waren, und wollten wenigstens nicht dafür stehen, daß aus den befruchteten Eiern Männchen auskriechen würden; auch hätten die ausgekrochenen Jungen noch einiger Aufmerksamkeit und Pflege bedurft, ehe sie zu Sängern erwachsen wären. Dem Pedanten schien dies zu gewagt und er entfernte sich mit den Worten, daß er lieber



feine todte Nachtigall behalten wolle. Dies war conservativ gehandelt; ob auch zweckmäfsig? Dafs die Mühe an der jungen Brut verloren geht, ist möglich; dafs aber der todte Vogel nicht fingen wird, ist gewifs.« Auf wie viele Verhältnisse liefse sich die treffende Parabel nicht noch anwenden!

Auf den ersten Blättern, auf welchen sich der Autor mit den bestehenden Schulen auseinandersetzt, wird der herrschende Krankheitsbegriff geschildert und durch die Art der Darstellung eigentlich fogleich todt gemacht und dem Spott preisgegeben: »Wie jeder religiöse, so beginnt auch der ärztliche Mythos, um den Widerstreit günstiger und verderblicher Ereignisse kurzweg begreiflich zu machen, mit einem persönlichen Dualismus. Der Teufel der Medicin ist die Krankheit oder, in wissenschaftlicher Sprache, der Krankheitsreiz, die *Materia peccans*, die eingedrungene Schädlichkeit, der Krankheitsorganismus. Zwischen dem medicinischen und dem christlichen Teufel besteht, einigen biblischen und Weinsberger Berichten zufolge, nicht eine blofse Analogie, sondern vollkommene Identität: die Delirien der Befessenen sind die Sprache des besitzenden bösen Geistes. In ihrer geschichtlichen Entwicklung sind aber beide darin verschieden, dafs, während der christliche Teufel allmählig Schweif und Klauen verlor und in ein nebelhaftes Wesen zerflofs, der medicinische Teufel oder die Krankheit erst in neuerer Zeit eine bestimmte Gestalt, Organe und sogar Geschlechtstheile gewann, mit welchen er, als Parasit, auf dem kranken Körper haufen und zeugen sollte. — Der Engel der Medicin ist die Autokratie oder Heilkraft der Natur oder Reaction. Engel und Teufel streiten sich um den Besitz der armen Seele, welche hier der Körper ist; mit anderen Worten: Krankheit und Reaction liegen mit einander im Kampf. Aus den Aeufserungen des Kampfes setzt sich das Krankheitsbild zusammen. Je nachdem die Symptome eine Anstrengung anzeigen und einem glücklichen Ende voranzugehen pflegen oder Trägheit der Masse, Aufreibung und Tod verkünden, kommen sie auf Rechnung der Krankheit



oder der Reaction. Der Engel macht die kritischen Moli-  
mina und bemüht sich, seinen Gegner oder dessen sterbliche  
Reste aus irgend einer der natürlichen Oeffnungen des  
Körpers abzuführen. Dies mißlingt ihm häufig, und hierauf  
beruht ein anderer wesentlicher Unterschied zwischen dem  
religiösen und dem medicinischen Mythos. Dem Teufel,  
der die Seelen holt, lassen sich nämlich Mißgriffe andichten:  
das Volk stellt ihn, sich zum Trost, als dummen Teufel vor,  
den der gute Genius überlistet. Der Teufel, der die Körper  
holt, erreicht seinen Zweck nur zu augenscheinlich; der Arzt  
stellt ihn, sich zur Entschuldigung, als ein verschmitztes Un-  
geheuer dar, welches seinen Besitz zu behaupten, im Nothfall  
scheinbar zu weichen und an anderen Stellen hervorzubrechen  
wisse und sich namentlich nicht gern dahin bringen lasse,  
offen und ehrlich auf die Haut herauszutreten. In der  
Medicin ist der Engel der Dumme und Geprellte, der bald  
die rechte Zeit verschlummert, bald zu wenig thut, bald zu  
viel, und in seinem täppischen Zugreifen den Leib, den er  
schützen will, selber beschädigt, bald endlich eine Schön-  
leinische Pseudokrise macht, d. h. den bösen Feind, statt  
ihn auszutreiben, in eine innere Höhle bringt, wo er erst  
recht wüthet. Sogar eine dem vermittelnden Einfluß der  
Schutzpatrone ähnliche Rolle hat man jenem Engel zuge-  
theilt, als man den Schmerz, den er im Streite mit schäd-  
lichen Potenzen erregt, eine Veranstaltung nannte, wodurch  
er den Gesamtorganismus, als die höhere Instanz, zum  
Aufsehen und Einschreiten auffordert.«

Eine Lectüre der geschichtlichen Uebersicht der medici-  
nischen Systeme ist höchst anregend, es wird in derselben  
geschildert, wie jener medicinische Teufel vom Alterthum  
bis zur Jetztzeit immer wieder in jedem System aufgetaucht  
ist und wie er nur nach Maßgabe der herrschenden religiösen  
und philosophischen Anschauungen sein Gewand wechselte.

Die ausführliche Definition des Wesens der rationellen  
Pathologie braucht hier nicht mehr berührt zu werden, da  
der Leser hierüber orientirt ist. »Die Physiologie der ge-



funden und kranken Menschen sind nicht verschieden, Physiologie und Pathologie sind Eins!« so ruft er aus. Henle's Schuld ist es nicht, daß nachmals manche Physiologen sich dieses Zusammenhanges nicht stets bewußt waren; als Verdienst jener großen Zeit und nicht zum mindesten der Bemühungen Henle's ist es anzusehen, daß heutzutage die Pathologen da, wo sie von den künftigen Physiologen im Stich gelassen werden, sich selbst zu helfen wissen und daß wir aus Kliniken, aus pathologischen und pharmakologischen Instituten Arbeiten hervorgehen sehen, welche die Erkenntnis von den Functionen auch des gefunden Körpers auf das Wirkfamste fördern.

Der allgemeine Theil der rationellen Pathologie, welcher nach der besprochenen Einleitung den Inhalt des ersten Bandes bildet, beschäftigt sich zum überwiegenden Theil mit Fragen, welche auch heute noch nicht von der Tagesordnung verschwunden sind, und mit Definitionen, welche bleibenden Werth behalten müssen. Viele Hypothesen lassen sich, wie nicht zu verwundern ist, nach dem nunmehrigen Stande unserer Kenntnisse nicht mehr aufrecht erhalten, allein, sie mögen hinfällig fein oder noch in Geltung stehen, immer sind sie interessant, regen zur Ueberlegung an und erweisen das tiefe und streng logische Nachdenken des Verfassers.

Die Betrachtungen über Begriff und Wesen der Krankheit sind dadurch von hervorragendem Interesse, daß sie zahlreiche Bemerkungen über die Natur im Ganzen, besonders die belebte, enthalten. In Betreff auf den speciellen Gegenstand der Besprechung charakterisirt folgender Satz die Anschauungen Henle's am besten: »Nicht am Stoffe, sondern am Geiste, womit Physik und Chemie gepflegt werden, liegt es, daß sie vor ähnlichen Irrthümern (wie die Medicin) bewahrt blieben. Man hätte z. B., wollte man den Zustand, in welchem sich das Wasser bei Null Grad befindet, als den normalen bestimmen, ebenso gut das flüssige Wasser als krankes Eis, das Schmelzen als Krankheit, die Reactionen des Wassers als Krankheits Symptome des Eises



aufführen können, statt daß man jetzt das Verhalten des Waffers bei verschiedenen Temperaturen gleichsam in seine physiologische Geschichte aufgenommen hat. Versuchen wir denselben Weg in der organischen Naturwissenschaft! Erkennen wir als Grund der Krankheit, statt abnormer Reaction und gleicher Bedingungen, gesetzmäßige Reaction und wechselnde Bedingungen! Entweder ist dieses Princip richtig, oder die wissenschaftliche Medicin ist eine Chimäre.«

In der allgemeinen Aetiologie wird zuerst das Wesen der »Reize« erörtert. Der Gelehrte wendet sich gegen die herrschende Ansicht, daß die Natur eines Reizes ziemlich gleichgültig sei, und daß die Reaction mehr durch die Energie des Organes, welches der Reiz berührt, als durch diesen selbst bestimmt werde, daher es auch geschehe, daß jedes Organ auf jeden Reiz immer nur eine der ihm angeborenen Lebensäußerungen zu erkennen gebe. Die Reaction wechselt vielmehr, wie er ausführt, nach Art und Intensität des Reizes und nach der jeweiligen Beschaffenheit des Organes. Auch die Bemerkungen über die Krankheitsanlage, *Pars minoris resistentiae*, Erblichkeit, Constitution und Habitus sind höchst interessant und heute noch lesenswerth, da sie viele philosophische Gedanken und eigenartige Schlüsse enthalten.

Im weiteren Fortgang nimmt die Lehre von den »Sympathien« einen breiten Platz ein, eine Lehre, welche Henle besonders gepflegt und ausgebildet hat. Er definirt die Sympathie »als die angeborene oder habituelle, durch eines der normalen Gewebe oder Organe vermittelte Verbindung der Theile eines Organismus, in der Weise, daß, in der Regel wechselseitig, der veränderte Zustand des Einen eine Veränderung im Andern zur Folge hat«.

Im Schlußabschnitt des ersten Bandes hat besonders seine Besprechung der *Lysis* und *Krisis* Bedeutung. Wenn man weiß, welchen Unfug die alte Medicin mit diesen Worten getrieben hat und welche Bedeutung auch heute noch der *Krisis* von der Laienwelt beigelegt wird, dann wird



man es als eine That auffassen, dafs Henle diese verworrenen Verhältnisse mit einem grellen Schlaglicht beleuchtet hat. —

Des zweiten Bandes erste Hälfte beschäftigt sich mit der Pathologie der Säfte, besonders des Blutes, und mit der des Stoffwechsels; es wird hier die berühmte Krafenlehre besprochen und die Entzündung behandelt. Besonders auf die Darstellung der letzteren legt er selbst nicht geringes Gewicht. Gelegentlich einer Kritik, welche er über eine eben erschienene Abhandlung ein paar Jahre später an Pfeufer schreibt, sagt er: »Meine Entzündungslehre, so sehr sie im Einzelnen daneben geschossen haben mag, hat einen guten Kern, den kein physiologisch gebildeter Bearbeiter des Gegenstandes übersehen hat; sie bemüht sich, eine Continuität zwischen Entzündungsreizen und Krankheitsreactionen herzustellen, sie läfst zwischen der Verletzung und dem Beginn der Congestion keinen Hiatus.« Von dieser Lehre, wie von dem ganzen dicken Bande ist trotz der zahlreichen feinen Bemerkungen und geistreichen Hypothesen, welche überall eingestreut sind, nur wenig übrig geblieben. Die Hypothese mufs eben doch einen allzu breiten Platz einnehmen, da die factischen Unterlagen für eine richtige Beurtheilung der besprochenen Dinge in jener Zeit noch zu dürftig waren. Bleibenden Werth hat vor Allem der erschöpfende Literaturnachweis über die Anatomie, Physiologie und pathologische Zusammensetzung des Blutes, sodann die Verwerthung seiner eigenen Entdeckung von der musculösen Beschaffenheit der Gefäswand für die Kreislaufstörungen. Auch die Erklärung von dem Durchtritt des Blutwassers durch die gedehnte Capillarwand durch eine mechanische Veränderung derselben wird heute noch anerkannt.

Die zweite Abtheilung des zweiten Bandes giebt bei Darstellung der Symptomatologie dem Verfasser wieder reiche Gelegenheit, ansprechende Hypothesen zu machen und erlaubt ihm, besonders bei Besprechung der psychischen Krankheiten, eine Betrachtung im philosophischen Lichte. In dem letzten,



der Aetiologie gewidmeten Abschnitte wird alles Uebrige durch die Behandlung der miasmatischen und contagiösen Krankheiten in den Schatten gestellt. Flügge sagt in seinem Handbuch der Hygiene (Bd. I, S. 30 f.): »Freilich beruhten diese Anschauungen (dafs Mikroorganismen die Krankheitserreger seien), die seit vierzig Jahren fortwährend an Terrain gewinnen, anfangs nicht auf klarer Erkenntniss und entbehrten der experimentellen Begründung. Sie hatten nur Speculationen als Grundlage — aber diese Speculationen wurden mit folchem Scharffinn und folcher Logik angestellt, dafs sie fast zu denselben Resultaten gelangten, die vierzig Jahre später durch umfangreiche experimentelle Forschungen festgestellt wurden. Namentlich war es Henle, der bereits im Jahre 1840 in seinen »pathologischen Untersuchungen« und dann später 1853 in seinem »Handbuch der rationellen Pathologie« mit bewundernswerther Präcision das Verhältniss der Mikroorganismen zu den Infectiouskrankheiten skizzirte, und die nähere Qualität, die Lebenseigenschaften und Wirkungen der Organismen, sowie die Abhängigkeit der einzelnen Phasen und Symptome der betreffenden Krankheiten von dem Verhalten der Organismen fast so genau definirte, wie dies nachträglich auf Grund directer Beobachtungen mit damals noch nicht gekannten optischen Hilfsmitteln und auf Grund zahlreicher Experimente geschah!«

Ein anderer Beurtheiler, Löffler<sup>1)</sup>, sagt: »In seinen pathologischen Untersuchungen, Berlin 1840, stellte Henle mit aufserordentlichem Scharffinn alle thatsächlichen und speculativen Gründe zusammen, welche für die Annahme belebter Krankheitserreger sprachen, und kam mit zwingender Nothwendigkeit zu dem Schluss, dafs das Contagium der miasmatisch-contagiösen und auch der rein contagiösen Krankheiten belebter Natur sein müsse. Durchdrungen von dieser Ueberzeugung, suchte Henle in Typhusleichen, in Pocken-

<sup>1)</sup> Vorlesungen über die geschichtliche Entwicklung der Lehre von den Bakterien. 1. Thl. Leipzig 1887. S. 51.



und Vaccine-Material, in der abgeschuppten Haut beim Scharlach, fowie auch bei anderen sich auf der Haut localisirenden Krankheiten nach dem Contagium, indeffen vergebens. Nach seinen Erfahrungen glaubte er daher versichern zu können, daß weder irgend eines der bekannten Infusorien, noch eine Pflanze von der Art der Gährungspilze oder der *Botrytis bassiana* in den genannten Contagien sich fände. Diese negativen Erfahrungen machten ihn jedoch an seiner Meinung nicht irre. Mit vorahnendem Geiste hob er scharf diejenigen Schwierigkeiten hervor, welche sich einer erfolgreichen Forschung entgegenstellten. Er zeigte der Forschung den Weg, welcher allein zum glücklichen Ziele führen könnte. »Es ist nicht einmal nöthig«, ruft er aus, »zu der Ausflucht zu greifen, daß die Organismen des Contagiums für unsere optischen Hilfsmittel zu klein wären. Aber wenn sie nicht bewegliche thierische Wesen, sondern Eier derselben oder Keime niederer Pflanzen sind, so kenne ich kein Mittel, dieselben von den Zellen, deren Kernen oder körnigem Inhalt, wie sie in der Oberhaut, im Eiter, ja in allen Geweben und Excreten vorkommen, zu unterscheiden, wenn nicht die Art ihres Zusammenhanges oder die weitere Entwicklung derselben Aufschluß giebt.« Es waren in der That gerade die diese Differenzirung ermöglichenden Methoden, mit Hülfe welcher es gelang, den Schleier von dem geheimnißvollen Wesen der Contagien hinwegzuziehen. Henle hat aber noch weiter gesehen. Der einfache Nachweis von thierischen oder pflanzlichen Gebilden erschien ihm nicht genügend für den Beweis, daß diese das Contagium darstellen: »Finden sich«, argumentirt er, »lebende, bewegliche Thierchen oder deutliche Pflanzen in contagiösen Stoffen, so können sie hier, wie auch in gutartigem Eiter, wie in allen thierischen Secreten, zufällig entstanden sein, wenn sie einige Zeit der Luft ausgesetzt gewesen sind. Und selbst, wenn sie constant und innerhalb des Körpers in contagiösen Materien gefunden wurden, so wäre immer doch der Einwurf möglich und fürs Erste kaum zu



widerlegen, daß sie nur parasitische, wenngleich constante Elemente der Contagien wären, wie man ja noch von den Samenthierchen behaupten hört, Elemente, die in der Flüssigkeit sich entwickeln und selbst für die Diagnose von Bedeutung sein könnten, ohne darum der wirkfame Stoff der Flüssigkeit oder des Samens zu sein. Daß sie wirklich das Wirkfame sind, wäre empirisch nur zu beweisen, wenn man Samenthierchen und Samenflüssigkeit, Contagiumorganismen und Contagiumflüssigkeit isoliren und eines jeden Kräfte besonders beobachten könnte, ein Versuch, auf den man wohl verzichten muß.« Constanter Nachweis, Isolirung und Prüfung der isolirten Organismen, — das sind die drei Postulate der strengen Logik Henle's. Die Geschichte der Contagienforschung hat bewiesen, daß jede Abweichung von diesen unerbittlichen Gesetzen der Logik trotz des großartigen Aufwandes rastloser, unermüdlichster Arbeit stets zu trügerischen Ergebnissen geführt hat, daß nur allein die stricte Erfüllung aller drei Postulate den endlichen, herrlichen Triumph der Wissenschaft zu zeitigen vermocht hat«.

Der medicinische Laie, welcher diese Zeilen liest, könnte vielleicht einen Augenblick versucht sein, den Gelehrten einer Inconsequenz schuldig zu finden, wenn er am Anfang seines Buches gegen die Anschauung zu Felde zieht, daß die Krankheit ein belebtes Wesen sei und am Schluß desselben die Lehre von den Mikroorganismen inaugurirt. Man wolle nicht übersehen, daß man es hier nicht mit der Krankheit zu thun hat, sondern mit dem Krankheitserreger, welcher natürlich sehr verschieden sein kann. Er kann das eine Mal in jenen Mikroorganismen bestehen, ein ander Mal kann er ein weit höher organisirter Parasit sein, ein drittes Mal ist es ein rein chemisches Gift von organischer oder anorganischer Natur. —

Die rationelle Pathologie war ein durch und durch modernes Buch. Sie behandelte die Tagesfragen, welche die damalige medicinische Welt bewegten und warf Fragen



auf, welche zu Tagesfragen wurden. Kein Wunder also, daß neben dem Licht auch der Schatten vorhanden war, daß neben den Bewunderern auch die Verkleinerer nicht fehlten und daß sie schwere Angriffe zu erdulden hatte, wie z. B. den von Wunderlich im neunten Bande des Archives für physiologische Heilkunde. Bei der scharfen Dialektik Henle's kamen freilich die Angreifer nicht gut weg und mußten es erdulden, daß auf den groben Klotz ein grober Keil fiel, und daß die Spitzen Henle's immer noch schärfer gespitzt waren, als die gegen ihn gerichteten. Die raschen Fortschritte der Wissenschaft, welche gerade der rationellen Pathologie zu verdanken waren, verursachten es, daß das Buch schon nach kurzer Zeit aus dem Centrum der literarischen Besprechung herausrückte und vergessen wurde. »Der Mohr hat seine Arbeit gethan, der Mohr kann gehen.« Jetzt erst, wo der Parteien Zank verstummt ist, wo wir im Stande sind, Henle's pathologische Thätigkeit ruhig zu untersuchen und kühl zu beurtheilen, können wir den Weizen von der Spreu sondern und können uns an des Gelehrten scharfen und logischen Schlüssen im letzten Theil, an seinen kühnen und geistvollen Hypothesen im ersten erfreuen und ihren Verfasser ohne Rückhalt bewundern.

Am Ende seiner Heidelberger Zeit, 1852, veröffentlicht Henle, nachdem er die Niederschrift seines Werkes beendet, nur noch Beobachtungen, welche er bei einer Hinrichtung machen konnte. Sie enthalten außer einigen physiologischen Angaben besonders Untersuchungen über das Auge, von welchen ich die Entdeckung hervorheben will, daß der gelbe Fleck nur Zapfen und keine Stäbchen enthält.

Die Zeitschrift für rationelle Medicin, welche während der Heidelberger Zeit der beiden Herausgeber einen guten Fortgang nahm und an Abonnentenzahl stetig gewann, wurde redactionell ausschließlich von Henle befohrt. Es ist daher begreiflich, daß sie sich anschickte, die ihr anfangs aufgeprägte Physiognomie zu ändern. Ganz langsam treten die Arbeiten pathologischen Inhaltes zurück und die reine Ana-



tomie und Physiologie nimmt einen breiteren Platz ein. Wir begegnen neben einer Anzahl unbekannter Namen einer grossen Reihe solcher, welche schon einen guten Klang hatten, oder welche sich ihren Ruf gerade durch ihre Publicationen erwerben sollten. Gar manche nachherige Berühmtheiten fanden in ihr als Studenten oder ganz junge Doctoren ein Obdach für ihre Erstlingsarbeiten. Ich hebe unter diesen besonders Lindwurm, den späteren Münchener Pathologen, hervor, welcher während seiner Heidelberger Studienzeit und auch später, bis zu seinem Lebensende ein treuer Anhänger Henle's war. Beide begegneten sich damals in der Freundschaft für Herwegh und trafen mit ihm bei jener Reise, welche Henle mit seiner ersten Frau nach der Schweiz unternahm, zusammen. Sein alter Professor Kölliker schreibt in die Zeitschrift, ebenso sein nunmehriger Assistent Bruch, auch Ecker, welcher noch kurze Zeit mit Henle zusammen in Heidelberg gewirkt hatte, finden wir. Dafs sein Freund und College Moleschott nicht fehlt, versteht sich von selbst; in der letzten Zeit freilich kam es zu einer Verstimmung zwischen Beiden wegen ihrer gegenseitigen Concurrenz bei den Vorlesungen, welche aber nach ihrer Trennung nicht mehr vorhielt. Auch C. Ludwig, damals in Marburg, liefert zahlreiche Abhandlungen. Mit ihm war Henle nahe befreundet. Ein Zufall fügte es, dafs er gerade in der Zeit, als Henle's erste Frau starb, in Heidelberg war, und dafs er als erster Logirgast der zweiten Frau in seines Freundes Haus kam; in Freud und Leid ein gern gesehener Gast. Zu den näheren Freunden und stets dankbaren Schülern Henle's, welche in damaliger Zeit in seiner Zeitschrift publicirten, gehörte auch Heinrich Müller, der leider so früh verstorbene Würzburger Gelehrte. Alte Jugendfreunde und neue Bekannte in grosser Zahl finden wir beim Durchblättern der Bände der Zeitschrift, von welchen ich nur folgende nennen will: Th. Bischoff, Haffs, Lucae, H. Meyer, Gerlach, Eckhard, Schiff, H. Frey, H. Welcker, Lufchka, Dufsch, Donders.



Wenn ich nun Heidelberg verlasse und unserm Gelehrten nach Göttingen folge, kann ich nicht umhin, noch meine Bewunderung vor der Elasticität von Henle's Geist auszusprechen, welche es ihm möglich machte, während einer Zeit, in welcher er politisch, wie auch in seinem Familienleben den größten Aufregungen ausgesetzt war, sich soweit zu fammeln, um eine so ausgedehnte Lehrthätigkeit und eine so erfolgreiche literarische Production zu entfalten.

---



## Göttingen.

---

Die Verhandlungen, welche Henle's Ueberfiedelung von Heidelberg nach Göttingen zur Folge hatten, wurden von Rud. Wagner geführt, der einige Semester lang selbst Anatomie docirt hatte. Er schreibt: »Nach Langenbeck's<sup>1)</sup> Tode mußte es mein dringender Wunsch sein, versuchsweise die Anatomie mit zu übernehmen. Ich bin Anatom von Hause aus, war vier Jahre lang Professor und ursprünglicher Bildungsgang, wie Neigung haben mich immer mehr der anatomischen Seite der Physiologie zugewendet. In Erlangen hatte ich nur Physiologie gelesen, aus Pietät gegen meinen Lehrer Fleischmann. Ich bin principiell für eine Verbindung der Anatomie und Physiologie. Ich empfand es sehr schwer, daß mir hier zehn Jahre lang die Anatomie gänzlich verschlossen war.

Mit Rücksicht auf meine zarte Gesundheit — obwohl ich jetzt wieder seit sieben Semestern ohne Unterbrechung las — konnte ich jedoch nur daran denken, wenn Bergmann einen Theil der anatomischen Vorlesungen übernahm. Diesen Versuch war ich mir

---

<sup>1)</sup> Martin Langenbeck, lange Jahre Professor der Chirurgie und Anatomie in Göttingen.



schuldig. Der jüngste Vorfall, der mir zu tiefs (ein Blutsturz) und das längere, demselben vorangehende allgemeine Uebelbefinden ohne besonderes locales Leiden, mußte mich dann freilich überzeugen, daß ich die Anatomie nicht fortzuführen im Stande bin.

Mein Wunsch wäre es gewesen, mich gänzlich vom Lehramte zurückzuziehen. Meine Entlassung zu nehmen, gestatten meine Verhältnisse nicht. Mein Gesuch um Emeritirung hat bei den Collegen wie beim Minister Widerstand gefunden. So muß ich mich denn bis auf Weiteres auf mein früheres Amt zurückziehen, vorbehaltlich der mir bereits garantirten Benutzung der Anatomie für Vorlesungen und eigene Studien. Ich bemerke, daß ich in Bezug auf die Verbindung der Anatomie mit der Physiologie von Anfang an meine Special-Collegen und das Curatorium für mich, den König Ernst August, das Medicinal-Collegium und einen Theil der Studirenden (die älteren) gegen mich gehabt habe. Die Gegner wollten eine eigene Professur nicht eingegangen sehen, wollten einen Anatomen, der die Anatomie vorzüglich von ihrer streng praktischen (technischen und chirurgischen) Seite cultivirte. Zum Theil hatte man eine Art Einpauker im Sinne, wie es gewissermaßen Langenbeck auch war. Dem König (der mir sonst sehr wohl wollte) lagen die Leibärzte in den Ohren, welche am liebsten Krause nach Göttingen geschickt hätten. Dies theils aus dem achtbaren Grunde, weil sie Krause für den ersten Anatomen der Welt halten, theils (angeblich) aus dem minder achtbaren, um sich in dessen hohen Gehalt zu theilen und ihm auch deshalb eine goldene Brücke zu bauen, um ihn aus dem



Medicinal-Collegium zu bringen, wo er ein stets häkeliger College sein soll. Gegen Krause war man hier, weil er an den Sechzigern steht, in Hannover als wichtigstes Mitglied des Medicinal-Collegiums nicht entbehrt werden könne etc. Ich hätte mir Krausen, den ich achte, am ersten gefallen lassen; doch mußte ich den objectiven Gegengründen auch Recht geben.

Der König sagte: Langenbeck, der doch gesund war, dem hat man die eine feiner beiden Professuren<sup>1)</sup> genommen, wie kann Wagner, der kränklich ist, zwei verwalten.

Doch ich fühlte mich leidlich stark und Widerstände pflegten mir früher immer nur mehr Spannkraft zu geben. Im Nothfall würde ich lieber die Anatomie übernommen und die Physiologie aufgegeben haben. Hier ist mir die Bewegung und die Unsicherheit zu groß. Ich finde mehr Behagen in der ficheren Anatomie.

Indefs waren alle meine Feinde (deren ich immer, wenn auch nicht sehr viele habe) thätig, mir die Anatomie zu verleiden und mich zu discreditiren.

Krause hatte indeffen (angeblich) seinem Wunsche entagt; wünschte aber, daß Kohlrausch hierher komme.

Merkwürdig, daß sonst in Hannover nicht leicht andere Einflüsse hiesigen Kräften in Bezug auf die Universität entgegenwirken, mit Ausnahme der medicinischen Facultät, wo seit altersher die Mediciner in Hannover einen Einfluß ausüben.

Würde meine Gesundheit hingereicht haben, so hätte ich allem die Spitze geboten und wäre nicht

---

<sup>1)</sup> Die chirurgische, mit welcher Baum betraut wurde.



gewichen, überzeugt, wie so oft im Leben, daß es mir allmählig gelungen sein würde, alle feindseligen Elemente zu überwinden. Nun hat der lebendige Gott gesprochen und da muß ich mich beugen.«

Vielleicht hätte sich Wagner, der der Anatomie sehr ungern entsagte, noch länger besonnen, wenn der Druck seitens der Studenten selbst, von welchem er ja auch spricht, nicht gar zu stark geworden wäre. Wie dem nun sei, jedenfalls hat er große Weisheit und Selbstverleugnung befaßt, als er den bedeutendsten Vertreter der Anatomie nach Joh. Müller für seine Hochschule zu gewinnen suchte. Eine kurze Zeit war nach Beginn der Verhandlungen die Sache zweifelhaft, da Pfeufer gleichzeitig in München, wo die anatomische Professur ebenfalls erledigt war, gewaltige Anstrengungen machte, um Henle's Berufung durchzusetzen. Man war dort auch geneigt, konnte zu einer solchen aber die nöthigen Mittel nicht aufbringen, um den Gelehrten zu gewinnen. So wurde denn Henle am 19. August 1852 zum ordentlichen Professor der Anatomie in Göttingen ernannt, mit einem Gehalt von vierzehnhundert Thalern und der Aussicht auf einen etwa gleich hohen Betrag an Honoraren und Facultätseinnahmen. Ungemein erfreut über die ihm selbst so erwünschte Lösung der Angelegenheit verließ Henle mit den Seinen nach Einnahme des obligaten Festessens Heidelberg, um in seine neue Heimath einzuziehen. »Ich scheide nun«, so schreibt er, »zum zweiten Mal aus einer herrlichen Gegend mit Bedauern, daß sie nicht von besseren Menschen bevölkert ist, und werde mit etwas Sand und Wiesen fürlieb nehmen, um einmal wieder unter wissenschaft-



lichen Collegen und unter einer Regierung zu leben, der man sich durch Eifer für die Anstalt, der man angehört, nicht widerwärtig macht.« Der Umzug war diesmal nicht so einfach, wie die früheren Male, wo der Garçon seinen Koffer packte und fortreiste, es war ein ganzes Hauswesen zu transferiren mit all' dem grofsen und kleinen Bedarf, wie er von einer Familie mit vier Kindern gebraucht wird, deren eines ein Jahr, ein anderes, ein kleines Mädchen Namens Sophie, von dessen Geburt noch nicht erzählt ist, gar erst zwei Monate alt ist. Da die Bahn nicht ganz bis Göttingen ging, wurde der Hausrath gleich in Heidelberg auf Frachtwagen geladen und vom Fuhrmann nach Göttingen übergeführt. Henle selbst fuhr mit den Seinen erst nach Weimar, um die Familie Schöll zu besuchen und wandte sich Anfang October der Georgia Augusta zu. In Cassel mußte die Bahn verlassen und ein Hauderer bestiegen werden, der sie bis zum Nachmittag nach Göttingen brachte. Schon diese Fahrt über das wirklich reizend gelegene Hannoversch-Münden und durch die prachtvollen Laubwälder des Fulda- und Leinethals mußte einnehmen, und auch die Stadt erschien den Ankömmlingen freundlich und lange nicht so jämmerlich, wie sie ihnen geschildert worden war. Auch die Wohnung im Hause der Dietrich'schen Buchhandlung an der Buchstrafse war trotz mancher Unbequemlichkeiten doch ausreichend und sauber in Stand gesetzt. Auch in Bezug auf die Versorgung des Haushaltes wurden die ziemlich niedrig gespannten Erwartungen in gewisser Weise übertroffen. »Wir haben uns in Wurst, Rindfleisch, Brod, Milch, Gänfen, Rebhühnern und Krammetsvögeln wesentlich



verbessert, in jeder Art von Getränken und fogar, wie mich Kenner versichern, im Wasser dagegen verschlechtert.« Wenn man freilich ein eleganteres Kleidungsstück oder Damenputz von besserer Qualität haben wollte, so mußte man sich nach Cassel oder Braunschweig wenden. Das Ehepaar hatte auf all' diese Dinge ein gar scharfes Auge, da ihm doch bange war, wie es mit den Bequemlichkeiten des Lebens stehen würde. War auch Heidelberg bekanntlich keineswegs eine Großstadt, so machte es doch immerhin einen großstädtischeren Eindruck, als man dies von der stillen und abgelegenen Georgia Augusta erwarten durfte. »Bei aller Gelehrsamkeit fehlt es in den Straßsen nicht an Ländlichkeit, des Morgens geht der Hirt mit einem Horn durch die Stadt und dann kommen aus allen Häusern Kühe herauspaziert, um auf der Masch zu weiden und Nachmittags gehen sie ganz gemüthlich wieder heim.« Behagte es der gehörnten, breitgestirnten Schaar einmal, den Bürgersteig zum Nachhausewege zu benutzen, so mußte der gelehrteste Professor, wenn er würdig hinschreitend über die höchsten Probleme der Wissenschaft nachfann, als der Gescheidtere nachgeben und in eine offene Hausthür oder wenigstens auf eine der zahlreichen Steintreppen retiriren, welche allenthalben zu diesen Hausthüren emporführten.

Wie Henle selbst seine neue Heimath ansah, darüber berichtet er seinem Freund Pfeufer, nachdem er ein paar Wochen Zeit gehabt hatte, sich etwas einzuleben: »Ich befinde mich in der reinlichsten und reichlichsten anatomischen Professur, die man sich denken kann; ich möchte, nach dem Schulausdruck



der allgemeinen Pathologie fagen, umgeben von allen integrirenden Reizen, deren ein Mensch und Professor zum Leben bedarf; es fehlt nur an den alterirenden und excitirenden. Wir haben Zeit, Geld, andächtige Zuhörer und vollständige Lehrapparate; die Collegen sind lauter aufgeschlagene Encyklopädien, sie sind alle so tugendhaft und fleissig, wie ich hier zu werden hoffe, weil man zu nichts Anderem Gelegenheit hat. Die Stadt ist Wohnung für so viel hundert Studenten nebst deren Lehrern, sie enthält die nöthigen Stiefelputzer, Schneider, Schuster, Speisewirthe etc., um die Universität zu bedienen und einen Bürgermeister und vier Gensdarmen, um diese Bürger zu regieren. Allemal mit dem Stundenschlag, wenn eine Vorlesung aus ist, wird es etwas lebendig auf den Strafsen, um zwölf Uhr wird es geräuschvoll, weil zu den heim eilenden Männern noch Schaaren von Mägden mit Menagen in Körben kommen, einmal obenauf Preiselbeeren, den anderen Tag gekochte Pflaumen. Wagen hört man fahren, wenn ein Ball gegeben oder ein Professor begraben wird. Um vier Uhr stürzt Alles auf den Wall und läuft, je nach der mehr oder minder vollständigen Blindheit der Hämorrhoiden ein- bis zweimal um die Stadt herum. Einen Studenten, der Violine spielt, habe ich bereits gefunden; da wir aber ein Trio machen wollten, und ich eine C-Saite für mein Violoncell suchte, erfuhr ich, daß die Handlung den Artikel hatte ausgehen lassen, da er seit zwei Jahren nicht mehr verlangt worden war. Sie wollte mir aber eine Saite spinnen lassen. Als die Saite gesponnen war, mußte ich das Loch im Zapfen meines Instrumentes weiter bohren lassen, weil die Saite nicht hindurchging. —



Im öffentlichen und socialen Leben ist Vieles, was das Land seinem ehemaligen Anschluß an England verdankt. Bürgerliche Freiheit ist hier mehr, als in irgend einem deutschen Lande; Verbote von Hüten, Büchern, Versammlungen u. dergl. wären hier ganz ebenso unmöglich, wie in England. Man weiß weder von der religiösen, noch von der politischen Gefinnung seiner Nachbarn. Aber neben dieser Unabhängigkeit in allen wesentlichen Dingen findet sich die englische Gleichförmigkeit in den unwesentlichen; die unabänderlichen Bratentoaste bei Dinern und eine Stabilität in Speisen und Getränken, die bei aller Freundlichkeit der Wirthe und harmlosen Heiterkeit der Gäste, Leute von Deinem empfindlichen Geschmack zur Verzweiflung bringen würden. Jeden Sonntag treffen wir denselben Lohnbedienten, der uns vorausagt, wo wir den nächsten Sonntag »mit einander« speisen werden und überall die Werke derselben Kochfrau.«

Die mancherlei kleinen Entbehrungen, welche die kleine Stadt auferlegte, wurden wett gemacht durch die große Liebenswürdigkeit, mit welcher sich die Collegen der Neuangekommenen annahmen. Am eifrigsten war natürlich Wagner, der nicht allein durch seine Bemühungen, Henle zu gewinnen, sondern auch durch seine Stellung zur Anatomie ein gewisses Anrecht darauf hatte, Henle einzuführen. Dieser schreibt: »Zu Wagner komme ich in eine Stellung, welche an Schwierigkeit dem Verhältniß zu Tiedemann nichts nachgiebt und nur dadurch minder gefährlich ist, weil Wagner ein feiner und im Grunde wohlwollender Mann ist. Aber es ist viel verlangt, daß er zusehen



folll, wie Jemand ihn bei lebendigem Leibe beerbt.« Das Verhältniß der beiden Gelehrten blieb dauernd ein gutes. »Aufser ihm«, so wird an Pfeufer berichtet, »nehmen sich Siebold's, Baum's und Fuchs' unserer am meisten an und den lebhaftesten Zug fühle ich zu Fuchs, vielleicht schon wegen der freundlichen Erinnerungen, die mir sein zweifelhaftes hartes b<sup>1)</sup> weckt, aber auch wegen seiner gutmüthigen, zuthunlichen und bescheidenen Art, der man nichts von dem preciosen System der Hautkrankheiten anmerkt.«

»Unter den Juristen und Philologen«, so heisst es ein andermal, »sind einige gute Elemente, mit welchen ich einen bereits vorrätigen, aber sehr in Verfall gerathenen Museums-Dienstag-Abend wieder so weit auszubilden hoffe, dafs er einigen Ersatz für die Heidelberger Samstage liefern soll, vorausgesetzt, dafs sich nicht eine zu mächtige Opposition von Seiten der Frauen und Jungfrauen erhebt, die überall dabei zu sein gewöhnt sind und von welchen sich hier eine reiche Auswahl findet.«

Mit der grössten Spannung sah natürlich unser Gelehrter der ersten Vorlesung entgegen, und er erzählt Pfeufer: »Ein paar Wochen gingen mit Einrichten, mit unendlichen Besuchen und mit Orientiren in der Sammlung hin, indess die Spannung und allmählig auch die Verstimmung wuchs, da der Anschlag längst am schwarzen Brett hing, der Tag des Anfangs bevorstand, die Studenten aber ausblieben. Freilich hatte man mich versichert, dafs hier die Anmeldungen

---

<sup>1)</sup> Dessen Aussprache machte auch Pfeufer, einem geborenen Bamberger, Schwierigkeiten.



nicht leicht vor dem Anfang und zum grofsen Theil sehr spät erfolgten. Wirklich begann ich am vorigen Donnerstag mit der Dir bekannten melancholisch-bebenden Stimme die specielle Anatomie vor einem Auditorium, das nach verschiedenen Schätzungen, die Tyroler Maurer mitgerechnet, auf hundertdreissig bis hundertfünfzig angegeben wird. Dies erklärt sich nun daraus, dafs die hiesigen Mediciner gewohnt sind, so lange sie leben, im Winter Anatomie zu hören, das zweite Mal um die Hälfte und von da an umsonst, doch soll auch die Zahl der Anfänger gegen früher zugenommen haben und wird auf vierzig bis fünfzig veranschlagt.« Nun erst war auch das letzte Bedenken gehoben und man hätte daran denken können, sich definitiv einzugeöhnen; allein die Münchener Stelle war noch immer nicht besetzt und Pfeufer arbeitete nun, wo er selbst sein Amt dort angetreten hatte, rüstig für den Freund. Henle zögerte deshalb auch noch, sich seine Wohnungsverhältnisse ganz nach Wunsch und Behaglichkeit zu gestalten und wer selbst eine solche Zeit des Hangens und Bangens durchgemacht hat, der weifs, dafs man während derselben keine Luft hat, festeren Anhalt unter den umgebenden Collegen zu suchen. Noch vor Ablauf des Wintersemesters drang das Gerücht von schwebenden Verhandlungen zu den Ohren des Ministeriums in Hannover und veranlafste dasselbe, dem schon jetzt sehr hochgeschätzten Gelehrten sogleich eine Zulage von vierhundert Thalern zu geben. Diese Coulanz machte allem Ueberlegen ein Ende, und als nun erst Bischoff, mit welchem ja Henle seit langen Jahren nahe befreundet war, den Ruf nach München erhalten hatte, da konnte er sich als ganz



an Göttingen gefesselt betrachten und durfte auch die Frage um so befriedigter gelöst sehen, als er ja seinem Freunde den Erfolg in der bayrischen Hauptstadt von Herzen gönnte.

Den Abschluß der Acclimatisthätigkeit bildete die persönliche Vorstellung beim König Georg, welcher ihn in der kleinen Sommerresidenz in Rotenkirchen empfing. Henle schreibt über seine merkwürdige und zugleich komische Situation bei derselben, aus welcher er sich mit großem Geschick herauszuwinden verstand, an Pfeufer:

»Seit ich wieder zurückgekehrt bin, hatte ich die Ehre, bei Sr. Majestät in Rotenkirchen zu Mittag zu speisen. Dies wäre nun nicht merkwürdig genug, um Dir geschrieben zu werden, aber dafs ich diese Ehre meiner Religiosität verdanke, wird Dir vielleicht spaßhaft erscheinen. Der König empfing mich mit den Worten, dafs es ihm Bedürfnis gewesen sei, mir selbst zu sagen, wie sehr er sich zu der Acquisition eines Mannes Glück wünsche, der den Ruf eines Gelehrten mit einer streng christlichen Gesinnung verbinde. Der arme getäuschte Mann hatte auf seiner Durchreise in Heidelberg einen Besuch von dem ebenfalls durchreisenden Collegen Wagner erhalten, hatte wahrscheinlich mit diesem höchst specifische Gespräche geführt, dann, weil die Sache in Heidelberg vor sich gegangen war, die Erinnerung wahrscheinlich an mich angeknüpft und so stand ich ihm nun als Bruder in Christo gegenüber, im Talar, mit weißer Halsbinde, in welcher Du mich einmal, in Deiner freundschaftlichen Eingenommenheit für mein Exterieur, einem Kalbskopf en tortue verglichen hast und mit einem



Geficht, das sich um so sonderbarer ausgenommen haben muß, da dem blinden König gegenüber die Bemühung, es in die richtigen Falten zu legen, ganz irrationell war und die ganze Arbeit eigentlich nur um Gotteswillen geschah. Ich brachte es nicht übers Herz, dem König seine Freude zu verderben, da er mich ja doch nicht wieder los werden kann; ich durfte ihm, als er über die Deisten zu räsonniren begann, ohne zu heucheln, die Versicherung geben, daß ich auch nie viel auf Deismus gehalten hätte, und da er die Ueberzeugung aussprach, daß auch der Professor der Anatomie in seinen Vorlesungen zur Verbreitung christlicher Gesinnung wirken könne, machte ich ihn ganz glücklich, indem ich ihm bemerkte, ich hätte meine Zuhörer stets auf die Lücken menschlicher Einsicht, selbst in den handgreiflichsten Dingen, aufmerksam gemacht. Wenn ich mir nun damit etwa den Guelfenorden an den Hals oder vielmehr an das Knopfloch geredet habe, so kannst Du glauben, daß ich ihn mit Erröthen anlegen werde. Se. Majestät benutzte sodann die Gelegenheit, um sich über den Nutzen des menschlichen Blinddarms aufklären zu lassen und wir waren in dieser merkwürdigen Privataudienz gerade bis zu den Eingeweidewürmern gekommen, als der Hofmarschall meldete, daß die Suppe aufgetragen sei.«

Endlich nahm das Leben definitiv sein Werktagsgeſicht an und nun war auch die Zeit gekommen, wo die Familie den Wunsch hegen mußte, eine bessere Wohnung zu beziehen. Wenn auch die Besitzerin des Dieterich'schen Hauses für ihre Miether Alles hatte zurecht machen lassen, so konnte sie den alten Fach-



werkbau mit feinen schiefen Fußböden doch nicht in ein neues Haus umwandeln. Wie groß diese Schiefeit war, dies illustriert am besten folgendes Vorkommnis: An einem kalten Winterabend verschüttete das Dienstmädchen beim Hinfetzen der Wasserflasche etwas Wasser auf der Platte des Waschtisches; dasselbe froz sogleich und hielt die Flasche fest. Als sich aber im Laufe der Nacht die Temperatur etwas erhöhte, thaute die Flasche los und fuhr nun auf der glatten geneigten Eisbahn vom Tisch auf den Boden herab, wo sie natürlich mit Gekrach zerbrach, dadurch den arglosen Schläfern keinen geringen Schrecken einjagend. Im Sommer 1853 kaufte sich Henle ein Haus, wodurch er, wie damals die Verhältnisse lagen, *urbi et orbi* verkündete, daß er nunmehr gesonnen sei, sein Leben ganz der Georgia Augusta zu weihen und in ihr zu beschließen. Das Haus war früher das Privathospital von Langenbeck gewesen und dann von ihm seinem Sohne zur Wohnung eingerichtet worden; derselbe war nun nach Hannover verzogen. Es lag am Wall, der um die ganze Stadt herumführenden, von prächtigen Linden beschatteten Promenade, ganz nahe der Anatomie und hatte einen großen, schönen Garten mit alten Bäumen. Als erst einige bauliche Veränderungen vorgenommen waren, wodurch aus dem ehemaligen Operationsaal ein vorzüglich schönes und helles Treppenhaus geschaffen und im Ganzen vierzehn Wohnzimmer gewonnen wurden, konnte er seine Familie in der allerbehaglichsten Weise unterbringen und er schreibt auch nach einiger Zeit an seine Schwester:

»Welch' eine Fülle von kleinen Lebensverschöne-



rungen in dem Besitz eines eigenen Hauses und selbstgepflegten Gartens liegt, das hätte ich mir niemals träumen lassen und bin ganz erstaunt, wie bald ich von meiner früheren Freiheitsliebe bekehrt und in diese Proprietaires-Haut hineingewachsen bin, die freilich noch etwas knapp sitzt und bei manchen Bewegungen spannt.«

Durch Sparfamkeit wurde sie immer weiter und als erst nach einer Reihe von Jahren die letzten Hypotheken getilgt waren, da faß sie ganz bequem. Die Einrichtung war so getroffen, daß sowohl im oberen Stock, wie auch im Parterre Wohnzimmer waren. In der warmen Jahreszeit wurden die unteren Räume benutzt, von welchen aus eine Glasthüre in den Garten hinausführte, im Winter wurden die oberen Zimmer bewohnt, deren Fenster ebenfalls nach dem Garten zu gingen und zwischen den entlaubten Bäumen hindurch den Blick auf den stets von Spaziergängern belebten Wall gewährten.

Viele vergnügte Stunden bei Musik und anregender Unterhaltung, viele Tage stillen Familienglückes sollte unser Gelehrter in diesen Räumen genießen, viel eifrige und erfolgreiche Arbeit sollte in ihnen geleistet werden; denn das Schickfal liefs endlich davon ab, ihm zuzusetzen und gönnte ihm von nun an den so erwünschten und wohlverdienten Frieden.

»Die große Universität in der kleinen Stadt«, wie Göttingen einmal von einem enthusiastischen Verehrer genannt wurde, besitzt von jeher eine so ausgeprägte Physiognomie, daß es schwer ist, ihr gleichmüthig gegenüber zu stehen, der Eine wird sie lieben, der Andere hassen. In jener Zeit, in welcher Henle



dort eintrat, war noch gar Vieles anders wie heute. Das kleine Städtchen, ohne Eisenbahn, ziemlich weit abgelegen von den nächsten Centren des größeren Verkehrs, war ein Landstädtchen strengster Observanz. Industrielle Unternehmungen waren fast nur dem Namen nach bekannt und die Bürger, welche keine Profession trieben, waren Ackerbürger. Dafs die Kühe auf der Strafse spazieren gingen, wurde schon erzählt, auch die Schafheerden sah man durch die Strafsen wandeln, wo sie wenigstens etwas zur Vertilgung des reichlich zwischen den Pflastersteinen hervorwuchernden Grases beitragen konnten und besonders war die Schweinezucht in schwungvollstem Betriebe. Kaum ein Haus war vorhanden, in dessen kleinem Hof der Schweineftall fehlte, dessen Bewohner dafür sorgten, dafs die Luft in den vielfach nach jenem Hof hinausgehenden Schlafzimmern keine allzu gute wurde. Die Berühmtheit der Göttinger Mettwurst mufste mit vielem Ungemach erkaufte werden. War aber einmal ein Schlachtefest, dann vergafs auch Grofs und Klein die Sünden des lebenden Schweines über den Tugenden des todten und auch die Professoren schlossen sich von der allgemeinen Sitte des Einschlachtens nicht aus. Je nach der Gröfse des Haushaltes wurde ein ganzes oder ein halbes Schwein erstanden und nun in der Wohnung selbst Schinken und Wurst gemacht und als Wintervorrath aufbewahrt.

Kein Wunder, dafs bei einem Leben, welches völlig dem Landleben glich und in einer Stadt, in welcher die Universität durch einen himmelweiten Abstand von den übrigen Bewohnern getrennt war, wo man so zu sagen, das ganze Jahr im Schlafrock



leben konnte, und über deren Dächern Pfeufer bei einem Besuch einmal, wie er gern erzählte, eine weiche Schlafmütze schweben sah, daß da die Originale zu Dutzenden emporwuchsen. Wer ganz für sich leben und seine Ecken und Kanten verschärfen wollte, für den gab es kein Hinderniß; ja, man kann vielleicht sagen, es war schwierig, soviel Friction zu finden, um diese Ecken auch nur nothdürftig abzuschleifen.

Henle, der mit vollem Behagen alles Gute und Schöne auf sich einwirken liefs, welcher an stürmische Zeiten gewöhnt war, brauchte trotz seiner Befriedigung über die neue Stellung doch Zeit, um sich an die halb klösterliche Stille zu gewöhnen. Bei den erwähnten Münchener Verhandlungen schreibt er an seinen Freund:

»— Und gemüthliche Interessanzen muß ich es doch nennen, daß ich meine Kräfte lieber im Verein mit Dir zum Emporbringen Münchens verwenden möchte, als in hiesiger Abgeschlossenheit zur Erhaltung einer Universität, die doch noch immer mit Melancholie auf die alten guten Zeiten zurückblickt, und daß ich mich aus der ländlichen, oder, was schlimmer ist, aus der Schreibstübentille Göttingens nach der Heiterkeit des Südens und dem bewegten Leben einer großen Stadt sehne, mehr noch für meine Frau und meine heranwachsende Nachkommenschaft, als für mich selbst, der ich doch wenigstens an schönen Erinnerungen zu zehren habe.«

Die Anwandlungen von Unzufriedenheit und Sehnsucht nach größeren Verhältnissen wiederholten sich immer dann, wenn er bei Pfeufer in München gewesen war und dessen Leben inmitten der großstädti-



fchen Gefelligkeit und der Münchener Kunstgenüsse gesehen hatte. Er brauchte jedesmal einige Tage, um wieder an seinem kleinbürgerlichen Leben Geschmack zu finden. War er aber erst wieder an seiner Arbeit, an welcher seine ganze Seele hing und zeigten ihm die andächtigen Gesichter seiner Zuhörer, wie groß sein Erfolg als akademischer Lehrer war, dann hatte er keine Zeit mehr, an das Erlebte und Genossene zurückzudenken und seine Zufriedenheit war eine vollkommene. Das Behagen an seiner Stellung wurde ihm noch erhöht durch das Bewusstsein, daß Göttingen das verhätschelte Kind des Ministeriums war; der Minister besuchte häufig die Universität und deren Anstalten, sah selbst zum Rechten und nahm die Wünsche der Betheiligten entgegen. Daß er nicht zu viel versprach, war Henle nur sympathisch, um so eher durfte er auf die Erfüllung des Versprochenen rechnen. Nicht zum wenigsten war er endlich davon befriedigt, daß sein Einfluss täglich wuchs. Schon nach kaum einjährigem Aufenthalt durfte er sagen, daß sicher kein Fach, das ihn berührte, gegen seine Meinung besetzt werden würde. Es hing dies zusammen mit der eigenthümlichen Art der Neuberufungen an der Universität. Die Facultäten wurden nicht, wie es sonst allgemein Sitte ist, aufgefordert, Vorschläge zu machen, sondern das Ministerium behielt sich vollkommen freie Hand vor und die Uneingeweihten wurden ganz plötzlich durch die Nachricht von der erfolgten Ernennung überrascht. Das Ministerium hatte aber seine Vertrauensmänner, welche Candidaten aufstellten, ausführliche Gutachten abgaben und so die Berufungen machten. Wenn man weiß, wie zufällig



und unerwartet oft Majoritätsbeschlüsse von Corporationen zu Stande kommen und wie das Resultat der Berathungen so manchmal nach dem Sinne keines einzigen der Beisitzer ist, so kann man den hannoverschen Modus, so ungewöhnlich er auch sein mag, nicht so übel finden. Es kam eben Alles darauf an, daß der Minister sich an den richtigen Rathgeber wendete. Da er nun mit den Persönlichkeiten durchaus bekannt war, so war ihm dies so schwer nicht, und der Erfolg zeigte lange Jahrzehnte hindurch, daß Göttingen bei dieser Art der Ausfüllung entstandener Lücken sehr gut fuhr. In der medicinischen Facultät waren damals die Vertrauensmänner Baum, Henle und Wagner, und sie verdankt ihnen die Berufung von Hassé, Schwartz und Meissner.

In gesellschaftlicher Beziehung wurde der Kreis, der sich gleich zu Anfang um Henle bemüht hatte, kaum verändert oder erweitert. Die Mitglieder der medicinischen Facultät bildeten seinen Verkehr, Wagner, Baum, Fuchs, Grisebach, Wöhler, Siebold. Der alte Conradi konnte nicht mehr in Frage kommen und Marx, ein Original ersten Ranges und zwar lächerlicher Art, stand ebenfalls abseits von den Anderen. Den nächsten Verkehr bildeten bald Baum und Fuchs. Siebold, ebenfalls ein höchst amüsanter Original, war Henle seines Geistes, seiner Lebhaftigkeit und seiner musikalischen Begabung wegen ein sehr angenehmer College. Er war Sänger, spielte aber mit besonderer Virtuosität die Pauke und die Trommel. In Concerten, wo es darauf ankam, einen besonders guten Paukenschläger zu haben, sah man stets den berühmten Gynäkologen die Schlägel schwingen, und Henle ver-



sicherte, daß man auf den ersten Ton hätte hören können, ob Siebold oder der gewöhnliche Pauker in Thätigkeit war.

Neben den Medicinern kam noch der Historiker Waitz, der Mathematiker Stern und der Handelsrechtslehrer Thöl in Betracht, welch' Letzterer sich mit Henle in den Erwerb des großen Langenbeck'schen Grundstückes getheilt hatte. Der Dienstagabend im Museum, welchen Henle neu zu beleben vorhatte, wurde sogleich aufgegeben; für eine zwanglose Gefelligkeit der Herren unter sich beim Glase Bier war damals Göttingens niedersächsisch steifer Ton noch nicht reif. Der 1855 erfolgte Tod von Fuchs berührte unseren Gelehrten sehr schmerzlich, da er recht an ihm gehangen hatte; da ein lebhafter Versuch, Pfeufer an seiner Stelle nach Göttingen zu ziehen, an dessen mittlerweile immer glänzender gewordenen Stellung scheiterte, so war ihm der Verlust doppelt empfindlich. Mit besonderer Freude begrüßte er deshalb die im Jahre darauf erfolgte Berufung Sauppe's. Die alte, schon in Zürich unter den Collegen bestandene Freundschaft war nicht erkaltet, da sich beide Gelehrte auch in der Zwischenzeit oft gesehen hatten. Sauppe hatte die Direction des Gymnasiums in Weimar übernommen, war dort mit der Familie Schöll in nahe Freundschaft getreten und wurde deshalb jetzt von Henle und den Seinen mit offenen Armen aufgenommen. Die beiden Familien schlossen sich auf das Innigste an einander an und der Verkehr ersetzte Henle Vieles, was er bei seiner Ueberfiedelung nach Göttingen verloren hatte.

Ende 1856 wurde unser Gelehrter durch den Ver-



luft seines Vaters in Trauer versetzt. Derselbe hatte nach wie vor in Coblenz gelebt und war durch seine Gutmüthigkeit und sein geringes Geschick in Geldgeschäften nach und nach um sein ganzes Vermögen gekommen, so daß seine Kinder bald hier bald da helfend und unterstützend eingreifen mußten. Endlich war es gelungen, alle Geschäfte abzuwickeln, ihn zu veranlassen, seinen Wohnsitz in Coblenz aufzugeben und zu seinem Sohne nach Göttingen überzusiedeln. Der Brief, welcher die letzten Schwierigkeiten wegräumte, lag auf dem gedeckten Tisch neben seinem Teller. Er kam munter und vergnügt zu Hause, und eilte ins Nebenzimmer, um rasch seinen Rock zu wechseln, ehe er bei der Suppe die Lectüre des ersehnten Briefes begann. Er erschien nicht wieder und als das Dienstmädchen nach ihm sah, lag er vom Schlage gerührt, vorn übergesunken, entseelt auf dem Bette. Es war ihm ein Tod beschieden, ganz wie ihn der Mann ohne Falsch, nur darauf bedacht, das Glück der Seinen zu fördern und sich an ihm zu freuen, verdiente. Der Sohn eilte nach Coblenz, um dem geliebten Vater das letzte Geleit zu geben. Auf der Rückfahrt entging er wie durch ein Wunder einem ernstern Unfall. Er war der einzige Passagier im letzten Wagen des Zuges; sein Wagen entgleiste, rifs sich los und rollte die Böschung des Bahndammes hinab. Als er sich soweit gefaßt hatte, um das Herausklettern aus dem umgestürzten Wagen bewerkstelligen zu können, bemerkte er zu seiner Beruhigung, daß er außer einer Beule an der Stirn keine weitere Verletzung davongetragen hatte.

Das ruhige, bequeme und sorglose Stillleben,



welches nun der eifrig mit seinen Vorlesungen und literarischen Arbeiten beschäftigte Gelehrte im Kreise seiner Familie führte, sollte noch einmal einen argen Stofs erleiden. Im Frühling 1858 starb sein verehrter Lehrer und Freund Johannes Müller eines verhältnissmässig frühen und ganz unerwarteten Todes. Die Nachricht erschütterte Henle tief und es trat der Schatz von Jugenderinnerungen, welche sie gemeinsam befassten, wieder auf das Lebhafteste vor seine Seele. In die Trauer um den Geschiedenen mischte sich aber bald die Spannung, welche durch Berichte Berliner Freunde über die Pläne des Ministeriums angeregt wurden. Schon einige Jahre vorher war Henle bei einem Ferienbesuch in Berlin ausserordentlich gefeiert worden, es waren ihm zu Ehren von seinen Freunden Dinners und andere Feste gegeben worden, bei welchen sich zusammenfand, was Berlin an Notabilitäten befasste, welche mit Henle in irgend einen socialen oder wissenschaftlichen Zusammenhang zu bringen waren. Jetzt, wo er auf der Sonnenhöhe wissenschaftlicher Grösse und Berühmtheit stand, zog er anders wieder ein, als er damals ausgegangen war, vom Ministerium ohne Sang und Klang entlassen. Nur natürlich, dass man jetzt den Wunsch hatte, den erfolgreichen Schüler zum Nachfolger des grossen Meisters zu machen. Auch Freund Pfeufer war in grosser Aufregung und er schreibt seinem Freund am 22. Juni 1858:

»Seit dem 30. v. Mts. stehen in den Zeitungen so positive Angaben über den erhaltenen Ruf und Deine Ablehnung, dass ich sehnlichst wünschte, den Stand der Dinge von Dir zu erfahren. Die ersten Artikel in der »Allgemeinen Zeitung«, in welchen X.



als Successor legitimus Müller's genannt wurde, waren ohne Zweifel aus der —'schen Küche. Durch Löwig, der sich hier einen Tag aufhielt, hörte ich aber bereits zu meinem Vergnügen, daß die eigentlichen Leute Dich wollen. Daß die Berliner Dich berufen, halte ich für eine Ehrenfache der Facultät; ob Du aber annehmen solltest, dies ist wahrscheinlich gar nicht mehr zu erörtern. Ich zweifle gar nicht, daß Du in Göttingen Dein Leben zufriedener beschliesen wirst, wie in Berlin. Aber um wie viel unbedeutender ist dort jener Theil des Lebens, der nicht unmittelbar mit der Professur zusammenhängt. Ich kann Euch nicht helfen; wenn man mit den Gewohnheiten einer gröfseren Stadt zugleich die feinere Nase sich anezogen hat, so bemerkt man an den Freunden, die in den kleinen Nestern leben, ein gewisses — die Franzosen nennen es *je ne sais quoi*, die Schwaben Geschmäcke, welches sich mit jedem Jahre vermehrt. Für einen Kerl von Deinem Geiste ist es ein- für allemal schade, wenn er an der Leine alt wird. Ich weifs sehr wohl, daß Du, so schlagfertig Du im Geiste und mit der Feder bist, durch persönliche Reibungen viel mehr afficirt wirst, als billig, aber die würden am Ende so schlimm nicht sein, denn in einer grofsen Stadt stöfst man, selbst wenn man zu derselben Facultät gehört, doch nur wenig auf einander. Jedenfalls sollte ein Ruf nach Berlin zu etwas Besserem dienen, als das Knopfloch zu verbrämen. Das ist sicher, Du gehörst nach Berlin. Also gieb bald Rede und Rechenschaft.«

Henle zögerte nicht, seinem intimsten Freunde die verlangte Rechenschaft zu geben. Er schreibt ihm:



»Liebster Freund! Es ist wahr, ich habe einen Berliner Ruf erhalten, so brillant wie möglich, rein für Anatomie, mit einer neu zu bauenden Anatomie und einem Professor meiner Wahl, mit einem Sitz in der Facultät und Staatsexamen, einem Einkommen von sechs- bis siebentaufend Thalern, und ich habe ihn abgelehnt. Nicht ohne schwere, innere Kämpfe; aber wie solid gearbeitet mein endlicher Entschluß war, das gab mir Dein Brief zu erproben Gelegenheit, der, so hoch mir Deine Autorität in praktischen Dingen immer gestanden hat, diesmal trotz seines Tadels meine Ruhe nicht zu erschüttern vermochte.

Wie gern hätte ich mir bei meinen alten unparteiischen Freunden Rath geholt! Ich war ganz auf mich angewiesen, denn selbst meine Frau verrieth mit Willen nicht, wohin es sie zog und der Berliner Geheimrath, der mir mit dem Ruf wie eine Bombe ins Haus platzte, wollte anfangs die Antwort am anderen Morgen bei mir holen und liefs sich nur durch das Versprechen zur Abreise bewegen, daß ich ihm die Antwort innerhalb achtundvierzig Stunden nachsenden würde. Du hättest vielleicht schon nicht zugegeben, daß ich mich auf eine solche Hetze einlasse. Ich hatte aber einen Widerwillen, den Preussen mehr Zeit zu kosten, weil es mir doch vom ersten Augenblick an unwahrscheinlich war, daß ihre Bemühungen an mir Erfolg haben würden. Ich hänge an Göttingen; ich habe mich vom ersten Augenblicke an hier wohl befunden; jede Veränderung, die seitdem eingetreten ist, hat dazu gedient, meine Lage behaglicher zu machen; ich kann fest darauf rechnen, daß es auch in Zukunft so sein wird, und daß ich in jeder Universitäts-



angelegenheit, die mich interessirt, ein entscheidendes Wort mitreden werde, ohne dafs ich dafür etwas Anderes zu leisten hätte, als was zu den Obliegenheiten meines Berufes gehört. Ich hatte nicht den leifesten Wunsch, mich zu verändern; ich habe Müller's Stelle ohne den geringsten Neid betrachtet (wohl aber hat er oft meine Stellung eine beneidenswerthe genannt) — warum sollte nun der Zufall seines frühen Todes mir Veranlassung werden, zu sehen, ob ich es nicht noch besser haben könnte, als ich's habe. Die grofse Stadt und ihre mannigfachen Berührungen haben für mich nicht den Reiz, wie für Dich; es ist vielleicht schon eine Folge kleinstädtischer Verkommenheit, dafs mir das Gewühl unbekannter und gespreizter Menschen, das Wettlaufen nach irgend einem Kunstereignifs, dessen Genufs nur wenigen Bevorzugten zu Theil wird, und der Enthusiasmus darüber einen unangenehmen Eindruck macht und dafs ich an dem ruhigen Mechanismus, in welchem unser Leben im Schatten unserer eigenen Bäume mit ein paar alltäglichen Freunden sich abspinnt, mehr Behagen finde. Ausserdem darfst Du Berlin nicht mit München, und Göttingen nicht mit jeder beliebigen kleinen Stadt vergleichen. Denn München hat neben den Annehmlichkeiten grofser Städte doch noch manche gemüthliche und landschaftliche Elemente, die Berlin fehlen, und Göttingen ist mehr ein Landsitz für eine Anzahl Professoren und Studenten, als eine kleine Stadt. Machen wir uns das Geschmäcke, von dem Du sprichst, allmähig zu eigen, so merken wir es einander nicht an und von unseren grofstädtischen Freunden, mit denen uns leider nur ausnahmsweise dann und



wann ein paar Tage zu leben vergönnt ist, müssen wir hoffen, daß sie uns lieb genug haben, um uns auch so zu vertragen. Spürte ich noch etwas von dem Selbstvertrauen in mir, mit dem ich im Jahre 1848 ins Parlament gegangen wäre, wenn mein Bein mir damals aufzutreten gestattet hätte, so würde ich gemeint haben, Bürger des Staates werden zu müssen, der schließlich doch in deutschen Angelegenheiten den Ausschlag geben wird. Aber es ist mir noch unvergessen, wie damals nicht mein Witz, sondern nur mein Unglück mich gehindert hat, mich zu blamiren, und so finde ich es angemessen, einem Staate anzugehören, dessen Thorheiten keinen Schaden anrichten und dem man seine reactionäre Bewegung nicht so übel nehmen kann, weil er für sich nicht im Stande ist, liberale Politik zu machen. Daß ich meine Kinder physisch kräftiger und geistig unblasierter hier erhalten kann, als dies in Berlin der Fall gewesen sein würde, halte ich auch für gewiß.

So war die Reflexion über Gehen und Bleiben für mich eigentlich nur ein Kampf der Neigung mit der Pflicht. Ob es recht sei, einer so ansehnlichen und einflußreichen Stellung mit bedeutenden Hilfsmitteln sich zu entziehen, einem Turnier, zu dem man in die Schranken gerufen wird, aus dem Wege zu gehen, darüber glaubte ich mich vor meinem Gewissen und vor den Freunden, deren Augen auf mich gerichtet sind, rechtfertigen zu müssen.

— — Wie vereinsamt hätte ich gestanden! War es nicht charakteristisch, daß der Anknüpfer des Berliner Unterhändlers auch nicht ein leiser Wink, nicht ein freundliches Wort des Zuredens aus dem Schooße der



Facultät oder von anderen Freunden vorausgegangen war? Konnte es mir gleichgültig sein, daß, seit ich Berlin verlassen habe, von der Menge ärztlicher Societäten, die dort hervorschießen, nicht ein Zeichen der Anerkennung an mich gelangt ist, daß die Berliner Akademie mich geffentlich umgeht, daß an mir das Unerhörte sich ereignet und sogar Al. v. Humboldt es unterlassen hat, mir auf zwei Zufendungen und Briefe eines feiner bekannten Billets zugehen zu lassen? Bin ich auch sonst nicht gewohnt, mir etwas einzubilden, so schien es mir doch diesmal klar, daß ich mich durch mein Buch unvermeidlich gemacht haben müßte, aber auch eben nur als der Unvermeidliche vorgeschlagen und erwartet werde. In Betreff des fiamenfischen Mitzwillings, des Physiologen, wurden schöne Versprechungen gemacht. Ich war, nach dem Vorgange der zoologischen Professur, überzeugt, daß man über den nächsten und wenigftnehmenden nicht hinauskommen werde. Und Fr., der den Kohl fett machen soll, gehört auch zu denen, die mir nicht verzeihen, daß ich nicht auf die Aerzte gewartet habe, um den pathologischen Stall auszufegen. Stellte ich mir den allerdings größeren Kreis der Zuhörer vor, so präsentirten sich meiner Phantasie die fünfzig Zuhörer der Pepinière. Sie wären im glücklichsten Falle einige Semester lang auf Commando für mich und dann einige Semester für Virchow begeistert gewesen. Der Berliner Professor übt einen unbestrittenen Einfluß auf die anatomischen Anschauungen des ganzen preussischen Staates aus. Kein von mir entdecktes Löchlein oder Spitzchen wäre den Examinanden unbekannt geblieben. Ich konnte schon in Gedanken vernehmen, wie jähr-



lich hundert Judenkehlen sich beeifern würden, meine technischen Ausdrücke »medianwärts, sagittal u. dergl.« zu lispeln und mir zum Ekel zu machen. Es ist mir eine in dieser Richtung bezeichnende Anekdote, von der ich nicht weiß, ob ich sie Dir zu erzählen pflegte, daß, als Rudolphi einmal sich gegen das Diverticulum Vateri ausgesprochen hatte, von da an kein Curist versäumte, zu sagen, daß: »Ductus choledochus und pancreatic. gemeinschaftlich im Duodenum münden, jedoch ohne ein Diverticulum Vateri zu bilden.« Aber wer könnte sich auf einen solchen Triumph etwas zu Gute thun! Und ob ich mir sonst schmeicheln durfte, einen Einfluß auf den Gang der Studien in Preussen zu gewinnen? Liebster Freund, wir beide wissen, daß es uns mit vereinten Kräften in jüngeren, muthvolleren Jahren mit der Bewältigung eines minder zähen Teiges nicht glücken wollte. Ein Mann von Müller's Gewicht hatte Noth genug und mußte mehr wie einmal den höchsten Trumpf einsetzen, um in seinem eigenen Gebiete unangefochten zu bleiben. Das ist, wir haben es oft genug anerkannt, nicht mein Terrain, und ein fünfzigjähriger Mensch muß sich nicht einbilden, durch Versetzung auf anderen Boden neue Eigenschaften gewinnen zu können. Ich lebe mir selber am meisten zu Gefallen und glaube mich Anderen am nützlichsten zu machen, wenn ich die Resultate stillen Spintifirens in möglichst anständiger Form in die Welt befördere. Dieser Leidenschaft zu fröhnen, ist kein Ort geeigneter, wie Göttingen. Ginge ich nach Berlin, so müßte ich meine Arbeiten vorerst wegen des Umzuges und der mit der Gründung einer neuen Sammlung verbundenen Geschäfte auf ein paar Jahre unterbrechen. Dann



fragte es sich, ob mir zur Fortsetzung Humor und Zeit zu Gebote stehen würde. Wie schrecklich hat Müller oft unter der Last der Examina gefeufzt, die Jahr aus Jahr ein einen Abend der Woche in der Facultät und den Winter durch zwei Vor- und zwei Nachmittage wöchentlich für das Staatsexamen verschlangen.

Verzeihe diese lange Exposition. Aber da Du weder Göttingen noch Berlin in seiner modernen Verfassung kennst, so liefs sich die Sache nicht kürzer machen. Mündlich hätte ich noch viel hinzuzufügen. Kämfst Du nur einmal, selber einen Blick in unser Treiben zu thun! Du würdest nicht wünschen, hier zu leben, aber Du würdest begreifen, warum Andere sich gefesselt fühlen.«

Pfeufer antwortet: »Liebster Freund! Herzlichen Dank für die Ausführlichkeit, mit der Du mir die Gründe Deiner Ablehnung des Berliner Rufes auseinandergesetzt hast. Du hast auch wieder recht, wie überhaupt immer, wenn man Dir nur eine Stunde zum ruhigen Nachdenken läfst. Ich dachte zu ausschliessend an den grossen Vortheil, welchen das Studium der Medicin in Preussen von Deiner Thätigkeit in Berlin ziehen würde und vergafs dabei, dafs Du auch in das fünfzigste Jahr getreten bist, wo man nicht neue Aufregungen und Kämpfe sucht, sondern darauf bedacht ist, den noch beschiedenen Rest des Lebens in geistiger Ungenirtheit zu verarbeiten. Wir dürfen es sonach als gewifs ansehen, dafs Du in Göttingen und dafs ich in München bleiben. Den Berlinern ist es jedenfalls gesund, zu erfahren, dafs ihre Rufe ablehnbar sind.«



Warum sich Henle so sehr vor der Belastung durch die Examina fürchtete, ist klar; er hat es auch selbst häufig ausgesprochen, daß er fürchtete, die Zeit für Abfassung seines Handbuches der Anatomie einzubüßen. In der That, sieht man sich unter der Zahl der Berliner Professoren um, so muß man sagen, daß mehr als einer für immer verstummt ist, oder doch nur kleine und wenig bedeutende Publicationen ans Licht gegeben hat, nachdem er in den Strudel der dortigen Amtsgeschäfte eingetaucht war. Heute ist es ja insofern besser geworden, als Berlin nicht mehr allein die Aufgabe hat, alle Candidaten der ganzen Monarchie im Staatsexamen zu prüfen, da nunmehr jede medicinische Facultät dies Recht erlangte. Die bitteren Klagen über die Vernachlässigung seitens der Berliner Kreise, in welchen sich unser Gelehrter ergeht, sind nicht ganz gerecht, und wenn er nicht vor sich selbst das Gewicht der Gründe für sein Bleiben hätte erhöhen wollen, wäre er gewiß nicht auf die gar nicht in seinem Charakter liegende Auffassung gekommen. Hätte er im Uebrigen Neigung gehabt, zu gehen, dann würde bei ihm wahrscheinlich die Erinnerung an die glänzende Aufnahme, welche er bei seinem früheren Besuch in Berlin gefunden hatte, in den Vordergrund getreten sein.

In Göttingen fand man sein Bleiben eigentlich selbstverständlich, denn in der großen Universität in kleiner Stadt, welche sich selbstgenügsam und vornehm gegen außen abschloß, galt es als Dogma, daß ein Mann, welcher der Ehre gewürdigt war, in ihren Lehrkörper aufgenommen zu werden, gar nicht daran denken könne, wieder zu scheiden, da er den Gipfel irdischen Glückes und menschlicher Ehre



erreicht habe. Doch aber herrschte grofse Freude und Genugthuung über die Erhaltung des ersten Anatomen Deutschlands, wie man Henle nach J. Müller's Tod ohne Weiteres nennen konnte, für die Universität. Die Studenten brachten ihrem Lehrer einen solennen Fackelzug; die Regierung beeilte sich, dem Gelehrten durch eine freiwillig gewährte Gehaltszulage von fünfhundert Thalern eine kleine Entschädigung für die gröfseren Einnahmen zu geben, welche ihn in Berlin erwartet hätten.

Nun, nachdem auch dieser Sturm vorübergezogen war, floss das Leben wieder in ruhiger Bahn und die stetige Arbeit wurde durch keine weitere Aufregung unterbrochen. Seine ganze freie Zeit war dem Handbuch gewidmet, an welchem er mit wahrhaft jugendlichem Eifer schrieb und ganz so, wie bei Abfassung der »Allgemeinen Anatomie« und der »Rationellen Pathologie« gab es Wochen und Monate, in welchen er sich vollständig in seine Bücher vergrub. —

In der gröfseren Geselligkeit war Henle seiner Unterhaltungsgabe, seiner vorzüglichen Tischreden und seines schlagfertigen Witzes wegen ein stets gern gesehener Gast, und wie sehr man seine gesellschaftlichen Talente schätzte, geht daraus hervor, dafs er lange Jahre hindurch Director des literarischen Museums, der ersten Göttinger Club-Gesellschaft war, und zwar gerade in der Zeit, in welcher sie sich in gröfster Blüthe befand. Auch im eigenen Hause verstand er mit seiner Gemahlin eine äufserst angenehme und beliebte Geselligkeit zu entfalten. Kaum war er in Göttingen angekommen, da versammelte er um sich eine Anzahl junger Leute, Studenten und Privatdocenten, welche



bei Theatervorstellungen, Lesen mit vertheilten Rollen im Kostüm und bei anderen Ueberraschungen für seine Gäste den Grundstock bildeten, an welchen sich dann entfernter Stehende ankrySTALLisirten. Eine Reihe von ihnen blieb in dauernder Beziehung zum Henle'schen Hause. Ich nenne nur den späteren Legationsrath und Professor Aegidi, A. Spiess, nachher Arzt in seiner Vaterstadt Frankfurt a./M., den leider sehr früh verstorbenen Physiologen Thiry, den nunmehrigen Freiburger Zoologen Weismann, und als besonders treuen und anhänglichen Freund, den Mathematiker Dedekind, jetzt in Braunschweig. Neben diesen jungen Leuten vernachlässigte Henle seine Collegен natürlich nicht und er gehörte einem Freitagsclub an, welcher eine Anzahl von Herren der Universität vereinigte, unter welchen ich nur den Philosophen Lotze, den Historiker Waitz, den Juristen Thöl, den Philologen Sauppe, den Physiker Listing, den Botaniker Grisebach, den Physiologen Meissner hervorheben will. Es wurde erst ein wissenschaftlicher Vortrag gehalten und dann ein Braten gegessen. Angeregte Unterhaltung hielt die Freunde oft bis tief in die Nacht hinein zusammen. Zu einem Lesekränzchen hatten sich die Familien von Sauppe, Henle und Meissner zusammengethan. Die Gattin des Letzteren, eine geborene von Kobell aus München zeichnete sich durch besondere Liebenswürdigkeit aus.

Nach seines Freundes Pfeufer's Ansicht war es der Mangel an ausgedehnterem geselligen Verkehr, welcher Henle vor dem Stempel der Kleinstädtereі stets bewahrt hat, welcher es ihm nicht erlaubte, viel von dem Geschmäcke anzunehmen, von dem Pfeufer einmal geschrieben.



Nach dem Erzählten hat darin der Münchener Pathologe keinenfalls recht. Was Henle's Zusammenhang mit der grossen Welt aufrecht erhielt und immer wieder von Neuem vermittelte, dies war die Musik. Schon seine Hausmusik brachte eine grosse Anzahl von Leuten mit ihm und seiner Familie in Berührung. Allwöchentlich kam man an einem Abend bei einfachem Abendbrod im Henle'schen Musikzimmer zusammen und führte Trios und Quartette, Solostücke und Gesang vor. Bald waren es nur die Mitwirkenden, welche zugleich das Publicum bildeten, bald waren auch noch einige Andere, welche für Kammermusik Interesse hatten, als Zuhörer geladen, zuweilen wurde ein Stück genauer geübt und dann einer gröfseren Abendgesellschaft vorgespielt. Das Leben der Universitätsstadt brachte es mit sich, dafs sich die Theilnehmer in rascher Folge ablösten, oft rascher als es allen Betheiligten lieb war. Henle hatte eine besondere Gabe, die Musiker Göttingens aufzuspüren und bald waren es junge Doctoren, Assistenten oder Privatdocenten, bald Studenten, bald wieder Herren in bürgerlichen Stellungen, welche mitwirkten.

Aber nicht allein die Hausmusik fand eifrige Pflege, auch die Concertmusik stand im Mittelpunkte des Interesses. In seiner Eigenschaft als Museumsdirector war es Henle möglich, den concertirenden Künstlern die Benutzung des besten Concertsaales der Stadt, der sich in den Räumen des Museums befand, zu erleichtern und er war auch stets sehr gern bereit, sie in seinem gemüthlichen Hause zu beherbergen. Es wurden dadurch zahlreiche Musiker mit ihm bekannt, selbst befreundet, und das Haus Henle genofs in Künstlerkreisen seiner Gastlichkeit wegen lange Jahre eines



weitverbreiteten und wohlverdienten Rufes. Nach den Concerten fafs man in angeregter Unterhaltung oft noch lange zusammen, muficirte meift noch eifrig und der Kreis der mufikalifchen Herren und Damen Göttingens, welche Henle um die Künftler verfammelt hatte, verabschiedete fich mit dem Gefühl, einen erinnerungsreichen Abend erlebt zu haben. Nicht felten liefs fich das leicht bewegliche Mufikantenvölkchen auch noch zu einer Matinée am anderen Morgen halten und dann war die Zahl der zuhörenden Mufikliebhaber eine befonders grofse und andächtige. Unter den Gäften will ich in erfter Linie Meifter Joachim nennen, welcher einmal ein Semester von Hannover nach Göttingen herübergekommen war, um zu ftudiren. Im Haufe des Mathematikers Dirichlet war er mit Henle bekannt geworden und wohnte dann fpäter gelegentlich eines Concertaufenthaltes bei ihm. Neben ihm mufs fein Partner im jetzigen Joachim'schen Quartett, Profefor Hausmann, genannt werden, welcher bereits als ganz junger Mann zu den Freunden des Haufes gehörte; er war unter Anderem einmal als Mitglied des Hochberg'schen Quartettes mit dem erften Geiger deffelben, Schiever, Logirgast des Haufes und die herrliche Mufik, welche das Quartett am Morgen nach dem Concert zu hören gab, fteht noch bei Allen, welche damals anwesend waren, im beften Angedenken. Auch Anna Mehlig, die Pianiftin, wohnte bei Henle, als fie einmal ein Concert in Göttingen gab. Dem Haufe fehr befreundet war Kömpel aus Weimar, Spohr's vortrefflicher Schüler und Erbe feiner Geige, Bargheer, der Schwiegerfohn des Phyfiologen Wagner; auch Frau Joachim's prachtvolle Stimme erfreute die Hörer



im Henle'schen Hause. Nicht einseitig aber beschränkte sich Henle auf die Pflege der Musik und der Musiker, auch der berühmte Recitator Palleske verschmähte es nicht, bei ihm zu lesen, ebenso wie auch Schwager Schöll von Weimar, ein sehr hervorragender Vorleser, bei feinen Besuchen nicht selten einen größeren Kreis durch den Vortrag eines Dramas oder von Gedichten unterhielt.

Die letzten Jahre hatten noch einen Familienzuwachs gebracht; es war eine vierte Tochter, Emma, und zuletzt noch ein Sohn, Adolf, geboren. Besonders des letzteren Geburt erfreute den Vater, der sich sehr einen zweiten Sohn gewünscht hatte, außerordentlich.

Nichts schien das so angenehme Stillleben unterbrechen zu können, in welchem Henle sich nur seinen Arbeiten, seiner Familie und seiner selbstgewählten Geselligkeit widmete, als plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Ereignisse von 1866 hereinbrachen, welche die Physiognomie von ganz Deutschland und auch die des kleinen stillen Göttingens gründlich ändern sollten.

Wie die Aelteren aus eigener Erinnerung, die Jüngeren von den Erzählungen der Augenzeugen wissen, kam der Angriff auf Hannover ganz unerwartet. Der König Georg neigte allerdings zu Oesterreich hin, noch war aber nichts entschieden, als am 15. Juni von Preussen, rasch entschlossen, ein Ultimatum überreicht wurde. König Georg bewilligte die Forderung desselben: sofortige Abrüstung der Truppen und Annahme der preussischen Reformvorschläge, nicht und begab sich ungefäumt zu seiner Armee, welcher



er den Befehl hatte zugehen lassen, sich um Göttingen zu sammeln. Schon am 17. Juni mußte Frau Henle ihrer Tochter Anna, welche sich in Braunschweig in einer Pension befand, das Folgende schreiben: »Als ich Dir das letzte Mal schrieb, da konnte man wohl die Vorahnung manches Unerwarteten haben, doch war es noch aus tiefem Frieden heraus, wo wir uns so sicher fühlten, daß wir der Frau eines im Felde stehenden preussischen Officiers Asyl anboten. Seitdem hat die Kriegserklärung Preussens an Hannover die Sachlage sehr geändert, wir sind zu einer Art Hauptquartier geworden, der König mit all seinen Truppen hat sich hierher begeben, letztere sind in Stadt und Umgegend concentrirt und es ist eine ungeheure Bewegung auf den Strassen. Wie ein Sturmwind ist es über uns gekommen, am Donnerstag Abend waren wir noch in einer sehr lustigen Gesellschaft bei Vischer's und am Sonnabend wollte der Freitagsclub noch eine Partie nach Grund unternehmen. Am Freitag Abend kommt Papa aus dem Club nach Hause, um mir zu sagen, die hannoverschen Truppen kämen herund wir bekämen Einquartierung; man mußte sogleich Anstalten treffen. Um zehn Uhr kam der erste Extrazug mit Musik unter ungeheurem Geschrei der Bevölkerung, um zwölf Uhr der zweite u. s. w. Die ganze Nacht dauerte der Lärm. Morgens zogen diese Truppen wieder ab und es kamen neue. Wir hatten einen Officier für ein paar Stunden und seit gestern Abend, bis wohin man nun Alles für Empfang der Einquartierung ordentlich herrichten konnte, haben wir wieder einen. Die Häuser auf der Masch sind mehr belastet wie wir, Sauppe's und Meißner's



hatten schon neun Mann im Quartier. Und dabei hält es schwer, Lebensmittel zu bekommen, weil man auf solche Zunahme der Bevölkerung nicht gefaßt war; gestern konnte ich bei meinem Händler schon kein Mehl mehr erhalten und Ochsenfleisch soll heute auch nicht mehr zu haben sein. Was nun die nächsten Tage bringen werden, das ist uns allen verhüllt, es circuliren mancherlei Gerüchte, aber das Wahre läßt sich nicht vom Falschen scheiden!« Zwei Tage später heißt es nur, sie befänden sich wohl, lebten aber wie auf einem Schiff mitten im Meer, absolut von allen Nachrichten abgeschnitten. Ein Brief Henle's selbst an seinen in Leipzig studirenden Sohn Carl vom 23. lautet:

»Wir lebten mit unserm König und unsern zwölftausend Soldaten in völliger Abgeschlossenheit. Ein Brief kam dann und wann zu uns, hinaus durfte keiner, damit nicht etwas von den Plänen unserer Generale verrathen werde, von denen wir freilich auch nichts wußten. Zeitungen kamen nicht, oder ganz veraltet; um so geschäftiger waren die Gerüchte, die mit der positivsten Sicherheit bald zwanzigtausend Preussen aus Northeim, bald dreißigtausend Bayern aus Witzenhausen einmarschiren ließen. Von allem dem geschah nichts; aber am Mittwoch Abend wußten wir in Folge der von allen Seiten requirirten Karten des Eichsfeldes und Meißnergebietes, daß eine Fortsetzung der Flucht bevorstehe und am Donnerstag Morgens sechs Uhr sahen wir mit Rührung und Sorge unsere ganze, kaum nothdürftig ausgerüstete Armee, den König und Kronprinzen zu Pferde mitten in derselben zum Geismarthor hinausziehen. Gestern um neun Uhr marschirte der



Nachtrab, das erste Jägerbataillon, von der Landwehrschenke ab, bei welcher sie die Nacht campirt hatten, und um elf Uhr sprengten schon die ersten Hufaren in die Stadt, denen bald das ganze Regiment, zahlreiche Kanonen und zwei Infanterieregimenter folgten. Die Truppen verschmähten es, Quartierbillets in Empfang zu nehmen. Sie durchzogen marschmäfsig die Strafsen und sandten nach beiden Seiten hin von Haus zu Haus Trupps von zwei bis zehn Mann ab, je nach dem Exterieur des Hauses. Das unferige haben sie, da sie sich von der unteren Mafsch fogleich in die Allee wandten, nicht ausfindig gemacht; doch werden wir darauf vertröstet, dafs heute noch Truppen nachrücken. Die, welche die Stadt heute Nacht beherbergte, scheinen heute einen Rafttag halten zu wollen, deffen die Mannschaft und die Pferde allerdings sehr bedürftig schienen. Wir freuen uns darüber, da es danach scheint, als hätten sie die Hoffnung aufgegeben, unsere Armee einzuholen, die über Heiligstadt und weiter nach Bebra und Fulda zu gelangen sucht. Freilich können sich ihr noch von anderer Seite Preussen entgegenstellen und so entschlossen unsere Leute waren, sich durchzuschlagen, so ist doch unser stilles Gebet, dafs sie auf keinen Feind, oder einen so übermächtigen stossen möchten, dafs Widerstand vergeblich wäre, damit nicht mit preussisch-hannoverschem Blutvergiefsen der Anfang des schrecklichen Bürgerkrieges gemacht werde.

— — Die letzten Tage waren reich an allen Schrecken des Krieges, doch immer nur auf Stunden. Es schien, als müßten die plötzlich massenweise eingezogenen Gäste alsbald unsere Vorräthe an Lebensmitteln



aufgezehrt haben. Mehl war nicht mehr zu haben, die Fleischer versicherten, noch auf höchstens zwei Tage zu reichen; eines Abends durchstöberten wir selbst verschiedene Läden vergeblich nach Hülsenfrüchten; aber am anderen Tage waren sie schon wieder ausgetobten. Unsere Gehalte, die wir voraus erhalten sollten, wären, wie man erzählte, den Preussen in die Hände gefallen, es wurden Berathungen gepflogen, wie man ein halbes Jahr ohne Geld leben sollte; doch ist schon jetzt officiell angezeigt, daß alle Beamten auf ihrem Posten bleiben und alle Verbindlichkeiten des Staates erfüllt werden. Die Wirthe wollten den Studenten nicht weiter borgen, die Studenten konnten sich kein Geld von aussen verschaffen und waren im Begriff, zu verhungern, als der Verwaltungsausschuß eine Summe von tausend Thalern aus der Universitätskasse disponibel machte, woraus jeder Student gegen Quittung ein Darlehn von drei Thalern erhalten könne. Auch von dieser Mafsregel wird wenig Gebrauch gemacht worden sein. Unmittelbar nach dem Abzug der Armee stürzten sich unsere Proletarier auf die im Bahnhof zurückgelassenen Vorräthe, damit sie nicht den Preussen in die Hände fielen. Es war ein von der Behörde selbst veranlafstes Mißverständniß. Unsere Philister aber witterten bereits Socialismus, bewaffneten sich und die Studenten mit weissen Binden und Flinten und wachten die Nacht, um die Stadt vor Mord und Plünderung zu bewahren. So hätte man, wenn man gewollt hätte, viel Angst und Aufregung durchmachen können. Ich darf Deiner Mutter und mir das Zeugniß geben, daß wir uns nicht weiter aus unserer Gemüthsruhe bringen ließen, als es bei



dem Gedanken an all das Unglück, das unserm Volke bevorsteht, unvermeidlich war.«

Die nächsten Tage brachten noch viele Unruhe, die Truppen flutheten bald süd-, bald nordwärts und Alles wollte in der größten Stadt der Gegend ausruhen und verköstigt sein. Bald war ein Officier im Quartier, bald eine Anzahl Soldaten, ein andermal baten sich Vorüberziehende Kaffee aus. Die Occupation verlor viel von ihren Schrecken durch freundliche Besuche, welche durchziehende preussische Officiere machten. Bald waren es Bekannte von Frau Henle, welche als Officierstochter zahlreiche Beziehungen in der preussischen Armee hatte, bald waren es Landwehr- und Reserveleute, welche als Studenten in dem gastfreundlichen Henle'schen Hause verkehrt hatten. Am 27. wurde die Schlacht von Langensalza geschlagen, welche das Schicksal Hannovers entschied. Nun kamen die entwaffneten und in ihre Heimath entlassenen Soldaten der hannoverschen Armee in kleinen und größeren Trupps durch Göttingen, durch und durch verbittert und raisonnirend auf die eigene Oberleitung, auf die Preussen, welche doch eigentlich, ohne den Sieg errungen zu haben, Hannover überwältigt hatten, auf die süddeutschen Bundesgenossen, welche sie im Stich gelassen hatten. Auch Henle schloß sich der allgemeinen Trübsal an und schreibt in diesen Tagen: »Bis jetzt gehen die Sachen so, als ob der liebe Gott sich mit Bismarck über die dummen Teufel, die an eine himmlische Gerechtigkeit glauben, lustig machen wollte. Die Preussen, auf Alles vorbereitet, überall bei der Hand und einheitlich geleitet, haben Deutschland bis zur Mainlinie, denn auch die



Nassauer haben vor zwei Landwehrregimentern die Flucht ergriffen und sich zur großen stillen Bundesarmee zurückgezogen. Wenn die preussischen Berichte aus Böhmen richtig sind, und wenn sie dort zuletzt einen großen glücklichen Schlag führen, so wird der Krieg bald ein Ende haben. Wir werden uns gegen ein Aufgehen in Preussen kaum mehr sträuben, wenigstens wird unsere Armee kein Hindernis mehr sein, die jetzt ebenso wüthend auf die süddeutschen Bundesgenossen ist, wie sie es vor vierzehn Tagen auf die Preussen war. Kurhessen und Nassau glücklicher zu machen, als sie es unter dem bisherigen Regime waren, wird ohnehin kein Kunststück sein, und Meiningen und Karoline Reufs werden allein dem Andrang keinen Widerstand leisten. Vom momentanen Nützlichkeitsstandpunkte würde es sich also empfehlen, den preussischen Waffen einstweilen Sieg zu wünschen und den Grimm darüber hinunterzuschlucken, daß den Junkern mit Aufopferung so vieler kostbarer Leben und eines so erheblichen Theiles unseres Wohlstandes gelingen sollte, was ein liberales preussisches Volk auf dem ebensten Wege zu Stande gebracht haben würde. — Wird von der freien Regung, die bis jetzt immer noch in einem oder dem anderen wohlregierten deutschen Staat aufglimmte, wenn die anderen unter der Ruthe seufzten, auch die Rede sein können, wenn Bismarck seine segnende Hand über alle ausbreitet und überall mitzusprechen haben wird? Zu welcher Art von Wechselbalg wird er das Deutsche Parlament aufstutzen? Das sind bange Fragen an das Schicksal!

Auch in der Familie löste in dieser Zeit eine



Hiobspost die andere ab, was natürlich nur dazu beitrug, die Stimmung zu verdüstern. Nachdem schon im Jahre 1864 Henle's Schwiegermutter gestorben war, fing nun auch der Schwiegervater an zu kränkeln und zugleich wurden die drei Kinder von Hauptmann Albert Richter, dem Bruder von Frau Henle, von Diphtheritis ergriffen. Gerade während der schlimmsten Tage starb ein Söhnchen desselben an der tückischen Krankheit; ein vorüberziehender preussischer Officier brachte die erste Nachricht. Im Juli erlag Oberst Richter, der Schwiegervater, seinen Leiden und im December starb Hauptmann Albert Richter, der in Spandau mit der Fabrikation der von ihm erfundenen Granaten-Zünder beschäftigt war, an dem dort epidemisch herrschenden Genickkrampf. Frau Henle war mit ihrer ganzen Familie von den unaufhörlichen Schicksalschlägen natürlich aufs Tiefste ergriffen und erst das Weihnachtsfest mit dem Jubel der harmlosen Kleinen brachte wieder einigermaßen das verlorene feelische Gleichgewicht. Aber auch jetzt konnte sich Henle mit den neuen Verhältnissen nicht versöhnen. Ihm, der durch seine wissenschaftliche Thätigkeit sich gewöhnt hatte, logisch eines aus dem anderen zu entwickeln, sowie sorgfältig darauf zu sehen, daß gerecht und billig jedem das Seine würde, war die gewaltsame Lösung des gordischen Knotens, wie sie von Bismarck vorgenommen wurde, an sich höchst unsympathisch. Dazu kam noch, daß er persönlich unter der Neuordnung der Dinge zu leiden hatte. Denn man mag diese Neuordnung betrachten wie man will, sie hatte natürlich gar zahlreiche Unbequemlichkeiten im Gefolge;



auch war es ihm nicht gleichgültig, daß nun die Universität ihren eigenthümlichen Charakter, ihre Individualität, welche sie groß und geachtet gemacht hatte, einbüßen mußte, um als gleichberechtigte Schwester in die Reihe der übrigen preussischen Provinzialuniversitäten einzutreten, über welche sie sich bisher erhaben gedünkt hatte. Er sprach jetzt, wo er doch dem preussischen Universitätsverband angehörte, gar manchmal sein Bedauern darüber aus, daß er damals nicht nach Berlin gegangen war.

Es war ihm unter den obwaltenden Umständen sehr angenehm, daß ihn die Trauer zwang, der Geselligkeit, in welche er seiner Stimmung wegen doch nicht gepaßt hätte, fern zu bleiben. Leider hinderte diese Zurückgezogenheit nicht das Entstehen eines tiefen Risses in der alten Freundschaft mit Sauppe, der der Annexion Hannovers sehr sympathisch gegenüber stand. Aus dem Freitagsclub trat dieser mit vier gleichgesinnten Collegen aus; derselbe bestand im Uebrigen unverändert fort. Da auch das alte Lesekränzchen durch das politische Zerwürfniß sein Ende gefunden hatte, wurde ein neues gegründet, welches außer Henle noch Thöl, Waitz, Grisebach, Meißner mit ihren Frauen umfaßte und zu welchem auch die mittlerweile herangewachsenen Töchter, eventuell auch Söhne dieser Paare oder einige junge Hausfreunde herangezogen wurden. Die Vereinigung gewährte den Theilnehmern gar manchen schönen Abend und dauerte so lange, bis der Tod anfang, Lücken zu reißen. Sie war eine wahre Erholung für den Gelehrten, welcher nun in jedem der nächsten Jahre eine mehr oder weniger aufregende Zeit durchmachen sollte.



Im Anfang 1867 erkrankten seine Töchter Elise und Sophie am Typhus, und im Jahre 1868 zitterte man für das Leben des kleinsten Sohnes Adolf, welcher eine ernste Rippenfellentzündung durchzumachen hatte. In demselben Jahre tobte ein Sturm im Glase Wasser, welcher aber Aerger genug veranlafste. Wie erzählt, war Henle Director der Museumsgefellschaft. Dies war der Gegenpartei nicht recht, und sie wünschte die Direction in andere Hände übergehen zu sehen. Sein Sohn Carl, der in Göttingen studirte, hatte eine Schlittenpartie von Studenten und jungen Damen, wie sie alljährlich unternommen wurden, und kurze Zeit darauf einen Ball im Museum arrangirt, über welche Henle folgendermassen schreibt:

»Die vor einigen Wochen eingeleitete Schlittenpartie mit nachfolgendem Tanz hatte eine Klage des Polizeidirectors beim Prorector zur Folge, worin der erstere die Schlittenfahrt unter die »Versammlungen unter freiem Himmel« subsummirte, zu denen die Polizei achtundvierzig Stunden vorher die Erlaubniss zu ertheilen habe. Es kostete viel Papier, um dem knöchernen Bureaukraten zu beweisen, dafs man dem Schnee nicht gebieten könne, sich achtundvierzig Stunden ruhig zu verhalten. Eine noch viel schlimmere Aufregung, die sich bis in die untersten Schichten der Gesellschaft erstreckte und die ganze Stadt wieder in Preussen und Hannoveraner theilte, hat der von Carl und seinen Freunden im Museum entreprenirte Ball zur Folge gehabt. Es knüpfte sich daran eine Generalversammlung, in welcher hundertundzwanzig ernste Männer darüber beriethen, ob zwischen Festessen und Bällen ein Unterschied zu machen, die Essen von



Privatpersonen, die Bälle nur vom Vorstand unternommen werden dürften, oder, wie ich richtiger sagen müßte, darüber zu berathen schienen, denn der eigentliche Grund des Kampfes war ein Attentat gegen den gegenwärtigen Vorstand. So werde ich mich wohl auch, wie Bismarck, constitutioneller finden lassen, als man erwartete, und die Stelle niederlegen, die mir seit sieben Jahren viel Zeit geraubt, seit zwei Jahren viel Aerger eingetragen hat und nur dadurch Werth für mich hatte, daß ich durch Verfügung über den Saal Künstler heranziehen und mir verbinden konnte.«

Er trat wirklich zurück und freute sich nachher oft, nicht mehr die Direction führen zu müssen, als die Gesellschaft immer mehr herunterkam, bis sie endlich ganz einschlief.

Dies waren Alles nur Nadelftiche, welche bald verschmerzt waren; das Jahr 1869 aber brachte unserem Gelehrten, neben der Freude, die ihm durch die Verlobung seiner Tochter Anna mit seinem Professor, Friedrich Merkel aus Nürnberg, erwuchs, einen schweren und unerfetzlichen Verlust, den Tod seines Freundes Pfeufer.

Die beiden Freunde hatten ausgemacht, in den Herbstferien mit ihren Familien in Tegernsee zusammenzutreffen, wo auch Jolly mit den Seinen Villeggiatur machen wollte. Die Kunde davon, daß die drei Treuverbundenen zusammen zu finden sein würden, hatte noch Gervinus und den Orientalisten Hitzig vermocht, sich nach Tegernsee zu wenden.

Sie verlebten eine schöne Zeit und freuten sich an den eigenen Kindern und an denen der Freunde, an der prächtigen Natur und schwelgten in Erinnerung



an alte Zeiten. Kurz, nachdem man sich getrennt hatte, machte Pfeufer einen Ausflug mit Frau und Tochter nach dem Achenfee. Auf der Wasserfahrt sank er im Kahn todt zusammen.

Henle schreibt seiner Schwester: »Es waren drei herrliche Wochen, die ich mit dem alten Freunde verlebte. Noch nie, seit wir von Heidelberg nach verschiedenen Richtungen ausgezogen waren, hatten wir so lange und so ruhig mit einander verkehrt. Obschon der See zwischen unseren Wohnungen lag, so waren wir doch täglich, meist zweimal des Tags, beisammen. Am Morgen liefs ich mich übersetzen und gegen Mittag ruderten seine Töchter mich in dem Nachen, den sie gemiethet hatten, wieder zurück. Am Nachmittag trafen wir uns mit unserem grossen Gefolge an irgend einem schönen Ort, wohin wir auf Umwegen zu Fufs, Pfeufer in seinem Wagen direct gelangten. Dann musste ich neben ihm sitzen, wenn seine Enkel und meine Kinder um uns spielten und nur zuweilen schickte er mich fort, mit seiner Frau zu sprechen, der es schmerzlich sei, wenn sie mich nicht höre. Wir besprachen Alles, unsere Wissenschaft, unsere Politik, unsere Familie. Es war, als sollte ich die Ueberzeugung mit hinwegnehmen, dafs wir in Allem einmüthig seien. Er litt zuweilen an Asthma, war schwerfälliger als früher in seinen Bewegungen, leicht ermüdet, aber geistig frisch und lebendig, wie ehemals. An eine Gefahr dachte er nicht; seine Sorge war nur, dafs er in seinem Lehrerberufe vor der Zeit verkümmern könnte, da die Klinik ihn anstrengte und das Andrängen der Zuhörer in den Krankensälen ihm Beklemmung mache. Er dachte daran, die Klinik



aufzugeben. Den Vorlesungen und seinem Staatsamt fühlte er sich noch gewachsen. Wir schieden mit Verabredungen über den Ort, wo wir im nächsten Herbst zusammentreffen wollten, da wir Tegernsee zwar reizend gefunden, aber doch auch ausgekostet hatten. Drei Tage danach traf ihn der Tod, ein Tod, wie er ihn sich und mir gewünscht hatte in einem Brief, den er mir nach unseres Vaters Tod schrieb. Ihn darf ich nicht beklagen; die Section hat gezeigt, daß er ungeahnten, schweren Leiden entgegengegangen sein würde. Aber die Lage der Frau und Tochter, die mit der Leiche an Bord von einer heiter unternommenen Seefahrt zurückkehrten! Uns traf die Schreckensnachricht in München, in der Kunstausstellung. Die Zerstreungen der Rückreise, das Leben in dem überfüllten Nürnberger Familienhause, die Freude an der Rüstigkeit der Mainzer Schwestern halfen mir den ersten Schmerz leichter tragen. Jetzt, in den gewohnten Räumen, fühle ich erst, wie der abwesende Freund mit meinem Thun und Denken stets verflochten gewesen ist.«

Ein paar Wochen später schreibt er an die Wittve des Geschiedenen:

»Daß unser theurer Freund nicht zu vergeffen, daß die Lücke, die sein Tod hinterlassen, durch nichts auszufüllen ist, das fühle ich, wie Sie. Auch mich sieht die Welt verwandelt an, seit ich das Herz vermisste, das all mein Glück und Leid mit mir theilte, seit ich bei meinen Arbeiten nicht mehr darauf hoffen kann, ihm eine Freude zu machen, und ein Wort des Beifalls zu entlocken. Wie dürftig nimmt sich, was mir an Freunden geblieben, neben der Erinnerung an



diesen Einen aus. Darum seien Sie überzeugt, daß ich Ihre Klagen verstehe und gerecht finde und daß ich niemals müde werden werde, sie zu hören, wenn es Ihnen Bedürfnis ist, sie auszusprechen. Es liegt eine Art ausgleichender Gerechtigkeit darin, daß, wer so glücklich im Besitz eines Menschen ist, wie Sie es waren, damit auch die Gefahr des furchtbaren Contrastes auf sich nimmt, den der Tod erzeugt. Wer aber möchte um dieser Gefahr willen sich im Genuß jenes Glückes ein Maß auferlegen! Und wenn es geschieden sein muß, giebt es doch keinen besseren Trost, als das Bewußtsein, nichts veräußert zu haben, um glücklich zu sein und glücklich zu machen.«

Das Jahr 1870 mit seinen großen Ereignissen war herangekommen. Schon kurz nach Beginn des Krieges zeigte sich, daß an ein Eindringen der französischen Heere in Deutschland nicht zu denken war und so wurde die Hochzeit von Henle's Tochter Anna nicht aufgeschoben, um so weniger, als der Schwiegersohn nicht ins Feld zog, sondern bestimmt war, eine Stelle an einem Lazareth in Göttingen selbst zu übernehmen. Die Hochzeit war klein, da von auswärts, der unterbrochenen Communication wegen, Niemand kommen konnte, aber trotzdem heiter. Mit dem Eintreffen der ersten Verwundeten, welche das neue Paar von einem mehrtägigen Ausflug nach dem Harz zurückrief, legte sich die junge Frau am Typhus, ebenso Frau Henle, deren jüngste Tochter Emma und eines der Dienstmädchen. So konnte keines der beiden Häuser dem anderen Hülfe leisten, und auch von auswärts war Niemand zu bekommen. Henle hat wohl recht, wenn er schreibt: »Das Schicksal will



nicht, daß ich an den weltbewegenden Ereignissen den rechten Antheil nehme.« Nun, schließlich ging Alles glücklich vorüber, kein Leben ging verloren, kein dauernder Schaden entstand; auch alle Verwandten, welche im Kriege gewesen waren, kamen unverfehrt zurück, so daß diese stürmische Zeit einen vollkommen verfühnenden Abschluß erhielt. Der nationale Aufschwung, welchen die herrlichen Siege im ganzen Vaterlande hervorriefen, verfehlte seine Wirkung auf Henle nicht, er lernte es, die gegebenen Verhältnisse ruhiger anzusehen und in seinen Arbeiten, sowie im Familienleben Ersatz für vieles Verlorene zu finden. Die behagliche Ruhe der kleinen Landstadt übte seine Wirkung wieder in vollem Maße aus und der Gelehrte bewegte sich oft wochenlang nur zwischen der Anatomie und seiner Wohnung. Es genügte ihm dieser kurze, nicht fünf Minuten lange Weg als Spaziergang. Des Morgens saß er bis gegen zehn Uhr bei seiner Arbeit am Schreibtisch, dann verbrachte er die übrigen Morgenstunden in seiner Lehrthätigkeit; auch ein Theil des Nachmittags war derselben gewidmet. Hatte er nach dem Mittagessen nicht sogleich wieder zu thun, dann las er die neuesten Erzeugnisse der schönen Literatur, ehe er sich wieder an seine wissenschaftlichen Arbeiten machte. Diese wurden bis zum Abendessen gefördert, nach welchem die Familie gemeinsam um den Tisch saß, er seine Cigarre rauchend, die Töchter mit einer Handarbeit beschäftigt; eine der letzteren oder die Frau vom Hause las dann einen Roman, eine Biographie, einen im Druck erschienenen Briefwechsel oder dergleichen vor, bis sich die Damen um zehn Uhr zurückzogen.



Der Gelehrte kehrte wieder an seinen Schreibtisch zurück, wo er nun noch zwei ganz stille und unge störte Stunden schrieb. Im Bette beruhigte er seinen von der Arbeit erregten Geist durch leichte Lectüre, um dann nach sechs- bis siebenstündigem Schlaf wieder zu neuer Thätigkeit zu erwachen. Angesichts einer solchen Tageseintheilung begreift man es, daß es ihm möglich war, ein so enormes Arbeitsquantum zu bewältigen, wie wir es von ihm geleistet sehen. Seine Erholung bestand, abgesehen von den Ferienreisen, darin, daß er die erwähnten regelmässigen Lese- und Musikabende pflegte und gern ein Diner oder Souper mitmachte, allerdings nicht der culinarischen Genüsse wegen, in welchen er sich sehr mässig zeigte, sondern um der leichten Conversation willen, in der er selbst Meister war und die er auch an anderen Leuten, besonders an interessanten Damen schätzte. Das Eintreffen Rudolf von Ihering's 1872 veranlaßte ihn, im Verein mit diesem den musikalischen Verhältnissen Göttingens, welche er mit seinem Austritt aus dem Museums-Vorstande sich selbst überlassen hatte, von Neuem seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Henle, Ihering und der leider so früh verstorbene Mathematiker Clebsch brachten noch manches schöne Concert zu Stande und vermittelten das Auftreten zahlreicher Virtuosen.

Je älter Henle wurde, um so mehr mußten sich naturgemäss die geselligen Verhältnisse in seinem Hause ändern. Der Verkehr wurde nicht geringer, aber er nahm einen anderen Charakter an. Die Kinder waren grösstentheils herangewachsen, und ihnen wurden nun ihre Freunde und Freundinnen eingeladen zu Tanz und



Spiel. Es ging in dem unverwöhnten und unblasirten Kreise meist äußerst lustig her. Zu einer Freundschaft für ihn selbst waren diese jungen Mädchen und Studenten freilich keine geeigneten Elemente. Selbst von den jüngeren Docenten der Universität zogen sich viele vor Henle, je älter er wurde, um so scheuer zurück; er galt als eine Persönlichkeit, der man den höchsten Respect schuldig war, welche aber zu hoch stand, um ihr vertraulich näher zu treten. Dies war ihm tief schmerzlich, denn bei seiner großen Harmlosigkeit und Bescheidenheit war ihm nichts lieber, als wenn ihn die Jugend, ohne dadurch genirt zu sein, unter sich duldete, war er doch trotz seiner weissen Haare im Innern selbst frisch und jung geblieben. Neue Freunde schlossen sich ihm nur noch wenige näher an, unter ihnen der Philologe Wachsmuth mit seiner Frau, einer geborenen Ritschl (jetzt in Leipzig); die alten starben weg oder zogen sich, selbst alt geworden, zurück. Nur mit dem Gynäkologen Schwartz, dem er schon seit lange sehr freundschaftlich gesinnt war, hatte sich das Verhältniß immer herzlicher gestaltet und dauerte so bis zu Henle's Tode fort. Unter die alten Freunde darf man auch den Hygieiniker Flügge rechnen, der als Student schon viel im Hause verkehrt hatte und jetzt als Professor dem alten Lehrer in pietätvoller Freundschaft zugethan blieb.

Das Leben in der Familie ging seinen gewiesenen Weg. Im Jahre 1872 verheirathete sich seine Tochter Sophie mit dem Historiker Ulmann, damals in Dorpat, jetzt in Greifswald. Sein Sohn Carl hatte ihn zwar durch eine ernste und länger dauernde Erkrankung erschreckt, war aber ganz gesund geworden, stand



nun als Amtsrichter in Schulenburg und führte im Jahre 1875 Fräulein von Schmidt-Phifeldeck aus Medingen als Gattin heim. 1876 verheirathete sich auch seine Tochter Elise mit dem Alt-Historiker Rühl in Königsberg. Die Hochzeiten nahmen, anders wie bei der erst verheiratheten Tochter, einen heiteren und glänzenden Verlauf. Schwere Prüfungen standen unserem Gelehrten nur noch wenige bevor, so mußte er, der bisher stets ungestraft seinem Berufe nachgegangen war, demselben in seinen alten Tagen noch seinen Tribut entrichten. Ende November 1880 rifs er sich bei einer Demonstration im Hörsaal unbedeutend an der abgeschnittenen Rippe einer Leiche. Er beachtete die kaum sichtbare Verletzung gar nicht, bis er nach vierundzwanzig Stunden durch Schmerzen in dem verletzten Daumen der rechten Hand sehr unliebsam auf sie aufmerksam gemacht wurde. Es liefs sich nicht mehr bezweifeln, dafs eine Infection mit Leichengift vorlag und seine chirurgischen Collegen König und Rosenbach mußten alsbald zum Messer greifen. Bis zum Schlufs des Jahres zogen sich die schweren Leiden des Gelehrten hin; es mußte wiederholt an Hand, Arm und Achselhöhle operirt werden, bis endlich die Reconvalescenz begann. Nun erholte sich der elastische Mann rasch und nur eine sehr zitterige Handschrift erinnerte ihn und seine Familie noch längere Zeit an den ausgestandenen Schrecken. An der allgemeinen Theilnahme, welche sein Unfall weit über Göttingens Mauern hinaus erregte, konnte er ersehen, in wie weiten Kreisen er bekannt, geschätzt und geehrt war.

Die Familien seiner Kinder entwickelten sich in normaler Weise, es ging bei ihnen auf und ab, wie



es in einem größeren Familienkreise stets der Fall zu sein pflegt. Gesundheit und Freude wechselten mit Krankheit und Trübsal, selbst der Schmerz, blühende Enkelkinder wieder zu verlieren, blieb ihm nicht erspart. Der ganze Grundton des Familienlebens war aber doch immer ein heiterer, für ihn befriedigender und erfreulicher und er durfte daher das letzte Jahrzehnt seines Lebens ein glückliches nennen. Auch in den maßgebenden Kreisen Berlins hatte man im Laufe der Zeit eingesehen, daß man an Henle einen Mann von großer Erfahrung und von streng fachlicher Anschauung hatte, welcher wohl geeignet war, in wichtigeren einschlägigen Fragen gehört zu werden. Er brauchte also auch nach der Seite seiner officiellen Thätigkeit die alten Zeiten nicht mehr herbeizusehnen. In der Politik allerdings gelang es ihm nicht, sich den Bewunderern des übermächtigen Staatsmannes Bismarck beizugesellen. So sehr er auch mit aller Welt die geniale äußere Politik desselben bewunderte, so wenig konnte er sich mit seiner inneren Politik befreunden, welche er nach wie vor für eine unglückliche hielt.

Die letzte, für ihn persönlich große Zeit, welche unserem Gelehrten beschieden war, war sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum, am 4. April 1882. Schon von langer Hand her hatten sich Kundgebungen aller Art vorbereitet und es hatten sich Facultäten, gelehrte Gesellschaften, Schüler gerüstet, ihm ihre Huldigungen darzubringen. Nach Ausweis der im Anhang abgedruckten Liste waren die Ernennungen zum correspondirenden oder Ehrenmitglied der erwähnten Gesellschaften zahlreich und was die Universitäten betrifft, so hatten sämtliche Facultäten deutscher Zunge mit



einer einzigen Ausnahme ihre Glückwünsche gefandt; unter allen Adressen gefiel ihm selbst die Kieler am besten, welche ich deshalb ebenfalls im Anhang zum Abdruck bringe. Die eigene Facultät in Göttingen hatte vom Bildhauer Hartzler in Berlin eine Büste in Marmor ausführen lassen und dieselbe im Vestibül der Anatomie zur Aufstellung gebracht. Sie ist äußerst ähnlich und lebensvoll, so daß sie die allgemeine Bewunderung erregte und noch erregt. Seine Schüler, soweit sie mittlerweile selbst Lehrer an Hochschulen geworden waren, brachten ihm einen stattlichen Band ihrer Arbeiten dar. Unter der einleitenden Adresse sind unterschrieben: Ch. Aeby, H. Aubert, A. Bardeleben, W. Berlin, J. Bockendahl, E. du Bois-Reymond, E. Brücke, A. von Brunn, R. Deutschmann, Th. von Dusch, E. Ehlers, H. Emminghaus, W. Flemming, R. Förster, N. Friedreich, A. Froriep, C. Haffs, C. von Hecker, W. Heineke, W. Henke, O. von Heusinger, C. K. Hoffmann, F. Jolly, A. Kölliker, W. Kühne, A. Kufsmaul, Th. Langhans, Hj. Lindgren, F. Merkel, J. Meyer, J. Moleschott, S. Moos, W. Müller, J. Rosenbach, N. Rüdinger, H. Schildbach, R. Schirmer, H. Stilling, J. Stilling, L. Teichmann, J. Uffelmann, C. Völckers, W. Waldeyer, A. Weismann, C. Westphal, F. Zenker.

Auch persönlich erschienen auswärtige Gelehrte, um ihre eigene und ihrer Corporationen Gratulation zu überbringen, so Waldeyer von Berlin, Kölliker von Würzburg, Ludwig und Braune von Leipzig, Haffs von Breslau, Zenker von Erlangen, Fuchs von Lüttich, Venema von Löwen, Cohn von Hannover, dieser als Vertreter der hannoverschen Aerzte. Ihnen gefellten



sich noch solche bei, welche zum Jubilar oder seiner Familie besondere Beziehungen hatten, der alte Freund Dedekind von Braunschweig, Helfreich, der Sohn seines alten Studienfreundes, Professor in Würzburg, A. Spiess, der Hausfreund aus der frühesten Göttinger Zeit, von Frankfurt. Die preussische Regierung, sowie auch andere Staaten ehrten den Jubilar durch Ordensdecorationen. Die Stadt Göttingen überreichte durch ihren Oberbürgermeister eine Adresse, das Militär der Stadt liess ihm des Morgens von dem Musikcorps ein Ständchen bringen, die Studenten widmeten ihm einen goldenen Lorbeerkranz, die Kollegen vereinigten sich zu einem Festmahl, welches nicht nur glänzend verlief, sondern auch durch eine grosse Anzahl geist- und gemüthvoller Tischreden verherrlicht wurde. Der Tag nach dem rauschenden Feste, an welchem die Gratulanten einander auf dem Fusse folgten, an welchem der Gelehrte ganz der Oeffentlichkeit gehörte, war der Familie gewidmet. Von seinen Kindern war nur der älteste Sohn durch Unwohlsein gehindert, zu erscheinen, war aber durch seine Frau vertreten, die verheiratheten Töchter waren mit ihren Männern gekommen. Die drei ältesten Enkel, Jungen von neun bis drei Jahren, waren ebenfalls da und hatten am Tage des Festes, feierlich in Fräcke gekleidet, dem guten Grosspapa als erste Deputation, schon vor dem Frühstück, einen scherzhaften Patriarchenorden mit einer poetischen Ansprache überreicht. Seine treue und in allen Lebenslagen bewährte Schwester Marie Mathieu fehlte nicht, ebenso wenig die Kinder seiner anderen Schwestern, Frau Marie Ufinger geb. Krämer aus Mainz, und die Söhne seiner Schwester Schöll,



Rudolf, damals Professor in Straßburg, und Fritz, Professor in Heidelberg, beide mit ihren Frauen; auch Professor E. Richter von Breslau, Frau Henle's Bruder, war mit seiner Gemahlin erschienen. Frau Dr. Boas von Weimar, langjährige und anhängliche Freundin der Familie und nahe Verwandte des Schwiegerohnes Ulmann, hatte sich ebenfalls eingefunden. Dieser große Kreis, dem sich der noch anwesende Freund und College Waldeyer anschloß — die Uebrigen waren leider schon wieder abgereist —, fand sich am Tage nach dem Feste zum Familienfestmahl zusammen, dem der Jubilar, heute nur mit seinem Patriarchenorden geschmückt, höchst beglückt und befriedigt präsidirte. Die rege Betheiligung der weiten Kreise an seinem Ehrentage hatte ihn fast erschreckt, und er sagte wiederholt, er sei weit über Verdienst und Erwarten geehrt worden. Die große Bescheidenheit, welche den Gelehrten auch bei dieser Gelegenheit zierte und ihm so gut stand und die naive Freude über die herzuflömenden Gratulanten übte auch auf diese ihren Einfluß aus. Der Ton des ganzen Festes war ein äußerst liebenswürdiger und herzlicher und hinterließ bei allen Theilnehmern eine sehr wohlthuende Erinnerung.

Der Jubilar selbst zehrte noch lange Zeit an den schönen Tagen, denn die Beantwortung all' der zahlreichen Telegramme, Briefe, Adressen u. s. w., bei welcher er Niemanden überging, brachte ihm, in seinem behaglichen Studirzimmer sitzend, noch manche Stunde der Freude und stiller Genugthuung.

Der Lebensabend war mit diesem Feste herein gebrochen und wenn Henle auch noch frisch und rüstig war, seine Collegien mit Eifer und dem alten Erfolge



las und in wissenschaftlichem Streben nicht erlahmte, so liefs sich immerhin nicht verkennen, dafs das Alter näher und näher kam. Schon vom Herbst 1884 an wurde er durch Schmerzen belästigt, welche sich als eine linksseitige Intercostalneuralgie darstellten. Er hatte schon öfter mit argen neuralgischen Schmerzen zu thun gehabt, einmal in der Ferse, einmal im Schultergelenk, welche monatelang anhielten; da sie aber regelmäfsig wieder spurlos verschwunden waren, so wurde weder er noch seine Umgebung sehr schnell besorgt. Um die Seinen nicht zu ängstigen, verschwieg er es so lange wie möglich, dafs sich sein Leiden bedeutend verschlimmerte und dafs es auch den Arm ergriff. Endlich aber ging es nicht mehr, er mufste zum Morphinum greifen, um seine Existenz nur einigermafsen erträglich zu machen. Auch jetzt aber verlies er seinen Posten nicht, er vollendete sein Wintercolleg, wenn er auch unfähig dabei litt und sich nur dadurch aufrecht erhalten konnte, dafs er vor und nach jeder Vorlesung auf das Sopha seines Arbeitszimmers in der Anatomie hingestreckt, Kräfte sammelte. Die Osterferien brachten die ersehnte Freiheit und er konnte eine Reise nach Baden-Baden antreten, von welcher er gekräftigt zurückzukehren hoffte. Es sollte anders kommen; statt der erhofften Besserung stellten sich Lähmungserscheinungen in den Beinen ein, welche ihn zwangen, eiligst zurückzukehren. Er sank aufs Krankenlager, von welchem er sich nicht mehr erheben sollte. Bis in die letzte Zeit hinein sprach er selbst in hoffnungsvoller Weise von der Zukunft. Ob er die Ueberzeugung hatte, dafs er wieder gesund werden würde, oder ob er nur in rücksichtsvoller Schonung den



Muth der Gattin und der Kinder aufrecht erhalten wollte, ist unaufgeklärt geblieben. Bei dem klaren Geiste Henle's sollte man nicht meinen, daß er sich trügerischen Hoffnungen hingeeben hätte. Nachdem die Lähmung immer grössere Fortschritte gemacht und auch die Athemorgane ergriffen hatte, starb er an Nieren- und Wirbelsarcom nach schwerem Kampfe am 13. Mai 1885.

Die Trauer um den Geschiedenen war eine tiefe; vor Allem sah die Universität, welcher er dreiunddreissig Jahre hingebender Arbeit gewidmet hatte, mit Kummer einen ihrer glänzendsten Sterne untergehen. Sie gab ihm noch auf seinem letzten Weg ein Ehrengelage, wie man es nur selten in dem kleinen Göttingen gesehen hatte. Die Wissenschaft beklagte seinen Tod als den des letzten jener Gewaltigen, welche die Biologie auf eine neue und feste Basis gestellt hatten. Von allen Seiten wurden seine Verdienste in Nekrologen und Nachrufen der Mitwelt ins Gedächtnis gerufen und den Jüngeren, welche jene Entwicklungsperiode nicht mit durchlebt hatten, gesagt, was er der Wissenschaft geleistet. Waldeyer ruft aus: ihm ist sein Platz unter den ersten Meistern für alle Zeiten gesichert!

In dem Universitätsorganismus mußte seine Stelle ersetzt werden, die Wissenschaft hat seine Errungenschaften in sich aufgenommen, seiner Familie aber und seinen Freunden wird er fehlen, so lange einer von ihnen Allen am Leben ist. Er bildete nicht nur den Mittelpunkt in seinem Kinderkreise, sondern auch in der weiteren Familie und traf irgend Jemanden ein Leid, wo er Hülfe und Rath brauchte, so verstand



es sich von selbst, daß man sich an ihn wandte. Ereignete sich im Kreise der Seinen ein Unglück, dann war er zur Stelle, um zu trösten und seine ruhigen und eindringlichen Worte und die feine und schonende Art, mit welcher er die Gedanken von dem Gegenstand des Schmerzes abzulenken suchte, verfehlten nie ihre Wirkung. Die Trauer war groß und sein Verlust wird heute noch als ein frischer lebhaft empfunden; die Lücke, welche sein Tod gerissen hat, wird niemals ausgefüllt werden. Seine Freunde, deren Zahl dem Gange der Natur zufolge mehr und mehr zusammengeschmolzen war, werden immer mit Vergnügen an den edlen Mann zurückdenken, dem alles Gemeine ein Greuel war, welcher mit Geist und Witz auch ein Herz verband, das für Jeden unter ihnen immer Theilnahme zeigte, an den Mann, von dem sie wußten, daß er ihren Geschicken mit Aufmerksamkeit folgte. »Alle diejenigen«, sagt Waldeyer, »welche dem Dahingeshiedenen näher standen, werden ihm bis zu ihrem Lebensabende das Gefühl treuer Liebe und dankbarer Hingebung bewahren, wie es edlen Menschen über das Grab hinaus folgt.« Man muß einen Mann glücklich preisen, dessen harmonisch abgestimmte Seele es verstand, mit ernster und gewissenhaftester Arbeit harmlosen und heiteren Lebensgenuss zu verbinden, dem die Natur neben den höchsten Gaben des Geistes auch den Schatz eines tiefen Gemüthes verlieh. Er verdient voll und ganz die hohe Achtung, welche ihm im Leben zu Theil ward, das ehrende Andenken, welches ihm im Tode folgt.



Fragt man sich, was Henle vom ersten Tag seiner Anwesenheit so sehr an Göttingen angezogen hat, so ist diese Frage leicht zu beantworten, es war neben der nöthigen Muse für seine literarischen Arbeiten sein Lehrgebiet. Er hatte ganz allein die menschliche Anatomie zu vertreten und nichts Anderes. So vollkommen und geistvoll er auch alle früheren Lehraufträge bewältigt hatte, so war es ihm doch natürlich erwünscht, der Disciplin, welcher seine Neigung angehörte, allein leben zu können. Er las Osteologie, semesterweise abwechselnd mit seinem Prosector, die systematische und allgemeine Anatomie und leitete den Secirsaal mit nie ermüdendem Eifer. Ein Jahr nach Beginn seiner Göttinger Lehrthätigkeit hatte er auch begonnen, topographische Anatomie zu lesen, ein Gebiet, auf welchem er sich noch nicht versucht hatte. Er schreibt an Pfeufer: »Ich lese diesen Winter zum ersten Mal chirurgische Anatomie, was mir viel Arbeit, aber auch viel Vergnügen macht. Ich muß dabei immer an unseren alten Freund Hitzig denken, der ein Colleg, ich weiß nicht, über welche orientalische Sprache, ankündigte, weil er nichts von derselben verstand. Doch sehe ich, daß hier manche Schätze zu heben sind und bin auf dem besten Weg, ein ganz grober Anatom zu werden, im Gegensatz zu meinem Vorgänger, der in seinen alten Tagen ein feiner wurde.« Man wird sich nicht wundern, daß er auch in dieser Vorlesung in der That seine Zuhörer dauernd fesselte und befriedigte, und daß er dieselbe noch in den letzten Jahren seines Lebens mit dem alten Beifall las. Die histologischen Curse gab er niemals selbst, er überließ sie seinen Prosectoren.



In den Vorlesungen zeichnete sich Henle außer durch die klare und schöne Darstellung des Stoffes ganz besonders durch die virtuose Art aus, mit welcher er seine Zeichnungen auf die Tafel warf. Mit wenigen Kohlestrichen — er zeichnete immer mit Kohle — verstand er es, höchst charakteristische und klare Figuren hervorzubringen, welche dem aufmerksamen Zuhörer stets im Gedächtnis haften. Wie fest seinem Gedächtnis die anatomischen Formen eingeprägt waren, geht daraus hervor, daß er, ohne daß es seine Zuhörer beachteten, gelegentlich die Kohle auch in der linken Hand führte.

Waldeyer äußert sich<sup>1)</sup> über Henle's Vorlesungen folgendermaßen: »Jeder, der den Vorzug hatte, ihn zu hören, wird zustimmen, daß er unter die vorzüglichsten Docenten zu stellen sei, die Deutschland aufzuweisen hat. Klarheit und Präcision des Ausdruckes verband sich mit hoher Formvollendung und Feinheit des Satzbaues. Auch fehlte das attische Salz nicht, wo es am Platze war. Nimmt man dazu die passende, nie im Ueberfluß angewendete Geste, die geschickte Hand, welche in leichter, gefälliger Weise das gesprochene Wort mit der Zeichnung zu begleiten verstand, den gewinnenden Ton der Sprache, das geistvolle blitzende Auge, welches das ganze Auditorium umfaßte, so wird man verstehen, daß er auch in der »Knochen- und Bänderlehre« seine Zuhörer zu fesseln wußte und manchen angeregt hat, ihm auf das so meisterhaft beherrschte Gebiet zu eigenen Versuchen zu folgen. In seltener Weise verstand er es, in feinen

---

<sup>1)</sup> Nachruf in Arch. für mikr. Anat. I. c.



Vorträgen Maß zu halten, sowohl in dem, was er in einer jeden Stunde gab, als in dem, was er im Semester zu bieten hatte. Kein Sprung, kein übermäßiges Verweilen bei irgend einem Lieblingsthema, keine überflüssige persönliche Polemik; aber wohl, wo es am Platze war, eine Besprechung der Tages- und Streitfragen mit bescheidener Betonung der eigenen Meinung, so daß auch das allseitige Interesse an dem Fortschritte der Wissenschaft bei den Zuhörern geweckt wurde. So kam es, daß Henle stets seine Vorlesung ganz zum Abschluß brachte, ohne gegen das Ende des Semesters Stunden einschieben, oder in jene gallopirende Vortragsweise verfallen zu müssen, die manchen Docenten, nicht zum Vortheile ihrer Hörer, mit dem Herannahen der Ferien eigenthümlich wird. Man sah und merkte es überall, Henle beherrschte vollkommen und in jeder Beziehung das von ihm erkorene wissenschaftliche Gebiet.«

Trotzdem bestand die einzige Vorbereitung, die er in seiner Göttinger Zeit für die Vorlesungen traf, im Zusammensuchen der Präparate, welche er stets eigenhändig aus den Schränken nahm und ebenso zurückstellte, sehr zum Nutzen der Sammlung. Er unterhielt sich sehr oft bis zum Moment, in welchem er in den Hörsaal ging, lebhaft über die verschiedensten Themata, ohne dadurch nachher im Geringsten gestört zu sein. Aufzeichnungen für seine Vorlesungen besaß er, abgesehen von einer unvollständigen Einleitung in die systematische Anatomie, welche sich in seinem Nachlasse fand, nicht; nur die Bänder der Wirbelsäule hatte er sich auf ein kleines Blättchen geschrieben, welches er vor der betreffenden Stunde einmal überflog. Wenn er aber



wieder eine Lieferung seines großen Handbuches herausgegeben hatte, dann nahm er es wohl gelegentlich zur Hand, um nachzusehen und klagte scherzend darüber, daß er nun gezwungen sei, genau nach Henle zu lehren. Trotz dieser enormen Sicherheit des Vortrages aber befand er sich jedesmal vor der ersten Vorlesung des Semesters in einer Aufregung, welche er nicht bemeistern konnte und welche ihn zwang, unruhig umherzugehen. Dieser Zug seines Wesens beweist wieder seine große Bescheidenheit, welche ihn, den berühmten Docenten, selbst seinen jugendlichen Zuhörern gegenüber nicht verließ und giebt zugleich Zeugnis von dem Ernst, mit welchem er an seine Semesteraufgabe ging. Seine große Gewissenhaftigkeit erlaubte es ihm auch nur in der äußersten Noth, einmal die Vorlesung auszusetzen und da er fast niemals krank war, so kam dies überhaupt jahrelang nicht vor. Selbst in dem letzten halben Jahre seines Lebens, wo er bereits von furchtbaren Schmerzen im Arm gepeinigt wurde, hielt er seine Vorlesungen in hergebrachter Weise.

Seine Zuhörer waren ihm aber auch äußerst dankbar. Sie ehrten den »alten Jacob«, wie der beliebte Mann genannt wurde, bei jedesmaligem Beginn und Beschluß der Vorlesungen durch das in Göttingen ortsübliche »Trampeln«, welches so begeistert ausgeführt wurde, daß man für den Bestand des Hauses fürchten mußte und brachten ihm jedesmal an seinem Geburtstage eine Ovation. Auch über den Kreis der Facultät hinaus war sein Ruf als Docent in Göttinger Studentenkreisen verbreitet und wer Göttingen ganz kennen lernen wollte, der hörte einmal eine Stunde



bei Henle, ebenso wie man es auch nicht verfäumte, einmal bei Lotze zu hospitiren. Durch Henle wurde in Göttinger Docentenkreisen die Tradition geschaffen, daß bei einem akademischen Vortrag aufser dem Inhalt auch die Form die höchste Beachtung verdient, und auch heute noch bemüht sich ein nicht geringer Theil der Docenten mit gröfserem oder geringerem Glück, dem Henle'schen Vorbild nahe zu kommen.

Henle machte in seiner Göttinger Zeit auch »Schule«, d. h. er fandte Specialschüler hinaus, welche auf anderen Universitäten in seinem Sinne wirkten. In erster Linie sind als solche seine Profectoren zu nennen, deren er im Laufe der Jahre fünf hatte, nämlich Teichmann, Ehlers, Merkel, von Brunn und Schiefferdecker. Der Erstere war schon in Heidelberg sein Schüler gewesen und folgte seinem Lehrer nach Göttingen. Seine grofse präparatorische Geschicklichkeit brachte der Sammlung eine Anzahl trefflicher Präparate. Ehlers konnte in ausgiebiger Weise bei den Injectionen der Niere zu Henle's grofser Arbeit mitwirken. Merkel betheiligte sich an der Herstellung der Präparate für die Nervenlehre des Handbuches, Brunn und Schiefferdecker unterstützten ihren Chef durch ihre Sicherheit in den neueren histologischen Methoden. Um eine umfangreiche Zahl von Privatschülern auszubilden, dazu genügten die Räumlichkeiten des Institutes nicht. So lange er lebte, mußte sich Henle überhaupt mit den allerbescheidensten Studienmitteln begnügen und Minister von Gofsler hatte sehr recht, als er mit Bezug auf Henle zum Schreiber dieser Zeilen sagte, daß zu grofsartigen Arbeiten ein gut ausgestattetes Institut keineswegs



nöthig sei. Hat ja doch Schwann seine Untersuchungen in seinem Privatzimmer gemacht und hat doch Koch seine weltbewegenden Arbeiten zum guten Theil nicht einmal an einer Universität, sondern in dem entlegenen Wollstein unternommen. Das Genie kann mit den einfachsten Mitteln arbeiten und die Schüler, welche in Räumlichkeiten, wie es die der Göttinger Anatomie waren und zum Theil noch sind, bei ihrem Lehrer aushalten, meinen es ernst mit der Sache. Uebersieht man die oben angeführte Liste der Unterzeichner jener Jubiläumsadresse, dann wird man unter Henle's Schülern manchem in der Wissenschaft klangvollen Namen begegnen. Doch aber ist es sehr zu bedauern, daß er sich in der Aufnahme junger, strebender Männer so sehr beschränken mußte, es würden seine bahnbrechenden Ideen in breitere Schichten der naturwissenschaftlichen Welt hineingetragen worden sein. Wie mit den Räumen des Institutes, so war es auch mit dem Personal und dem Etat. Ein Professor bildete die einzige Assistentz und ein Diener hatte für das ganze Institut zu sorgen. Der Etat war lächerlich gering, da ihm aber einmal in seinen letzten Jahren eine Bitte um Erhöhung abgeschlagen worden war, glaubte er bei der Gerechtigkeit seiner Forderung und angesichts der Bedeutung seiner Arbeiten sich schuldig zu sein, einer zweiten Fehlbitte aus dem Wege zu gehen und er verlangte in gekränktem Stolz nur das für den Betrieb absolut Nothwendige. Es blieb ihm nichts übrig, als die Verbesserung und Erweiterung der Anatomie seinem Nachfolger als Vermächtniß zu hinterlassen. Könnte er es sehen, so würde er sich gewiß heute über Vieles, was erreicht ist, freuen.



Wie die Züricher Periode des Gelehrten durch das Erscheinen der »allgemeinen Anatomie«, die Heidelberger durch das der »rationellen Pathologie« gekennzeichnet wird, so hat der letzte Ort seiner Wirksamkeit das »Handbuch der systematischen Anatomie« der medicinischen Welt geschenkt. Dasselbe ist so gut wie vollständig eine Frucht Göttinger Arbeit, denn die Vorstudien reichen kaum in das letzte halbe Jahr der Heidelberger Zeit zurück. Von dem Erscheinen des ersten Heftes 1855 bis zu dem des letzten 1871 vergingen sechzehn Jahre. Wenn man bedenkt, wie Henle arbeitete und wie wenig er gerade in dieser Zeit durch äußere Einflüsse gestört war, dann kann man ermessen, welch' colossales Quantum an Arbeit in diesen drei Bänden steckt. Das ganze Buch erlebte zwei Auflagen, das erste Heft deren drei. Man darf sagen, daß der Erfolg der Arbeit der aufgewandten Mühe entsprochen hat. Das Buch reformirte die Anatomie und deren Darstellung so sehr, daß kein später erschienenenes Hand- oder Lehrbuch der Disciplin sich seinem Einfluß, sei es absichtlich, sei es unabsichtlich, zu entziehen vermochte.

Ueber die in dem Werke verfolgten Ziele spricht sich Henle in der Vorrede zu dem ersten Heft selbst aus. Er sagt: »Wenn der Verfasser die Gunst, nach welcher er strebt, sich erwirbt, so muß er sie der Methode der Darstellung verdanken.

Die Tendenz des Buches ist eine praktische. Ich verstehe aber unter einer praktischen Behandlung der Anatomie weder die Bevorzugung der für den Arzt wichtigeren Körpertheile, noch eine gelegentliche Hinweisung auf Operationsregeln und Aehnliches, sondern eine Weise des Vortrages, welche für alle praktischen Fälle ein Bild des Gesehenen in der Phantasie des Beschauers und Lesers zurückläßt. Auf dieser Tendenz beruht die Verwebung des Textes und der Figuren, die deshalb eine unerläßliche war, weil der Text das Auge des Lesers zu den abgeleiteten Formen leiten will und die Abbildungen die im Text gegebene Anregung,



beschriebene Formen sich vorzustellen, unterstützen sollen. Der Text konnte deshalb weder so kurz, noch an sich so faßlich eingerichtet werden, als man es von Hilfsmitteln des ersten Unterrichtes erwartet; ich habe aber die Hoffnung, daß die Beschreibung in dem Maße, wie sie das Verständniß der Figuren fördert, sich selbst überflüssig machen werde.

Die Abbildungen sind um ein gutes Theil eleganter, aber nicht viel complicirter, als diejenigen, welche der Verfasser seit Jahren bei anatomischen Demonstrationen an die Tafel zeichnet und seinen Zuhörern nachzuzeichnen zumuthet. Abgesehen davon, daß diese Einfachheit der Figuren eine Bedingung war, um in der Zahl derselben unbefchränkt zu sein, so glaube ich dadurch auch die Auffassung des Wesentlichen erleichtert zu haben. — Als Muster (bei den Abbildungen) schwebte mir der Charakter architektonischer Zeichnungen vor, welche von Licht und Schatten nur so weit, als zur Andeutung der Form nothwendig ist, Gebrauch machen, die Verschiedenheit des Materiales durch conventionelle Strichweisen ausdrücken, von allen Zufälligkeiten der Wirklichkeit absehen und so freilich gerade auf Alles verzichten, was ein Architekturbild pittoresk machen kann. Ebenfalls nach dem Vorbild des Architekten habe ich mein Object mit Hülfe von Durchschnitten zu erläutern gesucht. Es ist zur Orientirung in diesen Durchschnitten nicht unwesentlich, daß sie sich mühelos auf einander und auf die Façade beziehen lassen; deshalb wurde immer von Horizontalschnitten die obere, von Schnitten, welche den Körper in vordere und hintere Hälfte trennen (Frontalschnitten), die hintere Schnittfläche abgebildet.

Bei der Verbindung, in welcher Text und Abbildungen zu einander stehen, wird man, wie ich hoffe, eine besondere Erklärung der letzteren nicht vermissen. Sie ist einigermaßen dadurch ersetzt, daß die Einzelheiten mit den charakteristischen Anfangsbuchstaben ihrer Namen bezeichnet und die Namen der Einzelheiten, welche man auf



den Abbildungen zu suchen hat, im Texte durch den Druck ausgezeichnet find.

Was nun die anatomische Terminologie betrifft, so bin ich mit dem Verfuche einer Vereinfachung derselben vorgegangen, den ich der wohlwollenden Prüfung der Fachgenossen empfehle: dafs die üblichen Benennungen anatomischer Gegenstände nicht immer treffend, nicht immer wohllautend, öfters geschmacklos und im Allgemeinen principlos find, ist eine von allen Seiten eingeräumte Thatfache. Doch ist dies ein Uebelstand, den die Anatomie mit vielen Natur- und technischen Wissenschaften theilt und den, bei der Ausbildung, welche sie einmal erlangt hat, auch die consequentesten Neuerungen nicht mehr beseitigen werden. Ein Uebelstand aber, der die Anatomie auszeichnet, ist die Häufung gleichbedeutender Namen für dieselbe Sache. In den übrigen Naturwissenschaften gilt die Synonymie als eine Last, deren man sich gern entledigte; find durch Mißgriffe einem Körper mehrere Namen zu Theil geworden, so verschwinden doch, sobald der berechtigte festgestellt ist, die übrigen aus dem Gebrauche. In anatomischen Werken aber, und zwar nicht blofs in gelehrten, zieht man obsolete Namen ans Tageslicht; zwei Benennungen durch ein seu zu verbinden, ist das Wenigste, was der anatomische Anstand erfordert, und dies geht so weit, dafs die Entdecker selbst ihre Neuigkeiten, wie vornehme Eltern ihre Kinder, mit einer Anzahl Namen ausstatten. Ich habe mich für jeden Körpertheil immer nur einer und derselben Bezeichnung bedient; gebräuchliche Synonyme find in Noten unter dem Text angegeben; dafs ungebräuchliche in Vergessenheit gerathen, wollte ich, so viel an mir liegt, nicht verhindern.

Unter diesen Umständen aber mußte die Wahl des beizubehaltenden Namens ein Gegenstand ernster Erwägung sein. Dafs nicht das historische Princip, wie in den Naturwissenschaften, maßgebend sein konnte, liegt auf der Hand; die meisten ersten Namen der Dinge würden wie ganz



neue klingen. Oft gab die Rücksicht auf die Kürze oder die Sinnigkeit der Namen den Ausschlag; Benennungen nach Gelehrten, wie Antrum Highmori, Canalis Fallopiæ und viele andere, suchte ich zu vermeiden, schon aus dem Grunde, weil, wie bereits Sömmering rügt, diese Art anatomischer Ehrenzeichen nur sehr selten den trafen, der sie verdient hatte.

Eine Rechtfertigung bedarf vielleicht die Unbeständigkeit im Gebrauche lateinischer und deutscher Kunstaussdrücke. Ich bekenne, daß es keine unabsehbare ist. Am wünschenswertheften wäre mir die Durchführung einer neutralen und den Nationen, die sich mit unserer Wissenschaft beschäftigen, gemeinsamen, lateinischen Terminologie gewesen; denn ich vermag nicht eine Bethätigung des Patriotismus darin zu erkennen, daß man fremden Völkern den Zugang zu dem wissenschaftlichen Erwerb des eigenen erschwert. Aber von dem Hepate oder den Oculis zu reden, ist selbst unter den Fachmännern schon längst nicht mehr möglich; so wird im Allgemeinen, wie das Interesse an einer Sache sich verbreitet, der Trivialname unvermeidlicher und so sind auch in diesem Buche die vielfach wiederkehrenden Dinge deutsch benannt. Die wahrhaften Vortheile an Präcision und Kürze, welche in vielen Fällen lateinische Ausdrücke gewähren, sollte man sich aber nicht entgehen lassen. Wo unsere Sprache schleppende zusammenge setzte Wörter bildet, während die lateinische den wesentlichen Theil der Bezeichnung als Beiwort zu einem Hauptwort fügt, welches allenfalls abgekürzt oder weggelassen werden darf, da verdient die lateinische unbedingt den Vorzug. Es giebt andere Mittel, die Liebe zum Vaterlande und zur Muttersprache zu beweisen, als die Opfer an Zeit und Zunge, die man bringt, wenn man z. B. statt der oder die Cruralis und statt N., A. oder V. cruralis Schenkelnerv, Schenkelpulsader und Schenkelblutader spricht und schreibt.«

Gleich das letzte mögen sich die modernen Puristen



gefaßt fein laffen, welche heute auf Kosten der Klarheit und Kürze in allen Gebieten von Wissenschaft und Leben die Fremdwörter entfernen möchten. Was die Anatomie anlangt, so wird bei mündlichem Vortrag oder im wissenschaftlichen Gespräch schon aus Bequemlichkeit ganz sicher Niemand anders als nach den Wünschen Henle's verfahren; in anatomischen Publicationen aber wird ebenfalls jeder Autor, um gelesen zu werden, die lateinische Bezeichnung mindestens beizuschreiben genöthigt sein. Die Wissenschaft, wenigstens die medicinische, soll und darf keine nationale sein, sie kann ihren rein internationalen Charakter aus den nächstliegenden Gründen niemals einbüßen. Ich möchte wenigstens die Nation kennen, welche nicht begierig die Erweiterungen der Kenntnisse auf theoretischem wie praktischem Gebiet ergriffe, mögen sie kommen, woher sie wollen, sondern des Nationalitätsprincipes wegen auf dem Standpunkt von Hippokrates, Galen oder Paracelsus stehen bliebe. Wenn Leben und Gesundheit des eigenen, lieben Ich in Frage kommt, dann fallen alle Schranken, welche die Völker vielleicht im Uebrigen zwischen sich aufrichten und erhalten. Es ist überhaupt zu beklagen, daß der ausschließliche Gebrauch der lateinischen Sprache, wie er noch bis Anfang dieses Jahrhunderts für mündliche wie schriftliche Ueberlieferung medicinischer Thatfachen in Gebrauch war, abgekommen ist; der internationale Charakter der Forschungsergebnisse würde weit mehr gewahrt bleiben. Man wende dabei nicht ein, daß die rapiden Fortschritte und die Entdeckung ungeahnter Dinge den Gebrauch der lateinischen Sprache unmöglich machten. Wir mußten die Bezeichnungen für bis dahin Unbekanntes in den modernen Sprachen erfinden, wir würden sie auch im Lateinischen erfinden haben, wenn heute ebenso wie früher jeder Gelehrte fähig wäre, diese Sprache zu sprechen und zu schreiben. Das Bedürfnis einer neutralen Gelehrtensprache ist ein weitgehendes, wie mehrfach wiederholte Versuche beweisen, eine solche zu bilden.



Was die Reform der anatomischen Terminologie betrifft, so sagt die Kieler Jubiläums-Adresse: »In dem Irrgarten der alten Nomenclatur haben Sie feste, leichtkenntliche Wege gezogen, deren Geleise, soweit wir vorausdenken können, niemals zerstört oder verlassen werden wird.« In der That sind auch die von Henle aufgestellten Namen mehr und mehr in die ganze Medicin eingedrungen, und es wäre auch sonderbar, wenn es anders gekommen wäre. Denn unser Gelehrter beherrschte, wie kein anderer vor ihm, die Disciplin der Anatomie und daneben zeichnete er sich auch durch feinen Tact und ausgesprochen guten Geschmack aus, was bei einer Arbeit, wie es die unternommene war, nicht zu unterschätzen ist. In der letzten Zeit ist eine Anzahl von Anatomen zu einer Nomenclatur-Commission zusammengetreten, welche es wieder einmal unternehmen will, in dem Irrgarten der alten Nomenclatur neue Wege zu ziehen. Es ist schon jetzt vorauszusagen, daß ihre Arbeit, von einigen nebenfächlichen Dingen abgesehen, zuletzt eine glänzende Sanction der Henle'schen Reformen werden muß, wenn sie ihre Aufgabe mit Verständniß und Geist löst und sich nicht auf Nimmerwiedersehen in jenem Irrgarten verlieren will. Denn die wissenschaftliche, öffentliche Meinung ist noch niemals von einer bürokratischen Arbeitscommission überzeugt worden, wenn sie statt dessen die Wahl hatte, sich von der lebendigen Kraft und dem individuellen Zauber des Genies fortreißen zu lassen. Noch jede wirklich dauerhafte Reform in der Medicin ist das persönliche Verdienst eines Forschers gewesen, der es verstand, mit kühnem und sicherem Griff die kleinen und zerstreuten Resultate langer Arbeit zu einem klaren Ganzen zusammenzufassen, und so wird es immer bleiben.

Ein sehr bedeutungsvoller Fortschritt in dem Henle'schen Buche ist die gegenseitige Durchdringung von Bild und Wort. Flemming (l. c.) sagt hierüber: »Man möge daran zurückdenken, was vor ihm bestand: zum Theil wohl gute Lehrbücher, von denen aber keines an den Versuch



dachte, zugleich ein Atlas zu sein. Darin liegt, wie mir scheint, eins der Hauptverdienste des Henle'schen Buches, daß er dies Problem aufnahm und glänzend gelöst hat: die Veranschaulichung durch das Bild nicht dem Folianten vorzubehalten, der selten aufgeschlagen wurde, sondern es in das tägliche Studium des Mediciners einzuführen, indem es fast nichts unabgebildet liefs, was im menschlichen Körper zu sehen ist und diesen Bildern eine vortreffliche Anordnung und wahrhaft künstlerische Ausführung gab.« Seine Figuren sucht er loszuschälen von allen Zufälligkeiten individueller Bildung und dem Beschauer nur die Norm vorzuführen. Auf die Figuren aber nimmt der Text Schritt für Schritt Bezug. Es ist auch charakteristisch, daß Henle dieselben stets erst zeichnen liefs und dann zu denselben den Text schrieb.

Bei einer solchen Anordnung des Stoffes wird es dem Leser unmöglich gemacht, in ödes und mechanisches Auswendiglernen zu verfallen, er wird geradezu gezwungen, in das Verständniß der Formen einzudringen. Für den Studenten, der nur den Wunsch hat, sich so rasch wie möglich und mit so wenig Arbeit wie möglich durch das Examen zu winden, um dann als ärztlicher Handwerker gedankenlos Recepte zu schreiben, für diesen ist Henle's Buch zu hoch, der lernt nach Heitzmann's hölzernen Bildern, welche aussehen, als seien sie die Zeichnungen von schlechten Papiermaché-Nachbildungen der Präparate, bequem und rasch das Dürftige, was er unbedingt nöthig hat. So sehr Henle die schlechten Bilder Heitzmann's und ähnlicher Autoren hafte, so sind auch sie ein Triumph für seine Lehrmethode, denn ganz im Gegensatz zu früherer Zeit begnügt sich heute zwar der wenig strebsame Student mit einem Bilde und einer kurzen und lakonischen Erklärung dazu, denkt aber nicht mehr daran, umgekehrt aus einem Text ohne Bilder seinen Memorirstoff zu schöpfen.

Der Verfasser vertiefte sich in jedes Einzelcapitel seines Buches auf das Eingehendste und es giebt keine Zeile,



welcher eine Ermüdung anzumerken wäre; er schreibt über jedes Thema eine erschöpfende Abhandlung, wie man sie sonst nur in gefonderten Specialarbeiten gewöhnt war. Deshalb stellt das Buch auch eigentlich eine Aneinanderreihung von Monographien dar, welche unter einer grossen, ordnenden Grundidee zusammengefasst sind. In Zusammenhang mit dieser Darstellungsweise steht es, dass er eine breitere Figurenerklärung fortlässt. Die Bezeichnung der Figuren mit charakteristischen Anfangsbuchstaben war neu und ist jetzt weit über die speciell anatomische Literatur hinaus in Gebrauch gekommen. Sie ist auch überaus bequem und musste die früher allgemein gebräuchliche, farblose Bezeichnung durch Zahlen oder Buchstaben des Alphabetes verdrängen, deren Verständniss auch der Kundige natürlich in der Erklärung unter den Figuren auffuchen muss. Man ist in letzter Zeit sogar noch weiter gegangen und hat für den Anfänger nicht nur die Anfangsbuchstaben der Benennungen, sondern diese selbst vollständig beigelegt, was für den der Anatomie Kundigen unnöthig und auch unschön ist. Henle wiegte sich in der Hoffnung, dass vielleicht seine Erfindung in ähnlicher Weise in Gebrauch kommen könnte, wie etwa die chemischen Bezeichnungen für die Elemente, doch möchte ich dies meinerseits nicht für möglich halten, da die anatomischen Buchstabenbezeichnungen viel zu zahlreich und zu mannigfaltig sind.

Ueber die Schreibweise des Buches äussert sich Flemming in seinem mehrfach citirten Nachruf: »Man kann sich fast wundern, dass ein Lehrbuch von solchen Vorzügen, das selbst der kritiklustigste Mitbewerber Hyrtl als vollstes, allen überlegenes Meisterwerk anerkannte, nicht noch weit grössere Popularität und Verbreitung als Lernmittel erlangt hat, als es in der That besitzt. Die Ursache liegt wohl zum grossen Theil in seinem Umfang, zum nicht geringen aber auch in einer Eigenart der Darstellung, die Henle's ganzer didaktischen Schreibweise zukommt und für seine geniale Natur kennzeichnend ist. Er war ein Redner mit



der Feder, wie er es auf dem Lehrstuhl war. Er liebte nicht nur eine schön geformte Sprache, er neigte auch zu einer feinen und besonders gewählten, die alltägliche Wendung meidenden Ausdrucksweise. Auch wo er rein descriptiv ist, zeigt sich überall das Bestreben, nicht nur den Dingen neue, ungewöhnliche Seiten abzugewinnen, sondern auch der Schilderung des Bekannten irgend eine andere Form zu geben, als sie vordem üblich war. Darum haben seine Schriften für den, der sie genau liest, einen so besonderen Reiz; darum sind sie aber auch nicht das bequemste Handwerkszeug für den, der in recht kurzer Zeit möglichst viel Material aufnehmen will.

Bei der Originalität der Untersuchung und einer solchen Betrachtungsweise ist es selbstverständlich, daß die »systematische Anatomie« eine große Anzahl neuer Entdeckungen enthält, welche die Wissenschaft bereicherten, und eine Durchsicht der Titel von den in der Göttinger Zeit veröffentlichten, selbstständigen Artikeln Henle's zeigt Schritt für Schritt, wie die Arbeit gefördert wurde. Ueber die neuen Thatfachen im Handbuch selbst berichtet er jedesmal nach dem Erscheinen eines Heftes in seinem Jahresberichte.

Gleich in der Osteologie bot das Rumpffkelet und namentlich der Schädel Gelegenheit zu einer Anzahl bedeutamer Bemerkungen. Zuerst ist beachtenswerth die scharfe Scheidung, welche Henle zwischen den Beugewirbeln und Drehwirbeln macht; sodann die Erkenntniß der Bedeutung der Tuberositas vert., die Erklärung des Querfortsatzes, Proc. mamill. und access. der Bauchwirbel, die richtige Deutung der Forr. sacralia. Was den Schädel anlangt, so ist besonders die originelle Betrachtungsweise des großen Wespenbeinflügels hervorzuheben, welche zur Aufstellung der Crista infratemporalis führt. An demselben Knochen wird der Limbus sphenoid. unterschieden. Am Schläfenbein wird die Fissura Glaseri in die Fiss. petrosquamosa und petro-tympanica zerlegt; die Cortesi'schen Knöchelchen werden richtig gedeutet. Am Oberkiefer wird



der Jochfortsatz mit den Canal. infraorbitalis in neuer Weise beschrieben. Das Thränenbein wird genau untersucht und der Can. nasolacrymalis besser wie bisher geschildert. Am Unterkiefer wird die Crista buccinatoria entdeckt. Was die Extremitäten anlangt, so ist die Vergleichung von Arm und Bein nicht ganz gelungen. An der oberen Extremität wird die Rolle des Armbeines, an der unteren die Linea obliqua femoris und die Crista interossea fibulae neu und richtig beschrieben.

Dies sind nur einige Hauptpunkte der Arbeit, in zahlreichen anderen Dingen ist Henle's Betrachtungsart ebenfalls originell, treffend und fördert Neues zu Tage. Die Entscheidung über streitige Punkte ist allenthalben mit ruhigster und objectivster Würdigung des Thatbestandes getroffen. Die Beschreibung vieler neuer Varietäten sei schliesslich nur erwähnt.

Die Bänderlehre (1856) ist eine besondere Musterleistung unseres Gelehrten. Schon das einleitende allgemeine Capitel erweist, dass er es versteht, gerade in diesem Abschnitt neben der Anatomie auch den einschlägigen physikalischen und physiologischen Fragen Rechnung zu tragen, und dass er auch die Bedeutung der Mathematik für die Syndesmologie richtig erkennt. Besonders sind seine Bemerkungen über congruente und incongruente Gelenke hervorzuheben, seine Definition der Amphiarthrosen, seine Beschreibung der Kapsel bei beweglichen und unbeweglichen Gelenken. Auch die Feststellung der Thatfache, dass die Kapsel immer zuerst die Hemmung bei den Bewegungen bildet, ist Henle's geistiges Eigenthum. Die einzelnen Capitel durchzugehen, ist ganz unmöglich, sie sind alle originell, oft überraschend, und ein Blick auf die Noten unter dem Text der Lieferung erweist, welche Verwirrung gerade hier bestand und zu beseitigen war. Die Bänder der Wirbelsäule und des hinteren Endes der Rippen sind besonders hervorzuheben, auch die Bänder an Hand und Fufs; vorzüglich die Handwurzel ist sehr interessant beschrieben.



Die Muskellehre (1858) bringt als eine Thatfache von allgemeinerer Bedeutung das weitverbreitete Vorkommen der Sehnenbogen, von welchen neben dem längst bekannten Adductorenschlitz zum Durchtritt der Oberschenkelgefäße, besonders der Bogen des Coracobrachialis, des Flexor dig. ped. longus, des Gluteus medius als Einrichtungen von größerer Bedeutung hervorgehoben sein sollen. Auch das Lig. Pouparti wird in die Reihe der Sehnenbogen eingeordnet. Die Ligg. inguinale extern., lat. und med. in der Nähe desselben dürften sich in der von Henle beschriebenen Weise vielleicht nicht aufrecht erhalten lassen. Eine sehr bequeme, mehrfach nachgeahmte Neuerung ist es, bei jedem Muskel auch Ursprung und Eintrittsstelle der zugehörigen Nerven zu nennen. Was die Muskeln selbst anlangt, so ist besonders die meisterhafte Beschreibung der Rückenmuskeln hervorzuheben, sie giebt, wie die ganze Bänderlehre, Kunde von der Klarheit, mit welcher Henle seinen Stoff beherrscht, mit welcher er Bedeutungsvolles von Nebenfächlichem zu scheiden weiß. Auch die Beziehung des M. transversus abdominis zum M. t. thoracis wurde von ihm erkannt. Erwähnenswerth ist die große Genauigkeit bei Beschreibung der Gesichtsmuskeln. In manchen Dingen freilich war Henle auch nicht so glücklich; so hat die Folge gezeigt, daß die Muskeln des Daumenballens wohl anders aufzufassen sein möchten, wie er es that.

Die Eingeweidelehre erschien in drei Abtheilungen (1862 bis 1866). In ihr tritt der Natur der Sache nach am deutlichsten die monographisch genaue Bearbeitung der einzelnen Capitel hervor. Da ist Nichts vernachlässigt, auch die sonst höchst stiefmütterlich behandelten, sogenannten nebenfächlichen Dinge sind mit der gleichen Genauigkeit geschildert, wie alles Andere. Wir werden über das Perioft des Labyrinthes ebenso genau unterrichtet, wie über die Supracheröidea, über die Structur der Ausführungsgänge der Speicheldrüsen ebenso, wie über die der Gallenwege; selbst so zarte Bildungen wie der Stäbchenzerfall der Epithel-



zellen in den Speichelgängen entgehen ihm nicht. Als Meister der Beschreibung erweist sich Henle wieder in den etwas verfahrenen Capiteln, so bei der Darstellung der Musculatur der Zunge, des Schlundes, des Kehlkopfes, wo er den M. thyreo-ary-epiglotticus einführt, des Perineums, des Rectums. Ueberall stellt er Grundlagen fest, welche die eigentliche Fragestellung so klar und einfach geben, daß die weitere Forschung auf ihnen weiterzubauen vermochte.

Wer einen Blick in die ihm vorhergehende Zeit thut, der weiß, welch unberechenbare Wohlthat gerade durch diese verständige Sichtung des Materiales der ganzen Disciplin erwiesen wurde. Man könnte in der Eingeweidelehre jedes einzelne Capitel Seite für Seite durchgehen, um neben diesen allgemeinen Vorzügen der Darstellung auch noch die einzelnen Entdeckungen aufzuzählen. Die separaten Aufsätze, welche Henle in der Zeit des Erscheinens der Eingeweidelehre veröffentlichte (siehe den Anhang), zeigen, daß er überall neue Gesichtspunkte zu eröffnen hatte. Die hervorragendste Entdeckung ist zweifellos die der heute sogenannten Henle'schen Schleife in der Niere. Er war selbst ganz besonders erfreut über den Fund und schreibt an Pfeufer: »Es ist doch auch Zeit, liebster Freund, daß ich Dir von einem Glück, das mir widerfahren, Nachricht gebe, von dem Glück, in meinen alten Tagen eine Entdeckung zu machen, die merkwürdiger und überraschender ist, als irgend eine meiner früheren. Neben dem Vergnügen, an einem so tausendfältig unterfuchten und so abgemachten Organ etwas Neues gefunden zu haben, genieße ich noch die besondere Satisfaction, daß mein Fund auf Injection beruht und daß die Collegen, die in mir nur die Redegabe anerkennen wollen, auch nicht einmal mehr von ihrer Injectionspritze aus auf mich herabsehen dürfen.«

Neben diesem bedeutendsten Fund ist noch eine ganze Reihe ebenfalls bedeutender namhaft zu machen; ich nenne nur den Nachweis der allgemeinen Verbreitung des conglomerirten Gewebes in allen Schleimhäuten, die Darstellung der



Anatomie des Darmtractus mit feinen Drüsen und Becherzellen, die der Leber, des Hoden, der Fimbria ovarica und Ampulle des Oviducts, die Unterscheidung des compressiblen und erectilen Gewebes, den Mechanismus der Erektion und die Beziehungen des *M. transversus perinei profundus* zu derselben, die Abtrennung der muskelfibrigen Schichte der Retina von der gangliösen, das Septum orbitale, die nach ihm genannten Drüsen der Conjunctiva und vieles Andere.

Die Gefäßlehre erschien 1868. In ihr ist besonders die Beschreibung des Herzens wichtig. Es wird jede Wand und jede Höhle auf das Genaueste untersucht, manches Neue dabei zu Tage gebracht und auch der Faserverlauf der Muskeln in der Herzwand eingehend studirt. Sehr verdienstlich war es, daß Henle die Gefäßvarietäten, für welche er seine eigene kostbare Zeit nicht verwenden wollte, von W. Krause genau bearbeiten ließ und in sein Buch aufnahm. Auch Arterien und Venen werden nach eigener Anschauung beschrieben, was besonders aus den vortrefflichen und höchst übersichtlichen Abbildungen hervorgeht. Daß hierbei aber nicht eben viel Neues und Epochenmachendes gesagt werden konnte, versteht sich von selbst. Die Lymphgefäße hat Henle nicht selbst praktisch durchgearbeitet, die Darstellung ist eine compilatorische.

Das letzte Heft, die Nervenlehre, wurde 1871 ausgegeben. Von ihm sagt Waldeyer: »Der Abschnitt des Henle'schen großen Werkes, welcher seinem Verfasser am wenigsten gut gelungen sein dürfte, ist wohl das Centralnervensystem. Er hat auch dieses von Anfang bis zu Ende selbstständig durchgearbeitet, aber es fehlt der Darstellung hier und da an Uebersichtlichkeit und Abrundung. So z. B. dürfte es nicht leicht sein, die Ursprungsverhältnisse der Hirnnerven in der Medulla oblongata und den Bau der letzteren selbst, oder die Hirnwindungen aus dem Henle'schen Werke kennen zu lernen. Die zweite Auflage zeigt



hier zwar schon erhebliche Fortschritte gegen die erste, aber der an sich schon schwierige, spröde und vielfach noch unsichere Stoff, bei dem die Anatomie so außerordentlich viel von der Physiologie und Pathologie zu entlehnen hat, wächst so rasch an, daß man, am Ende der Bearbeitung angelangt, bereits die ersten Capitel wieder umgießen müßte. Dazu vermied Henle völlig jede schematische Zeichnung, und diese ist, falls die Darstellung gewisser Dinge leicht faßlich sein und nicht schwerfällig werden soll, bei manchen Capiteln des Centralnervensystems wohl an ihrem Platze. Wäre es Henle vergönnt gewesen, noch eine dritte Auflage dieses Abschnittes seines Werkes bearbeiten zu können, er hätte wohl sicherlich auch die berührten Mängel ausgemerzt, da er sich derselben wohl bewußt war.«

Der wesentlichste Fehlgriff liegt darin, daß Henle die Beschreibung dreimal wiederholt. Die erste Beschreibung giebt die größten Formverhältnisse, die zweite die feineren Details und die dritte endlich das Mikroskopische. Es wird durch strenge Durchführung dieses Principes manches Zusammengehörige auseinandergerissen. Auch hätte vielleicht eine etwas eingehendere Berücksichtigung der Grundlagen, welche Reichert seiner Gehirnbeschreibung gegeben hatte, nichts geschadet. Henle hatte eine Abneigung gegen diese letztere im Ganzen. Der Schreiber dieser Zeilen hatte schon nach dem Erscheinen der ersten Auflage Gelegenheit genommen, seine Meinung über diese Dinge Henle gegenüber auszusprechen. Dieser war ebenfalls von der Nothwendigkeit einer Aenderung überzeugt und klagte sehr darüber, daß er nun die ganze Arbeit noch einmal machen müsse. Nach dem Erscheinen der zweiten Auflage sagte er, sich entschuldigend, er sei zu alt gewesen, um jene Aufgabe zu bewältigen, und wolle es mir überlassen, die mir nothwendig scheinende Umarbeitung später vorzunehmen. Es ist dies bei der Beforgung der dritten Auflage des »Grundrisses«, so gut es bei der Kürze der Darstellung dort möglich war, geschehen.



In den Einzelheiten der Beschreibung des Centralnervensystems sind ebenso viele Bereicherungen unserer Kenntnisse zu verzeichnen, wie bei den anderen schwierigen Abschnitten des Handbuches; ich hebe hervor: die genauere Anatomie der Vela medullaria, die Beschreibung der Nebepyramide, der Taenia pontis, der Textur der Corpp. geniculata, des Gyr. hippocampi, des Hippocampus selbst, der Großhirnrinde. Die Beschreibung des Kleinhirns wurde vereinfacht, die Pia in allen Theilen genau geschildert. Die Bezeichnung des Arachnoidealraumes als »physiologisch wasserfüchtiges Gewebe« ist so treffend, daß sie nun allenthalben gebraucht wird. Um das Conarium richtig zu erkennen, fehlten die vergleichend anatomischen Vorbedingungen, der hintere Lappen der Hypophyse wird als aus embryonalem Nervengewebe bestehend geschildert. Die Darstellung der peripherischen Nerven ist ausgezeichnet, wie die der Gefäße; besonders ist die Verwendung der Resultate von Physiologie und Pathologie bei Beschreibung der Hirnnerven eine sehr eingehende. —

Freuen wir uns, daß deutsches Genie und deutscher Gelehrtenfleiß ein Werk zu Stande gebracht haben, wie dieses Handbuch, welches in späten Zeiten, wenn all' die kleinen Hügelchen neben ihm am fernen Horizont verschwinden, als hochragender Fels zusammen mit den Arbeiten von Vesal und Albrecht von Haller, und diesen ebenbürtig, jedem Auge sichtbar bleiben wird.

Auf Wunsch seines Verlegers sammelte Henle nachher die Bilder seines Handbuches zu einem Atlas zum Gebrauch im Secirsaal und schrieb dann, durch die Verhältnisse gezwungen, einen Text dazu als »Grundriß«. Die Aufgabe war ihm höchst unsympathisch und er bat mich, ihm dieselbe abzunehmen, da er keine Lust habe, sich selbst abzuschreiben. Auf meine Frage, ob er mir die Neigung zutraue, von einem Anderen abzuschreiben, gab er sich lachend darein, die Arbeit selbst besorgen zu müssen. Daß sie ihm in gewohnter Weise gelungen ist, bezeugt die That-



fache, daß die circa zweitausend Exemplare starke Auflage schon nach zweieinhalb Jahren vergriffen war und durch eine neue ersetzt werden mußte.

Was die übrige literarische Thätigkeit Henle's während der Zeit des Erscheinens seines Handbuches anlangt, so beschränkt sich dieselbe auf seine Jahresberichte. Schon von 1849 an hatte er in Canstatt's Berichten das Referat über die Fortschritte der allgemeinen und speciellen Anatomie übernommen. Er bedurfte seiner augenscheinlich für die Orientirung über die Literatur, welche er zur Abfassung des zu schreibenden Handbuches durchzuarbeiten hatte, ebenso wie er früher die pathologischen Berichte gemacht hatte, als er seine rationelle Pathologie schreiben wollte. Mit dem Abschluß der »speciellen Anatomie« 1871 hört auch sein Jahresbericht auf zu erscheinen. Ob Henle sich des Zusammenhanges zwischen Buch und Bericht klar bewußt war oder nicht, ist mir nicht bekannt, jedenfalls aber verdankt der Bericht dem letzteren seine eigenthümliche Färbung und seinen so bedeutenden Erfolg. Er behandelte jedes Capitel so, wie man die Literatur für eine über den Gegenstand zu schreibende Abhandlung behandelt; er stellte die erschienenen Arbeiten zu einem Ganzen übersichtlich zusammen. Nicht genug aber damit, wurde auch jede Einzelbemerkung dort aufgeführt, wo sie sich einordnete; war z. B. in einem Aufsatz über Nerven auch etwas über Bindegewebe eingeflochten, dann durfte man sicher sein, jedes an seinem Platze zu finden. Der Bericht war darauf berechnet, als Abhandlung gelesen zu werden und er wurde auch gelesen. Wer den Wunsch hatte, den augenblicklichen Stand einer Frage kennen zu lernen, der schlug den Bericht auf und war in einer halben Stunde orientirt. Bei einer solchen Art zu schreiben konnte Henle auch nicht kühl bleiben, wenn eine Arbeit gar zu wenig richtig oder wenn sie ihm einen bedeutenden Fortschritt darzustellen schien. Er griff dann zum Messer oder Mikroskop und gab seinen Lesern sogleich das Resultat seiner Nachprüfung, welche dann die



Frage zuweilen in ganz neuem Lichte erscheinen liefs. Alles dies bewirkte, dafs besonders die Autoren selbst mit gewissem Herzklopfen zu dem im Frühling erscheinenden Bericht griffen und nachfahen, wie sie die Censur des scharffinnigen Kritikers passirt hatten. Es wird Niemand wundern, wenn ich erzähle, dafs Henle, so lange er lebte, ungehalten über die Ungenirtheit war, mit welcher sich der Hofmann-Schwalbe'sche Jahresbericht als der Erbe des feinigen ausgab. Die trockene Registrator- und Mosaikarbeit des letzteren passte ihm ganz und gar nicht und ich bin gewifs, dafs auch gar manche Fachgenossen dem Henle'schen Bericht nachgeseufzt haben. Der nunmehrige ist zwar dickleibiger als der alte, aber die Referate sind doch der Art, dafs man trotz ihrer Länge den Originalartikel nicht entbehren kann. Wäre der Inhalt des letzteren mit ein paar kurzen Schlagworten angegeben, dann würden die Bände dünner und billiger werden, würden vielleicht regelmässiger erscheinen und würden wahrscheinlich bessere Dienste thun.

Die wichtigste Kritik des Henle'schen Berichtes, wenigstens die, welche den meisten Staub aufgewirbelt hat, ist die der Darstellung des Bindegewebes von Virchow. Dieser letztere Gelehrte hatte, angeregt durch die Aufstellung der Gruppe der Binde-substanzen von Reichert (1847), den Satz von der Identität der Knochen-, Knorpel- und Bindegewebskörperchen<sup>1)</sup> aufgestellt. Die Bindegewebskörperchen werden dabei besonders nach dem Querschnitt der gekochten Sehne als verästelte, anastomosirende Zellen beschrieben. Hiergegen trat Henle schon 1852 in seinem Berichte auf, er hielt die Bilder Virchow's für optische Täuschungen und sagte von ihnen: »Es erinnern diese optischen Täuschungen an eine Art von Bildern, die bald nach Napoleon's Tod ziemlich verbreitet waren. Man sieht auf den ersten Blick eine Urne, einen darüber geneigten Weiden-

---

<sup>1)</sup> Würzburger Verhandl. Bd. II, S. 150 und 314, 1851.



baum und zwischen beiden eine niedrige Cypresse; faßt man aber den weissen Raum, den diese drei Objecte zwischen sich lassen, ins Auge, so giebt er eine Profilanficht der Gestalt Napoleon's, und hat man sich einmal gewöhnt, diese weisse Silhouette zu betrachten, so werden die Bilder, die sie begrenzen, bedeutungslos. Virchow's Bindegewebs- und Hornhautkörperchen sind leere Räume, begrenzt von Fasern oder Lamellen, die man übersieht oder für homogene Masse hält, wenn man sich einmal in die Anschauung der leeren Stellen vertieft hat.« — Schon in diesen frühesten Berichten wird eine wirklich classische Beschreibung der Sehne gegeben, der auch heute nur ungemein wenig Neues zuzufügen ist.

Der Kampf um die Bindegewebsfrage drang in immer weitere Kreise und es gehörte fast zum guten anatomischen Ton, sich einmal über diesen Gegenstand geäußert zu haben. Die Gelegenheit, auch in den Berichten alljährlich eine Lanze für die eigene Ansicht zu brechen, fehlte darum Henle nicht. Der Streit artete auch bald infofern aus, als Henle und Virchow die wissenschaftliche Meinungsverschiedenheit auch ins Persönliche überfetzten und Feinde wurden. Der Cannstatt'sche Jahresbericht war mittlerweile in die Hände Virchow's übergegangen und so kam es, daß endlich Henle nicht mehr in denselben schreiben konnte; er trat aus und begründete 1856 im Anschluß an die Zeitschrift für rationelle Medicin mit Meissner seinen eigenen Bericht, welcher nun bis 1871 erschien.

Die Zeitschrift für rationelle Medicin ging in ihren Erfolgen auf und nieder. Bald war das Material genügend, bald war es knapp und gar mancher Nothschrei wurde an Pfeufer gefandt, welcher in München Abhandlungen aufsuchen mußte. Es wird wohl bei keiner fachwissenschaftlichen Zeitschrift anders sein. Auch eine Krisis hatte das Journal zu überstehen, indem die Winter'sche Buchhandlung, in deren Verlag dasselbe erschien, fallirte; um jeden Eclat zu vermeiden, bezahlte Henle in der kritischen Zeit die



Honorare aus seiner eigenen Tasche. Nachher arrangirte sich die Handlung wieder und Alles ging den gewohnten Gang. Als nun aber im Lauf der Jahre immer neue medicinische Zeitschriften in die Concurrenz eintraten, wurde es Henle doch gar zu schwer, die Hefte zu füllen und er benutzte den Anlaß von Pfeufer's Tod, um sie nach fünfundzwanzigjährigem Bestand eingehen zu lassen.

Als er die Zeitschrift aufgegeben, den Jahresbericht beendet und sein großes Handbuch abgeschlossen hatte, war Henle mit seiner eigentlichen Lebensaufgabe zu Ende gekommen; denn nun, Mitte der sechziger Jahre stehend, noch ein neues großes Problem in Angriff zu nehmen, dies lag nicht in der Absicht des Gelehrten, obgleich er geistig so absolut frisch war, wie ein Vierziger. Er beschäftigte sich mit der Fertigstellung der nothwendig werdenden Auflagen seines Buches und der Abfassung des oben schon erwähnten »Grundrisses«. Außerdem aber hatte er sich vorgenommen, noch einige kleinere Capitel der Anatomie, welche ihm nicht genügend aufgeklärt schienen, zu untersuchen. Unter diesen war ihm das Interessanteste der Bau der Linse. In einigen kleineren Mittheilungen und einer größeren Monographie legte er die Resultate seiner mehrjährigen Studien über den Gegenstand nieder. Er beschrieb auf das Genaueste die Art der Zähnelung der Linsenfasern in der ganzen Wirbelthierreihe, wovon besonders die kleinen Stachelreihen der Linsenfasern von Säugethieren, welche in correspondirende Löcher eingreifen, hervorzuheben sind, wies nach, in welcher Weise die Kerne der Fasern von der Peripherie der Linse nach deren Centrum zu schwinden, fand in dem sogenannten Kapselepithel der Linse die Mitosen und damit die Bildungsstelle der Linsenfasern auf und untersuchte sodann die Structur des Ringwulstes der zahlreichen mit einem solchen ausgestatteten Linsen, sowie den hellen keilförmigen Streifen der Vogellinse.

Die letzte Mittheilung über den Gegenstand (1882) benutzte Henle, um auch noch einige Bemerkungen in



Betreff der neuen Untersuchungen über Kerntheilung anzuknüpfen. Dieselben beschäftigten ihn, dessen Interesse für biologische Dinge noch immer das alte war, sehr lebhaft. Er benutzte die Gelegenheit, um auf die alten Beobachtungen über den Zerfall der Kerne der Eiterkörperchen noch einmal aufmerksam zu machen.

Die letzte Arbeit auf rein anatomischem Gebiet, welche wir dem bis zu seinem Ende rastlos thätigen Gelehrten verdanken, seine letzte Arbeit überhaupt, ist die über Nagel und Pferdehuf (1884). In dieser modificirt er seine im Handbuch niedergelegte Darstellung nicht unerheblich und zeigt, daß an der Matrix des Nagels die Gefäßschlingen und Papillen der Cutis keine wichtige und ausschlaggebende Rolle spielen. Ferner studirt er die Ausbreitung des Onychin, macht darauf aufmerksam, daß diese undurchsichtige Substanz die weiße Farbe der Lunula zum guten Theil bedingt und giebt an, daß die Bildung von Nagelsubstanz mit der Onychinschichte, d. h. mit dem vorderen Rande der Lunula, aufhört. Auch der Epidermis an der Innenseite des Nagelwalles, sowie dem Abschluß des Nagels an beiden Seiten wird eine genaue Betrachtung gewidmet. — Aus der ebenfalls sehr eingehenden Beschreibung des Pferdehufes sei nur hervorgehoben, daß »die Fleischwand des Hufes dem eigentlichen Nagelbett analog ist; die Blätter und Nebenblätter des ersteren entsprechen den Leisten des letzteren. In einem Punkte sind allerdings Huf und Nagel verschieden; die scharfe Grenze, welche am Nagel die Schleimschichte von der über dieselbe hingleitenden Hornschichte trennt, ist am Hufe nicht zu finden«.

Nach dem angehängten Verzeichniß seiner Schriften hat Henle in den siebziger und achtziger Jahren auch drei kleinere Gedächtnisschriften verfaßt: auf seinen berühmten Vorgänger in der Göttinger Professur, Albrecht von Haller, und auf die beiden ihm befreundeten Anatomen E. H. Weber in Leipzig und Th. Schwann in Löwen. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens schrieb er endlich mit vieler Freude



die beiden Hefte anthropologischer Vorträge, von welchen oben schon die Rede war. Ein letzter Vortrag, welcher eigentlich auch in die Sammlung gehört hätte, »Ueber das Erröthen«, wurde nach Abschluß des zweiten Heftes in der Zeitschrift »Nord und Süd« zum Abdruck gebracht.

Wenn auch alle diese Vorträge sehr lesenswerth sind, so ist doch der »Teleologie und Darwinismus« betitelte für den Biologen besonders interessant. Er warnt in demselben vor den Uebertreibungen, in welche Leute, die Darwin noch übertrumpfen wollen, verfallen: »Die Opposition gilt nicht dem Princip der Descendenzlehre, sondern der Art ihrer Durchführung und den Folgerungen, zu denen sie Anlaß gab. Was, nach meiner Ansicht, bekämpft werden muß, damit die Untersuchung wieder in sichere und friedliche Bahnen einlenke, das ist: 1) der unzeitige Erklärungseifer, welcher der feierlich verfehmten und verbannten Teleologie eine weite Hinterthür geöffnet hat; 2) der Mißbrauch, den man mit der Anpassung treibt, wenn man ihr die Macht zutraut, nicht nur die Organe den äußeren Bestimmungen entsprechend umzugestalten, sondern auch dieselben zum Verkehr mit den äußeren Bedingungen erst zu schaffen; 3) der allerdings nur consequente Fortschritt der neuesten Descendenzlehre zum Monismus, der, nachdem er die Entstehung lebender Wesen aus zufälligen Verbindungen des Kohlenstoffs, Wasserstoffs, Stickstoffs und Sauerstoffs begriffen, auch in den Lebenserscheinungen nichts findet, was nicht aus dem Spiel der Molekularkräfte der Elemente begreiflich wäre.« In Bezug auf den letzten Punkt sagt Waldeyer (l. c.): »Was Henle indeß in dem sehr beachtenswerthen Aufsatze seiner anthropologischen Vorträge »Teleologie und Darwinismus« an Einwänden gegen die monistische Anschauung vorbringt, hat in vielen Stücken seine volle Berechtigung und es würde der Sache mehr genützt, wenn man sich der noch zu beseitigenden Schwächen einer so weit eingreifenden Lehre stets bewußt bliebe, und sie nicht wie eine Art Dogma an die Fahne heftete.«



Was die moderne Teleologie anlangt, welche in dem Aufsatz ebenso scharf wie treffend gegeißelt wird, so ist seine Feindschaft gegen dieselbe sehr verständlich. Er hatte in seiner Jugend die Teleologie der Naturphilosophie kennen gelernt, gegen sie mannhaft gekämpft und sie beseitigen helfen, kein Wunder, daß ihm ihr Aufleben in anderer Gestalt ein Dorn im Auge war. Er geht vielleicht in seinem Groll zu weit, aber außerordentlich beherzigenswerthe Gedanken enthält auch dieser Theil seiner Ausführungen.

---

Nachdem wir nun der wissenschaftlichen Thätigkeit Henle's bis zum Schlusse gefolgt sind, werfen wir noch einen letzten Blick auf deren Gesamtergebnis. Es sind drei verschiedene Arbeitsgebiete, auf welchen sich Henle's Studien bewegt haben. Das erste ist das vergleichend anatomische. Obgleich seine Leistungen in dieser Disciplin sehr respectable sind, so ist sie doch nicht sein eigentliches Feld; man erkennt auf jedem Schritt den Einfluß seines großen Lehrers Joh. Müller und er hört auch auf, sie zu cultiviren, in dem Augenblick, in welchem er Berlin verläßt. Das zweite Gebiet kann man das histologisch-physiologische nennen. Man verdankt dieser Arbeitsrichtung des großen Gelehrten die »pathologischen Untersuchungen«, die »allgemeine Anatomie«, die »rationelle Pathologie«, seine berühmte Vorlesung über Anthropologie und die »anthropologischen Vorträge«. Ein weites Feld ist es, auf welchem er sich da bewegt, besonders, wenn man noch hinzunimmt, daß alle seine Auseinandersetzungen von scharfsinnigen und tief durchdachten philosophischen Gedanken durchwebt sind. Heute, wo wir unter dem



Zeichen einer weitgehenden Specialisirung stehen, würden sich mindestens der Anatom, der Physiologe und der Vertreter der allgemeinen Pathologie in diese Fächer theilen. Damals, wo erst die Grundlagen für das heutige Arbeitssystem geschaffen werden sollten, konnte noch Ein Mann Alles umfassen und es ist ein Glück für uns Epigonen, daß es einen Henle gab, welcher diese Grundlagen so sicher zu fundiren wußte. Man rechnete in jener Zeit den Eiter mit zu den histologischen Objecten und liebte es, gerade an ihm Zellenstudien zu machen. Auch im Uebrigen benutzte man die pathologischen Veränderungen der Gewebe gern als Beihülfe zum Studium der normalen. Kein Wunder also, daß einem Manne wie Henle auf beiden Gebieten die reformatorischen Gedanken zuflösten. In der Ausarbeitung zwar weichen die beiden Lehrbücher weit auseinander, wie dies nicht anders sein kann, der Ausgangspunkt aber ist entschieden ein gemeinschaftlicher. Seine allgemeine Anatomie blieb Muster und Vorbild bis zum heutigen Tage, seine rationelle Pathologie mußte mit der großen Zahl neuer Funde, welche die letzten dreißig Jahre brachten, rasch veralten; die Hypothese nahm nothgedungen einen sehr breiten Raum ein. Trotzdem aber war auch dieses Buch bahnbrechend und die darin niedergelegten Hypothesen starben, nachdem sie ihre Pflicht gethan hatten, eines ehrenvollen Todes. Die gesprochenen und geschriebenen anthropologischen Vorträge aber sammelten aus dem Material beider Bücher diejenigen Abschnitte, welche sich besonders für eine Betrachtung von höherer Warte aus, in philosophischem Lichte, eigneten. Es bedarf keiner Aus-



führung weiter, dafs auch hierbei von einer Compilation aus den eigenen Schriften keine Rede sein konnte, sondern dafs es sich nur um eine Anknüpfung neuen Denkens an seine alten Grundideen handelt.

Etwas ganz Neues ist das »Handbuch der systematischen Anatomie«. Es steht nicht auf dem alten Boden. Dieser zweite Theil seiner Lebensaufgabe wurde von Henle nicht weniger glänzend gelöst, wie der erste und zeigte er sich dort als Meister in Aufstellung und Verarbeitung allgemeiner und weit umfassender Gedanken, so stellte er hier das bleibende Vorbild für die anatomische Kleinarbeit auf. Wäre er freilich nicht der Mann gewesen, dem die grofsen Gesichtspunkte zu eigen waren, so würde er eben nur die Kleinarbeit geliefert haben, die leitenden Gedanken, welche das ganze Werk durchziehen und ihm erst den bleibenden Werth und die epochemachende Bedeutung verleihen, diese wären ihm verfaßt geblieben.

Er hat Großes geleistet, weit Größeres als sonst meist eine Gelehrtenlaufbahn hervorbringt und ich kann mit Flemming's Worten schließen: Unsere Wissenschaft kann ihm das schönste Denkmal setzen, das sie zu vergeben hat, indem sie ihm nachruft: ein grofser Theil von allem Besten, was in unserer Arbeit und Lehre heute wächst und künftig aufgehen wird, war von seiner Saat.

---



## A N H A N G.

---

### I.

#### Einleitung zur Vorlesung über Anthropologie <sup>1)</sup>.

Die Anthropologie ist die Wissenschaft von den Functionen des menschlichen Geistes und Körpers in populärer Fassung. Dies letztere unterscheidet sie von der Physiologie, welche eine propädeutische, eine Hülfswissenschaft der Medicin ist. Da nun aber beide denselben Stoff behandeln, so kann man mit Recht fragen, wie die Anthropologie dazu komme, als selbstständige, der Medicin nicht inhärirende Wissenschaft von Bedeutung für die allgemeine Bildung aufzutreten. Man könnte antworten, daß die Naturwissenschaften überhaupt den Menschen zieren, daß es gut und ziemlich sei, den Geist mit den Bildern der Umgebungen zu erfüllen. Aber indem der Mensch seine Eingeweide, sein Herz, seine Gedanken erforscht und betrachtet, geht ihm die lebenswürdige Naivetät verloren, und die Wissenschaft vermag schwerlich, diesen Mangel zu ersetzen. Eine andere Antwort würde auf die praktische Anwendbarkeit der Anthropologie in

---

<sup>1)</sup> Nach einem in Henle's Nachlaß befindlichen Collegienheft; nachgeschrieben von Mart. Schenk, stud. phil. Sigens. Heidelb., Winter, 1846 bis 1847.



allen möglichen Fällen des Lebens, für den Juristen, den Nichtmediciner etc. hindeuten. Aber auch diese Hinsicht kann zum Studium der Anthropologie nicht bewegen. Nicht humanistische, nicht Utilitätsrückfichten, sondern ein anderes, höheres Ziel veranlaßt uns, den Menschen kennen zu lernen.

Es scheint jetzt an der Zeit zu sein, daß auch die Physiologie mit Antheil nehme an den großen Bewegungen unserer Zeit. Selbst die Naturwissenschaften dürfen sich nicht von der großen Aufgabe der Gegenwart, der Umgestaltung der socialen Zustände, zurückziehen. Unter ihnen ist aber zu diesem großen Werke ganz besonders die Physiologie berufen. Denn alle Kämpfe, die in unserer Zeit geführt werden, weisen auf den Menschen, den Gegenstand der Physiologie zurück, alle Fäden aus der Rechts-, Staats-, Religionswissenschaft vereinigen sich in dem einen Punkte, dem Menschen. Freilich bloß im geistigen Menschen, aber der Zusammenhang zwischen dem geistigen und körperlichen ist ein so inniger, daß eine vollständige Betrachtung des ganzen Menschen nicht nur einen Theil, sondern beide Theile gleich gründlich umfassen muß.

Bisher verlangte man von der Philosophie, und verlangt es zum Theil noch jetzt, daß sie nicht nur über die letzten Gründe des Bestehenden Rechenschaft gebe, sondern auch, daß sie das Räthsel der Verbindung von Geist und Körper löse. Zu dem Ende hat sie sich zweier Mittel bedient, einmal wirkte sie mit dem geistigen, ewig gleichen Menschen, zweitens benutzte sie das concrete Wissen. So würde es noch heute sein, wenn nicht in den letzten



Jahren durch die gründlichsten und ergiebigsten Forschungen die positiven Kenntnisse eine so rasche und ungewöhnliche Ausbreitung gewonnen hätten, wenn sich das Material nicht auf eine solche Weise aufgehäuft hätte, daß es gar nicht mehr möglich ist, auf diese Kenntnisse gestützt, philosophische Systeme aufzubauen. Die Systeme entstehen noch in den Köpfen, aber ehe sie sich haben setzen, krySTALLISIREN können, werden sie von neuen, raschen Entdeckungen umgestoßen und machen anderen Platz. So ist es denn gekommen, daß sich die Philosophie in eine Geschichte der Philosophie, der philosophischen Systeme verwandelt hat. Da sich das große Ganze der Wissenschaften nicht mehr übersehen läßt, und zumal in den Naturwissenschaften, in welchen die besseren Philosophen ihre Basis zu suchen gewohnt sind, die rasche Aufeinanderfolge der Entdeckungen die Kenntnisse zu keinem stabilen Ganzen kommen läßt, so haben die Philosophen darauf verzichtet, über die Beschaffenheit des Weltganzen Rechenschaft zu geben, und sie suchen nur zu zeigen, wie sich der menschliche Geist entwickelt hat; sie sind Historiker geworden.

Eine ähnliche Richtung hat in neuerer Zeit die Theologie genommen. Ursprünglich waren Theologie und Philosophie in denselben Händen, wurden nach derselben Methode behandelt. Sie trennten sich erst in der Zeit, da Verstand und Gemüth sich schieden, da der Verstand andere Befriedigung suchte. Die Theologie ist bei den ursprünglichen Vorstellungen stehen geblieben, sie ist eine gemüthliche Behandlung derselben Gegenstände, welche die Philosophie dem Verstande genügend darstellt.



Auch die socialen Verhältnisse haben auf die Erforschung des menschlichen Wesens zurückgeführt, denn zu ihrem Verständniß ist die Kenntniß des Geistes und Herzens unumgänglich nöthig. Alles andere am Menschen Haftende, die Vorzüge der Geburt, Vermögensumstände etc. werden immermehr als unwesentliche Dinge bei Seite geschoben. Der Grundsatz des Christenthums, daß alle Menschen von Natur gleiche Berechtigung haben, die ihnen nichts nehmen darf, ist in unserer Zeit in den Vordergrund getreten. Die völlige Gleichheit kann freilich jetzt noch nicht herbeigeführt werden, aber alle bisherigen Revolutionen sind aus dem Grundgedanken hervorgegangen, daß man den Menschen als ein Wesen angesehen hat, welches seine Rechte, seine Freiheit und seine Gleichheit mit seinen Mitmenschen in sich trägt.

Die Ideen der Feudalherrschaft, die eine Zeitlang nicht angegriffen wurden, sind endlich durch die Berechtigten selbst in ihrem Grunde erschüttert; auch diese gestehen indirect die Verkehrtheit, welche in die socialen Zustände eingerissen ist. Gegenwärtig wird kein Kampf der Principien mehr geführt, die Machthaber reagiren nicht mehr, sie suchen vielmehr ihre Stellung zu entschuldigen und daß es also in der Welt gekommen sei. Alle Parteien wollen vorwärts; nur darum wird gestritten, ob das Alte, Schlechte sich langsam durch historische Entwicklung in etwas Neues, Besseres verwandeln, oder ob es mit einem Schlage abgethan und durch das Bessere ersetzt werden müsse.

Was aber aus diesem Streite rein und geläutert hervorgehen soll, das ist der Mensch. Ihn daher zu kennen, ist zum Verständniß der Gegenwart und ihrer



Kämpfe, sowie der Zukunft mit ihren Gebilden unumgänglich nöthig. Darum ist die Kenntniss des Menschen ein hohes Ziel, welches sich unsere Wissenschaft, die Anthropologie, vorsteckt, höher als alle jene humanistischen und praktischen Zwecke.

Wenn nun aber der vorzüglichste Theil unserer Wissenschaft dem geistigen Menschen, seiner angeborenen geistigen Fähigkeit, seinen Ideen zugewandt ist, warum erst den Leib erforschen, warum durch das Labyrinth der körperlichen Organe zum Ziele gelangen wollen? — Ohne Kenntniss der Verhältnisse ist das Verständniss der psychischen rein unmöglich, und zwar aus drei Gründen:

1) Von einem Geiste haben wir ohne einen Körper keine Kenntniss, ohne ihn entzieht er sich ganz und gar der Beobachtung und nur durch den Körper können wir experimentelle Kenntniss von der Seele erlangen. Gewöhnlich sieht man den Körper für etwas Geringes, dem Geiste Untergebenes an. Dies aber ist unrecht. Der Körper ist in allen seinen Gesetzen ebenso erhaben, als der Geist; ja es giebt keine Handlung, bei der der Geist nicht einigermaßen vom Körper beherrscht würde. (Wirkung des Weines, krankhafter Zustände.) Die Verbindung des Körpers mit dem Geiste ist also etwas sehr Wesentliches, und darum mit Recht der Körper voranzustellen.

2) Man muß ferner mit dem Einfacheren anfangen und erst dann zum Zusammengesetzten übergehen. Bei der Betrachtung des Organischen setzt man die Kenntniss des Unorganischen voraus, weil das Organische erst aus einer Verbindung vom Unorganischen mit dem Leben hervorgeht. Wie nun das Unorganische zum Organischen, so verhält sich auch der



Körper zur Psyche. Ein thierisches Wesen ist ein Organismus und Leben. Die Seelenthätigkeit ist daher nur an der Hand der organischen Thätigkeit zu lernen und zu begreifen. Bei diesem Verfahren ergiebt sich ein doppelter Vorthail; wir lernen einmal die Mittel kennen, durch welche sich die Seelenthätigkeiten äußern, von denen die Seelenthätigkeiten in Anspruch genommen werden können; zweitens, was besonders wichtig ist, wir werden die Seelenthätigkeiten auch als analoge, parallele Erscheinungen der Körperthätigkeiten kennen lernen. Denn erst die Analogie mit dem Körperlichen erklärt das Seelenhafte. Ein Beispiel: Es ist bekannt, daß stark contrastirende Einwirkungen auf die Empfindungsnerven einander in ihrer Wirkung steigern, daß die Kälte empfindlicher ist, nachdem man sich vorher in warmer Luft befunden hat, daß nach gänzlicher Stille selbst ein mäßiger Schall die Gehörnerven stark angreift, und daß unter solchen Umständen sogar Krankheiten, Krämpfe etc. eintreten können. Ebenso ist es in unserem Seelenleben. Eine traurige Nachricht macht einen um so tieferen Eindruck, in je contrastirenderer Stimmung sie einfällt. Sie greift dann sogar den Körper an, verursacht Ohnmacht, Secretion der Thränen etc. Sogar in der Sphäre des Verstandes findet diese Erscheinung statt. Zwei contrastirende Vorstellungen gehen um so spurloser am Geiste vorüber, je langsamer sie dargestellt werden; nur dann, wenn sie unmittelbar neben einander gestellt, oder gar zu gleicher Zeit und in einem Worte (Wortspiel) ausgedrückt werden, machen sie Effect und bezwingen sogar den Körper (Lachen). Ein lange eingeleiteter Witz ist ebenfowenig lächer-



lich, als eine vorbereitete Kalte empfindlich oder eine vorbereitete Nachricht erschreckend ist. Da nun also die Erscheinungen im Seelenleben ihr Analogon und ihre Erklärung im Körperlichen finden, so ist es angemessen und natürlich, den Körper vor dem Geiste abzuhandeln.

3) Der dritte Grund endlich ist der, daß wir nach einer Methode verfahren, und zwar nach der eigenen Methode der Naturwissenschaften, die von der Philosophie abweicht. Sie ist aber folgende: Beim Studium der Natur drängt sich uns der Begriff einer Norm, eines Typus, eines Gesetzes auf; wir finden diesen, wenn wir nach einer Erklärung der Erscheinungen suchen. Der Umstand, daß Alles, was in der Natur ist, sich in einer Anzahl von gleichen Exemplaren wiederfindet, veranlaßt uns, eine Gesetzmäßigkeit anzuerkennen. Den sich wiederholenden Gedanken lernen wir für eine Norm halten. Diese Norm aber abstrahiren wir uns aus der Vergleichung der Einzelwesen. Hätte der Naturforscher nur immer ein einziges Wesen aus allen Arten vor sich, so würde er keinen Typus bestimmen können. Bei der Vergleichung stoßen wir nun aber auch auf kleine Verschiedenheiten (Farbe der Haare, der Augen etc.) und auf monströse Bildungen. Von diesen sehen wir ab, und halten uns bei Aufstellung der Norm nur an die Majorität. Mit einem solchen abstrahirten Typus muß sich der Naturforscher begnügen. Die Ursache kann er nicht angeben, und fragt man ihn nach der Ursache, fragt man ihn, weshalb die Nase unter den Augen stehe, so vermag er eben nur zu sagen, »es ist so; es muß bei diesen einzelnen Individuen so sein,



weil dies der Typus des ganzen Geschlechtes ist. — Dieses Gesetz kann man auch in die Sphäre des Geistigen übertragen. Hier giebt es allgemein anerkannte Sätze, die Jedermann für wahr hält, ohne den Beweis zu haben, ohne ihn liefern zu können. Wer diese Grundfätze der Mathematik und Logik bezweifelt, den darf man ebenso gut für einen Blödsinnigen erklären, als man einen Zweiköpfigen für ein Monstrum hält. Anders verhält es sich freilich mit den Sätzen des Glaubens, des Rechts, der Sittlichkeit. Hier darf man nicht unbedingt Blödsinn vermuthen, wenn Jemand von der Majorität abweicht. Zwar liegt dem Glauben an Gott, an Unsterblichkeit etc. etwas Allgemeingültiges zu Grunde, aber es fragt sich, wie die Meinung des Einzelnen sich specifisch gestaltet. Wer vermag hier über die Vernünftigkeit der Ansichten zu entscheiden? — Leider giebt die Erklärung der Erscheinungen aus dem Gesetz keine vollkommene Gewissheit. Wir können die Gesetze nur aus der Erfahrung herleiten und sind abhängig von der Zahl. Daher oft neue Thatfachen die alten Erklärungen umstossen. So ist es nicht gewiss, daß alle Menschen sterblich sind. Freilich hat dieser Satz die grösste Majorität, die äusserste Wahrscheinlichkeit für sich, aber doch könnte einmal ein Mensch unsterblich sein. Mit den Erklärungen aus dem Gesetz haben sich von jeher nur diejenigen der Naturwissenschaften begnügt, welche eine praktische Anwendung finden (Chemie, Physik und die Physiologie als Theil der Medicin). Die Psychologie aber hat sich nicht damit begnügt, sie ist nicht bei den Erklärungen aus dem Gesetz stehen geblieben, sondern hat die Gründe dieser Ge-



setze aus metaphysischen Dingen, aus übermenschlichem Ursprung herzuleiten gesucht, eben weil ihre Gesetze keine praktische Anwendung zulassen. Sobald wir praktisch werden, begnügen und beruhigen wir uns mit den Gesetzen und bemühen uns nicht mehr, dieselben zu beweisen, herzuleiten.

Unsere Methode nun wird ebenfalls dabei stehen bleiben, die Gesetze aufzustellen. Wir suchen das Allgemeine auf und sondern es vom Unwesentlichen ab.

Von dem obersten, als Norm festgestellten Satze ist es leicht, abwärts die verschiedensten Folgen und Wirkungen zu entwickeln.

Es bleibt hier nur noch übrig, über das Wesen der naturwissenschaftlichen Erklärung Einiges zu sagen. Das Erklären ist das Einsehen einer Thatfache aus einfachen Gründen, das Einsehen der Nothwendigkeit. Diese Gründe aber sind zu verschiedenen Zeiten ganz verschieden aufgefaßt worden. Man ist auf mancherlei Irrwege gerathen, die jetzt vermieden werden müssen und können, weil die Erfahrung und die Kritik dieselben aufgedeckt haben.

Es ist eine ganz natürliche Regung des Geistes, daß er eine Ursache an die Spitze der sämmtlichen Erscheinungen stellt: Diese Ursachen werden aber im Kopfe geschaffen, ehe der Geist sich zu einem exacten, philosophischen Denken herangebildet hat, nämlich in der Kindheit sowohl des einzelnen Menschen als ganzer Nationen. Als eine solche Grundursache des Bestehenden stellt sich dem Kinde und dem Volksglauben ein mit menschlicher Einsicht ausgestattetes Wesen dar. Wie aber beim Kinde anfangs alle Handlungen aus Leidenschaften (Liebe, Verdruss etc.) und erst



später aus einsichtiger Erwägung hervorgehen, so muß es auch anfangs glauben, daß jene personificirte Ursache nach menschlichen Leidenschaften handle, daß sie den Menschen alles Gute aus Liebe, alles Böse aus Zorn zusende, und erst auf einer späteren Stufe kommt der Mensch auf den Gedanken, daß die Ursache Alles zweckmäßig und einsichtsvoll bewirke und anordne. Denn da der Mensch nur sich allein kennt, so hält er bei unentwickeltem Verstande Alles, also auch seinen Gott für seines Gleichen. Die Gottheit entwickelt sich ganz nach seinen Vorstellungen; giebt sie freundlichen Sonnenschein, so thut sie es aus Liebe zur Welt, läßt sie donnern und blitzen, so will sie ihren Zorn über Mifs Rathene kundgeben.

Nach diesem Gesetze der Menschlichmachung aller Ursachen sind auch die ersten naturwissenschaftlichen Erklärungen entstanden. Ja, einige dauern noch fort, wie der Ausdruck chemische Wahlverwandtschaft etc. zeigt, der von menschlichen Verhältnissen hergenommen ist. Wie nun zu den leidenschaftlichen Regungen besonnene hinzutraten, wurden auch diesen Ursachen ähnliche Wirkungen angedichtet (— Teleologie).

Auf höherer Stufe geistiger Ausbildung, wenn er das Wesen der Erscheinungen reiflicher durchdacht hat, läßt nun der Mensch die wirkenden Kräfte von der Gottheit auf die Körper, die Materie selbst übergehen. Dann wirken Schwere, Anziehung, Licht etc. Auf dieser Stufe ist ein Gebet, daß die Sonne aufgehen, daß es regnen möge, unmöglich, denn der Mensch sieht ein, daß diese Erscheinungen nicht ihm zu Liebe, sondern nach ihren eigenen, unabänderlichen Gesetzen eintreten. Aber dem religiösen Gemüth ist



es nicht möglich, alles 'menschliche Ermessen aus solchen Erscheinungen zu verbannen. Daher die Annahme der Wunder.

Die teleologische Ansicht, mit einer einfachen Naturanschauung untermischt, hat sich bis auf unsere Zeit erhalten. Besonders hat sie sich in der populären Theologie ausgebreitet. Aber auch die Philosophie und die Naturwissenschaften sind nicht frei von ihr geblieben. Die Naturphilosophen suchen Rechenschaft zu geben über den Organismus der Naturgegenstände. Sie legen denselben Zweckmäßigkeit bei. So führen sie an, die Schale der Schildkröte sei eine zweckmäßige Einrichtung, weil sie dem Thiere zu ganz sicherem Schutze gegen Verletzungen diene. Aber man könnte dann fragen, warum nicht auch der Mensch eine solche Schale habe, da doch das Leben der Schildkröte nicht kostbarer sein könne, als das des Menschen. Diefem Einwurfe zu begegnen sagt man, das göttliche Wesen habe verschiedene Organismen erschaffen, um alle möglichen Formen darzustellen. Dies läßt sich ebenso leicht durch die Frage widerlegen, warum es in diesem Falle keine gefiederten Säugethiere, keine vierbeinigen Vögel gäbe. — So antwortet der Teleologe auf die Frage warum? immer mit: »zu diesem Zwecke«, niemals aber: »aus dieser Ursache«.

Erst jetzt, nachdem sich die Physiologie dieses teleologischen Irrweges bewußt geworden ist, nachdem sie sich zu den genetischen oder Causal erklärungen gewandt hat, kann sie mit Kritik auf ihre verwandten Wissenschaften wirken. Die Naturwissenschaften müssen ebenso behandelt werden, wie die



Entwicklungsgeschichte, in welcher nichts erklärt ist, was nicht aus dem Vorhergehenden, Begründeten nothwendig folgt.

Das Verhältniß von Ursache und Wirkung ist aber kein in den natürlichen Dingen gegebenes. Wir können es nicht wahrnehmen, daß ein Factum die Ursache eines anderen ist; das Einzige, woraus wir die Causalität schliessen können, ist die Coexistenz zweier Dinge. Dabei ist aber ein Irrthum sehr leicht. Wenn früher ein Komet und eine Pest zusammentrafen, gab man den einen für die Ursache des anderen aus. Das Causalverhältniß ist eine reine Fiction, besteht nur in unseren Gedanken. Wir nehmen aus der unendlichen Kette von Thatfachen eine heraus und nennen nun Wirkung das, was wir uns nothwendig in dieser einen Thatfache gegeben denken, dasjenige, was mit Nothwendigkeit folgen muß, wenn diese eine Thatfache, die wir uns frei denken, eintritt. Wir können uns aber nichts frei denken, da jede Thatfache ein Glied einer großen, unendlichen Reihe, folglich bedingt ist. Thun wir es dennoch, so machen wir nur einen Versuch, denn ein Versuch ist das willkürliche Setzen einer Thatfache, zu dem Zwecke, den dabei nothwendig gedachten Erfolg eintreten oder nicht eintreten zu sehen.

Die Causalerklärungen sind auch auf Gegenstände aus dem geistigen Gebiete anwendbar. Hier drängt sich aber die Frage auf, ob eine solche Behandlung des Geistigen fruchtbringend, ob die genetischen Erklärungen in dieser Sphäre möglich sind, ja ob wir nicht die Freiheit des Geistes beschränken, wenn wir nothwendige Gesetze für ihn statuiren? Die letzte



Frage läßt sich jetzt noch nicht strict verneinen, obgleich es ausgemacht scheint, daß die Freiheit des Geistes eben nur in der Unterwerfung unter ein ewiges, allgemeines Gesetz besteht. Was aber die erste Frage betrifft, so findet nach dem Anerkenntniß Aller das Verhältniß der Causalität auch in geistiger und sittlicher Beziehung statt. Was wir einen entschiedenen Charakter nennen, ist ein auf solche Weise disponirter Geist, daß man mit Bestimmtheit vorausagen kann, wie er sich unter gewissen Umständen nothwendig und gesetzmäßig verhalten werde. Nur die Complicirtheit der Sache hat uns bewogen, von den genetischen Erklärungen im geistigen Gebiete zu abstrahiren; gleichwohl dürfen wir von dem Princip nicht lassen. Ebenso wird sich kein Physiker anheischig machen, beim Herunterfallen einer Feder von einem Thurme den Ort, wo sie ankommt, und die Zeit, die sie braucht, mathematisch zu bestimmen, obgleich die einzelnen Gesetze, die die Feder beim Fallen befolgt, von ihm ergründet sind. Die Menge der zu beachtenden Umstände, die Complicirtheit der Sache macht ihm die Lösung unmöglich, aber darum abstrahirt er durchaus nicht von den einfachen Gesetzen des Falles.

Wir dürfen uns hier also nicht in das Einzelne einlassen, sondern müssen uns an die Betrachtung des Ganzen halten.



## II.

### Adresse der medicinischen Facultät zu Kiel an Henle bei seinem fünfzigjährigen Doctorjubiläum.

Hochgeehrter Herr College!

Der Grufs, den Ihnen hier die medicinische Facultät der Universität Kiel darbringt, hat kaum Aussicht, gefondert aus dem freudigen Zuruf hervorzuklingen, in dem sich Ihnen heute eine seit fünfzig Jahren angewachsene Summe von Dank und Verehrung von allen Seiten ausspricht. Denn ungezählte Aerzte schulden Ihnen ihre Ausbildung, ungezählte Forscher ihre Anregung, und was Ihnen die anatomische Lehre an sich selbst dankt, fühlte und erfuhr seit lange ein Jeder, dem die Aufgabe ward, diese Lehre zu übertragen. In einem tief durchdachten Meisterwerk haben Sie gesammelt, was zerstreut war, geordnet, was umher lag, künstlerische Formenschönheit haben Sie bis in das Handbuch der Studenten getragen und in dem Irrgarten der alten Nomenclatur feste, leicht kenntliche Wege gezogen, deren Geleise, soweit wir voraus denken können, niemals zerstört oder verlassen werden wird.

Aber was mehr ist, und was Ihnen die heutige Generation im Getriebe ihrer vielseitigen Arbeit nie vergessen soll noch wird: Sie haben unserer Wissenschaft ein neues Land entdecken helfen, haben es



erforscht und aufgeschlossen: ein Land, in dem wir heute wohnlich leben, dessen Boden wir bauen, das uns Ausgangspunkt für neue Forschungszüge geworden ist. Vor fünf Jahrzehnten haben Ihre Arbeiten mit denen Schwann's den Grund gelegt zur jetzigen Histologie, der Wissenschaft, von der Sie sagen, »dafs auf ihrer Verbindung mit der Anatomie die heutige Stellung der letzteren im Unterrichtssystem, die des Anatomen im Unterrichtskörper beruhe.« In tiefdringender, weitgreifender Arbeit, in lichtvoller Darstellung haben Sie in Ihren Werken über allgemeine Anatomie und rationelle Pathologie der biologischen Naturlehre gezeigt, auf wie viele ihrer Wege neues Licht durch das Mikroskop zu fallen hatte, und sind so einer der bedeutendsten Schöpfer und Entwickler der glänzenden histologischen Arbeitsperiode gewesen, deren Ernte unsere Zeit geniefst. Die zahlreichen schönen Entdeckungen, die Sie selbst dafür bis in die jüngste Zeit beisteuerten, sind heute Gemeingut der Wissenschaft, Zierden ihrer Literatur, Fundamente für ihren Weiterbau. Und fast nicht minder hoch als diese müssen wir es Ihnen anrechnen, dafs Sie auch die Arbeit der Uebrigen leiteten: lange haben Sie, als Einzelner, der bewundernswerthen Mühe obgewaltet, in der jungen Forschung Ordnung zu halten, indem Sie in Ihren Jahresberichten sie mit berufenem Auge sichteteten und ihr die geeigneten Wege wiesen.

Aber nicht blofs der morphologischen Lehre haben Sie solche gewiesen, sondern auch der gesammten Medicin. In den Zustand der pathologischen Systeme, der vor vierzig Jahren bestand und den die heutige Schule kaum noch aus der Geschichte der Medicin



kennt, haben Sie den Ausspruch geworfen und in einem glänzenden Werk vertreten: »Rationelle Pathologie und Physiologie sind identisch.« Es läßt sich wohl kaum ein deutlicheres Zeichen Ihres Erfolges nennen, als die Thatfache, daß uns dieser Ausspruch selbstverständlich klingt und daß uns für die alten Theorien, denen er fremd war, selbst das Gedächtniß abhanden gekommen ist.

Wer auf fünfzig Jahre solchen Wirkens zurückblickt, hat mehr Glück erfahren, als die vielen Glückwünsche in sich fassen können, die Ihnen heute zufließen. Wenn Ihnen der unserige auch nur hat sagen können, was Sie als Selbsterlebtes wissen, so mögen Sie ihn doch hinnehmen als aufrichtigsten Ausdruck des Dankes, zu dem auch wir mit allen Arbeitern, Lehrern, Schülern der biologischen Naturwissenschaft Ihnen verbunden sind.

gez. Litzmann, z. Z. Decan.

Esmarch. Henfen. Heller. Völckers.

Flemming.



### III.

#### Verzeichnifs der Schriften Henle's.

1. De membrana pupillari aliisque oculi membranis pillucentibus. Bonnae 1832. In commissis apud E. Weberum. 4<sup>0</sup>.
2. Ueber das Diplostomum rhachiaeum, einen Eingeweide-wurm der Wirbelhöhle. Froriep's Notizen, Bd. XXXVIII, 1833, col. 19 bis 22.
3. Ueber Narcine, eine neue Gattung elektrischer Rochen nebst einer Synopsis der elektrischen Rochen. Mit 4 Steintafeln. Berlin 1834. 4<sup>0</sup>.
4. Eiweifs, Elaine im Berliner encyklopäd. Wörterbuch d. med. Wissensch. Bd. X. 1834.
5. Epidermis, Epithelium, Eructatio, Excremente, Fäulnifs. Ebendaf. Bd. XI 1834.
6. Ueber Aquaeductus vestibuli und cochleae. Mit Joh. Müller. Jahresbericht in Müller's Archiv 1834, S. 32.
7. Einige Worte über die Membrana capsulo-pupillaris. Ammon, Zeitschr. Bd. IV, 1835, S. 23 bis 27.
8. Anmerkung zu Owen's »ein mikroskopischer Binnen-wurm, Trichina spiralis« in den menschlichen Muskeln. Müller's Archiv 1835, S. 526.
9. Ueber die Gattung Branchiobdella und über die Deutung der Geschlechtstheile bei den Anneliden und hermaphroditischen Schnecken. Müller's Archiv 1835, S. 574 bis 608.
10. Falx cerebri und cerebelli, Faferknorpel, Faferstoff, Fauces, Fett, Fettgewebe, Fetthaut, fibröses Gewebe im Berliner encyklopäd. Wörterbuch, Bd. XII.



11. Gähnen, Gänsehaut, Galle (Cylinderepithel der Gallenblase). Ebendaf. Bd. XIII, 1835. Gefäßsdrüsen, Gehörinn. Ebendaf. Bd. XIV, 1836.
12. Symbolae ad anatom. villorum intestin. inprimis eorum epithelii et vasorum lacteorum. Berolin 1837. 4<sup>o</sup>.
13. Ueber Enchytraeus, eine neue Annelidengattung. Müller's Archiv 1837, S. 74 bis 90.
14. Ueber den Musculus spinalis cervicis des Menschen. Müller's Archiv 1837, S. 297 bis 303.
15. Henle und J. Müller. Ueber die Gattungen der Plagiostomen. Wiegmann's Archiv III, 1837, S. 394 bis 401, 434; IV, 1838, S. 83 bis 85.
16. Hallucinationen, Haut im Berliner encyclopäd. Wörterbuch, Bd. XV, 1837.
17. Bericht über die Fortschritte der physiol. Pathologie und patholog. Anatomie in den Jahren 1836 bis 1837, Müller's Archiv 1838; 1837 bis 1838, Müller's Archiv 1839.
18. Ueber Schleim- und Eiterbildung und ihr Verhältniß zur Oberhaut. Hufeland's Journ. LXXXVI, 1838, Heft V, S. 3 bis 62.
19. Ueber die Ausbreitung des Epitheliums im menschlichen Körper. Müller's Archiv 1838, S. 103 bis 128.
20. Ueber das Gedächtniß in den Sinnen. Casper's Wochenschrift 1838, Nr. 18, 19.
21. Henle und J. Müller. On the generic characters of Cartilaginous Fishes. Mag. Nat. Hist. II, 1838, p. 33 bis 37, 88 bis 91.
22. Ueber die mikroskopischen Bestandtheile der Milch. Froriep's Notizen XI, 1839, col. 33 bis 38.
23. Vergleichend-anatomische Beschreibung des Kehlkopfs mit besonderer Berücksichtigung des Kehlkopfs der Reptilien. Leipzig 1839. 4<sup>o</sup>.
24. Zur mikroskopischen Anatomie der Retina. Anmerk. zu Remak's Abhandlung in Müller's Archiv 1839, S. 170 und zu Bidder's Abhandlung ebendaf. S. 385.



25. Ueber den Bau der Drüsen. Oken, Isis 1839, col. 867 und 868.
26. Ueber den Bau der Retina. Oken, Isis 1839, col. 868.
27. Ueber die Structur und Bildung der menschlichen Haare. Froriep's Neue Notizen, Bd. XIV, S. 113. 1840.
28. Ueber Trichina spiralis (Priorität). Ebendaf. S. 320.
29. Ueber die Contractilität der Gefäße. Casper's Wochenschrift 1840, Nr. 21.
30. Ueber Wafferfucht. Hufeland's Journ., Mai 1840, S. 13.
31. Pathologische Untersuchungen. Berlin 1840. 8<sup>o</sup>.
32. South's Knochenlehre zum Gebrauch für Studirende. Deutsch bearbeitet. Berlin 1840. 8<sup>o</sup>.
33. Allgemeine Anatomie; Lehre von den Mischungs- und Formbestandtheilen des menschlichen Körpers. Leipzig 1841. 5 Tafeln. 8<sup>o</sup>.
34. Ueber einen Parasiten der Ohrenschmalzdrüse (Haarsackmilbe), Beobachter aus der östlichen Schweiz. December 1841.
35. Systematische Beschreibung der Plagioptomen. Mit J. Müller. Berlin 1841. 60 Tafeln. Fol.
36. Medicinische Wissenschaft und Empirie. Zeitschr. f. ration. Medic., Bd. I, S. 1. 1844.
37. Zu Pfeufer's klinischen Mittheilungen: Morbus Brightii. Ebendaf. S. 67.
38. Ueber Hypertrophie und Geschwülste durch gehemmte Resorption. Ebendaf. S. 72.
39. Ueber Tonus, Krampf und Lähmung der Bronchien und über Expectoration. Ebendaf. S. 249.
40. Ueber die pacinischen Körperchen an den Nerven des Menschen und der Säugethiere. Mit Kölliker. Zürich 1844. 3 Tafeln. 4<sup>o</sup>.
41. Bericht über die Arbeiten im Gebiet der rationellen Pathologie seit Anfang des Jahres 1839 bis Ende 1842. Henle und Pfeufer's Zeitschrift für rationelle



- Pathologie, Bd. II, 1844, S. 1 bis 409; Bd. III, 1845, S. 1 bis 32; Bd. IV, 1846, S. 379.
42. Handbuch der rationellen Pathologie. Braunschweig 1846 bis 1853, 2. und 3. Auflage bis 1855.
  43. Berichte über die Fortschritte der Histologie in Cannstatt's Jahresbericht 1844 bis 1848.
  44. Röhrengeschwulst — Siphonoma, eine neue Art pathologischer Geschwülste. Zeitschr. f. ration. Medicin, Bd. III, 1845, S. 130 bis 136, 319 und 320.
  45. Ueber die Gattung Gregarina. Müller's Archiv 1845, S. 369 bis 374.
  46. Anmerk. zu Th. Bischoff, Noch ein Wort über die Aufnahme narkotischer Gifte durch die Lymphgefäße. Zeitschr. f. rat. Med., Bd. V, 1846, S. 306.
  47. Ueber Blutanalysen. Zeitschr. f. rat. Med., Bd. VII, 1849, S. 404 bis 410.
  48. Ueber Haffal's concentrirte Körperchen des Blutes. Zeitschr. f. rat. Med., Bd. VII, 1849, S. 411 und 412.
  49. Berichte über die Fortschritte der allgemeinen und speciellen Anatomie in Cannstatt's Jahresbericht 1849 bis 1855.
  50. Entgegnung an Herrn Dr. Wunderlich. Zeitschr. f. rat. Med., Bd. X, 1851, S. 194 bis 202.
  51. Versuche und Beobachtungen an einem Enthaupteten. Zeitschr. f. rat. Med. N. F. Bd. II, S. 299, Tafel IX, Fig. 4 bis 10. 1852.
  52. Handbuch der systematischen Anatomie des Menschen in drei Bänden. Braunschweig 1855 bis 1879. Die Knochenlehre in drei Auflagen, alles Uebrige in zwei Auflagen.
  53. Ein Fall von *Trichina spiralis*. Zeitschr. f. rat. Med. N. F. Bd. VI, 1855, S. 247.
  54. Ein Fall von angeborener Spalte der Clitoris. Zeitschr. f. rat. Med. N. F. Bd. VI, 1855, S. 343.
  55. Nachtrag zu Dornblüth: Ueber den Bau der Cornea. Zeitschr. f. rat. Med. N. F. Bd. VII, 1855, S. 224.



56. Berichte über die Fortschritte der Anatomie. Henle und Meissner's Jahresberichte. Leipzig und Heidelberg 1856 bis 1871.
57. Notiz, den M. coracobrachialis des Menschen betreffend. Zeitschrift für rationelle Med. N. F. Bd. VIII, 1857, S. 247.
58. Zur Anatomie der geschlossenen (lenticulären) Drüsen oder Follikel und der Lymphdrüsen. Zeitschr. f. rat. Med. 3. R. Bd. VIII, 1860, S. 201.
59. Zur Physiologie der Leber. Göttinger Nachrichten 1861, Nr. 20.
60. Zur Anatomie der Niere. Abhandlungen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, Bd. X, 1862, S. 223 (Göttinger Nachrichten 1862, Nr. 1 und 7).
61. Zur Physiologie der Stimme. Göttinger Nachrichten 1862, Nr. 4.
62. Ueber den Mechanismus der Erection. Zeitschr. f. rat. Med. 3. R. Bd. XVIII, 1863, S. 1.
63. Ueber das cavernöse Gewebe. Göttinger Nachrichten 1863, Nr. 9.
64. Ueber die Cowper'schen Drüsen. Göttinger Nachrichten 1863, Nr. 13.
65. Zur Physiologie der Niere. Göttinger Nachrichten 1863, Nr. 16.
66. Ueber den Bau und die Function des menschlichen Oviductes. Göttinger Nachrichten 1863, Nr. 19.
67. Ueber die äußere Körnerschichte der Retina. Göttinger Nachrichten 1864, Nr. 7.
68. Weitere Beiträge zur Anatomie der Retina. Göttinger Nachrichten 1864, Nr. 15.
69. Zur Anatomie der Thränenwege und zur Physiologie der Thränenleitung. Zeitschr. f. rat. Med. 3. R. Bd. XXIII, 1865, S. 264.
70. Ueber das Gewebe der Nebennieren und der Hypophyse. Zeitschrift für rationelle Med. 3. R. Bd. XXIV, S. 143.



71. Mit F. Merkel: Ueber die sogenannte Binde substanz der Centralorgane des Nervensystems. Zeitschr. f. rat. Med. 3. R. Bd. XXXIV, 1869, S. 49.
  72. Schlusswort. Zeitschr. f. rat. Med. 3. R. Bd. XXXIV, 1869, S. 276.
  73. Albrecht von Haller. In Göttinger Professoren. Gotha 1872. 8<sup>o</sup>.
  74. Anatomischer Handatlas zum Gebrauch im Secirsaale. Braunschweig 1874 bis 1877. (Enthält die Abbildungen des Handbuches.)
  75. Ueber die Linsenfasern. Göttinger Nachrichten 1875, Nr. 21.
  76. Anthropologische Vorträge. Braunschweig Heft 1 1876; Heft 2 1880. 8<sup>o</sup>.
  77. Zur vergleichenden Anatomie der Kry stalllinse. Göttinger Nachrichten 1878, Nr. 6.
  78. Zur Anatomie der Kry stalllinse. Abhandlungen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, Bd. XXIII, 1878, S. 1.
  79. Zur Erinnerung an E. H. Weber. Göttinger Nachrichten 1878, Nr. 16.
  80. Grundriss der Anatomie des Menschen. Braunschweig 1880, 1 Bd. Text und 1 Bd. Atlas. 2. Aufl. 1883.
  81. Ueber das Erröthen. Nord und Süd, Bd. XIX, S. 47.
  82. Zur Entwicklungsgeschichte der Kry stalllinse und zur Theilung des Zellkerns. Archiv f. mikroskop. Anat. Bd. XX, 1882, S. 413.
  83. Theodor Schwann. Ein Nachruf. Archiv f. mikroskop. Anat., Bd. XXI, 1882, S. 1.
  84. Wachsthum des menschlichen Nagels und des Pferdehufs. Abhandlungen der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, Bd. XXXI, 1884.
-



#### IV.

#### Von Henle selbst geführte Liste über seine Mitgliedschaft gelehrter Gesellschaften.

Correspondent der Rheinisch. naturforschenden Gesellschaft	29. Aug. 1836.
Ordentliches Mitglied der Halleschen naturforschenden Gesellschaft	3. Juni 1837.
Ordentliches Mitglied der Züricher naturforschenden Gesellschaft	14. Dec. 1840.
Auswärtiges Ehrenmitglied der Hamburger medicinischen Gesellschaft	2. Jan. 1841.
Ordentliches Mitglied der Schweizer naturforschenden Gesellschaft	4. Aug. 1841.
Ordentliches Mitglied der Leipziger medicinischen Gesellschaft	20. Dec. 1842.
Correspondent der Belgischen Akademie der Medicin	11. April 1843.
Ordentliches Mitglied der Heidelberger naturw. u. medic. Gesellsch.	17. Febr. 1844.
Ehrenmitglied der Züricher medicinisch-chirurgischen Gesellschaft	20. Mai 1844.
Auswärtiges Mitglied der Kopenhagener medicinischen Gesellschaft	3. Oct. 1844.
Auswärtiges Mitglied der Schwedischen medicinischen Gesellschaft	3. Juni 1845.
Auswärtiges Mitglied der Niederrheinischen naturwissensch. med. Gesellsch.	3. Dec. 1845.
Correspondirendes Mitglied des Vereins für Heilkunde in Preussen	24. Mai 1846.



Correspondirendes Mitglied des Hamburger naturwissensch. Vereins	30. Dec. 1846.
Auswärtiges Mitglied der Utrechter Soc. artt. et doctr.	15. März 1847.
Ehrenmitglied des Badischen Vereins für Staatsarzneikunde	25. Aug. 1847.
Correspondir. Mitglied der medic.-chirurg. Akademie in Ferrara	29. April 1848.
Mitglied der Prager medicin. Facultät	19. März 1849.
Ehrenmitglied des Vereins deutscher Aerzte in Paris	15. Dec. 1849.
Ehrenmitglied der Strafsburger medicinischen Gesellschaft	3. April 1851.
Correspondent der Soc. de biologie	19. Aug. 1851.
Ordentliches Mitglied der Göttinger Societät der Wissenschaften	5. Nov. 1854.
Ehrenmitglied der Dresdener Gesellschaft für Natur und Heilkunde	25. Mai 1855.
Ehrenmitglied der Gesellschaft für Mikroskopie in Gießen	2. Juli 1856.
Correspond. Ehrenmitglied der Naturforsch. Gesellschaft in Emden	12. Oct. 1857.
Mitglied der Acad. Carolino-Leopold. nat. curios.	15. Aug. 1858.
Ehrenmitglied der Belgischen Akademie der Medicin	26. Mai 1859.
Ehrenmitglied d. Lond. medico-chirurg. Soc.	8. Febr. 1859.
Correspondent der Soc. physico-med. Erlangen	20. Juli 1860.
Auswärtiges Mitglied der Bayer. Akademie	28. Nov. 1860.
Auswärtiges Mitglied d. Soc. medico-chirurg. Edinburgh	24. April 1861.
Doctor philosophiae Breslau	14. Aug. 1861.
Auswärtiges Mitglied d. Soc. medica Fennica	18. Dec. 1863.
Correspondirendes Mitglied der Petersburger Akademie	29. Dec. 1863.



Ehrenmitglied der Wiener medicinischen Facultät	13. Aug. 1865.
Auswärtiges Mitglied der Schwed. Akademie	15. Dec. 1870.
Correspond. Mitglied d. Berliner Akademie	3. April 1873.
Auswärt. Mitglied d. Royal society London	1. Dec. 1873.
Correspond. d. Acad. of nat. science, Phila- delphia	25. Juni 1874.
Ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Upsala	27. Febr. 1875.
Auswärtiges Mitglied d. Holländ. Gefellsch. der Wissenschaften Haarlem	15. Mai 1875.
Ehrenmitglied der Soc. physico-medica Erlangen	27. Mai 1878.
Ehrenmitglied der Soc. méd. de Gand	9. März 1882.
Correspondent der Senckenberg. naturforsch. Gefellschaft Frankfurt	11. März 1882.
Ehrenmitglied der Akademie der Medicin Petersburg	26. März 1882.
Auswärtiges Mitglied der Dänischen Gefell- schaft der Wissenschaften	28. April 1882.
Beständiger Secretär der Königl. Societät der Wissensch. in Göttingen	17. Nov. 1882.
Correspondent der Royal med. Society Edinburgh	9. Febr. 1883.
Mitglied der Königl. Akademie der Wissen- schaften Amsterdam	27. April 1883.
Dr. juris der Universität Edinburgh	17. April 1884.
Auswärtiges Mitglied der Ungar. Akademie der Wissenschaften	5. Juni 1884.
Correspondent der Academia delle scienze di Bologna	23. Febr. 1885.



# V.

## Titel und Orden.

Großherzogl. Badischer Hofrath	10. April 1845.
Königl. Hannoverscher Hofrath	21. Juli 1852.
Guelphen - Orden 4. Classe	16. Juli 1858.
Maximilians-Orden für Wissenschaft u. Kunst	28. Nov. 1860.
Guelphen - Orden, Ritterkreuz	27. Mai 1863.
Königl. Hannoverscher Obermedicinalrath	26. Mai 1865.
Preussischer Kronen - Orden 2. Classe	18. Jan. 1880.
Commandeur - Kreuz 2. Classe des Ordens vom Zähringer Löwen	1. März 1882.
Stern zum Kronen - Orden 2. Classe	8. März 1882.
Commandeur - Kreuz 2. Classe des Braun- schweig. Ordens Heinrich des Löwen	30. März 1882.
Großofficierkreuz des Ordens der Ital. Krone	1. Mai 1882.
Königl. Preuss. Geh. Ober-Medicinalrath	2. Jan. 1884.

---



Titel und Ordnung

Erster Theil. Von der Natur und  
Eigenschaften der Menschen.  
Zweiter Theil. Von der Erziehung  
und der Kunst, die Menschen  
zu bessern.  
Dritter Theil. Von der Politik  
und der Kunst, die Staaten  
zu regieren.  
Vierter Theil. Von der Moral  
und der Kunst, die Menschen  
zu bessern.  
Fünfter Theil. Von der Religion  
und der Kunst, die Menschen  
zu bessern.  
Sechster Theil. Von der Philosophie  
und der Kunst, die Menschen  
zu bessern.  
Siebenter Theil. Von der Natur  
und der Kunst, die Menschen  
zu bessern.  
Achter Theil. Von der Kunst  
und der Kunst, die Menschen  
zu bessern.  
Neunter Theil. Von der Kunst  
und der Kunst, die Menschen  
zu bessern.  
Zehnter Theil. Von der Kunst  
und der Kunst, die Menschen  
zu bessern.



